

**Berichterstattung zur sozioökonomischen  
Entwicklung Deutschlands –  
Zweiter Bericht**

**Zwischenbericht**

Teil I

Göttingen, August 2006

Ihre Ansprechperson für dieses Projekt:

Dr. Peter Bartelheimer

Tel. 0551/52205-51

Email: [pbartel@gwdg.de](mailto:pbartel@gwdg.de)

## Inhaltsübersicht

- I. Werkstattberichte – Auswertung der Werkstattgespräche zur sozioökonomischen Berichterstattung im ersten Halbjahr 2006
- II. Aktualisierung von Kennzahlen aus dem ersten Bericht zur sozioökonomischen Entwicklung
- III. Zweiter Bericht zur sozioökonomischen Entwicklung Deutschlands – Konzept und Gliederung
- IV. Arbeits- und Zeitplan

Diese Lieferung umfasst nur Teil I; Teil II folgt Ende August.

## **Teil I: Werkstattberichte**

### **Auswertung der Werkstattgespräche zur sozioökonomischen Berichterstattung im ersten Halbjahr 2006**

Peter Bartelheimer  
Andreas Boes  
Tatjana Fuchs  
Natalie Grimm  
Anne Hacket  
Rainer Land  
Nicole Mayer-Ahuja  
Carolin Weber

## Inhalt Teil I: Werkstattberichte

<b>1.</b>	<b>Die „soeb-Werkstatt“ im Überblick</b>	<b>10</b>
1.1	Ein neues Veranstaltungsformat	910
1.2	Programm und Beteiligung	11
1.3	Wichtigste Ergebnisse	12
	<i>Werkstattgespräch 1: Deutschland im Modell</i>	13
	<i>Werkstattgespräch 2: Regulierung des Umbruchs – Umbruch der Regulierung?</i>	16
	<i>Werkstattgespräch 3: Ostdeutschland – fragmentierte Entwicklung</i>	18
	<i>Werkstattgespräch 4: Gesellschaft im Betrieb</i>	22
	<i>Werkstattgespräch 5: Arbeit und Lebensweisen im Spiegel der Haushaltsökonomie</i>	28
<b>2.</b>	<b>Werkstattgespräch 1: Deutschland im Modell</b>	<b>31</b>
2.1	Umbruch des Produktions- und Sozialmodells	31
	<i>Peter Bartelheimer: Umbruch als Leitkonzept der sozioökonomischen Berichterstattung</i>	31
2.2	Sozioökonomische Entwicklung – Auf der Suche nach Übersicht	37
	<i>Roland Roth: Suche nach Übersicht in regulationstheoretischer Perspektive</i>	38
2.3	Politische Diskurse 1 – Was ist dran am europäischen Sozialmodell?	43
	<i>Frieder O. Wolf: Europäisches Sozialmodell? Erste Antworten auf gestellte Fragen</i>	43
2.4	Lebensführung, Lebensverlauf, Milieus –	
	Das Konzept der Lebensweise im Spiegel anderer Ansätze	47
	<i>Waltraud Cornelißen: Optionen der Sozialberichterstattung zur Geschlechtergerechtigkeit</i>	47
	<i>Kerstin Jürgens: Alltägliche Lebensführung und soziale Ungleichheit</i>	50
	<i>Heiko Geiling: Soziales Milieu und sozialer Raum</i>	55
	<i>Karin Kurz: Überlegungen zu Analysen von Erwerbsverläufen</i>	57
2.5	Gesellschaftliche Teilhabe als Berichtskonzept	59
	<i>Martin Kronauer: Teilhabekonzept, Ausgrenzung, gesellschaftliche Zugehörigkeit</i>	59
	<i>Jean-Michel Bonvin: Employment and Labour Market Regulation – A Capability Approach</i>	64
	<i>Ortrud Leßmann: Zum Verhältnis von Lebenslage und Capability</i>	69
	<i>Petra Böhnke: Gesellschaftliche Teilhabe als Berichtskonzept</i>	72
2.6	Politische Diskurse 2 – Nachhaltigkeit in Arbeit und Lebensweise	75
	<i>Sebastian Brandl: Nachhaltigkeit in Arbeit und Lebensweise</i>	75

2.7	Der heiße Stuhl – Wie sehen uns andere Berichtsansätze?	79
	<i>Norbert Schwarz: Makroökonomische Ansätze zur sozioökonomischen Berichterstattung</i>	79
	<i>Silke Bothfeld: Der FrauenDatenReport des WSI</i>	81
	<i>Jan Marbach: Wechselwirkung zwischen Ökonomie und Lebensweise: Veränderung des Sozialkapitals in Ost- und Westdeutschland</i>	83
	<i>Heinz Herbert Noll: Kommentar zum Werkstattgespräch</i>	85
2.8	Versuch eines Schlussworts	89
	<i>Tatjana Fuchs: Schlussbemerkungen für den Forschungsverbund</i>	89
<b>3.</b>	<b>Werkstattgespräch 2: Regulierung des Umbruchs – Umbruch der Regulierung?</b>	<b>92</b>
3.1	Einführung: Regulierung im Umbruch als Problem sozioökonomischer Berichterstattung	92
	<i>Nicole Mayer-Ahuja: Regulierung im Umbruch</i>	92
3.2	Regulierung von Arbeit: Perspektiven und Dimensionen	95
	<i>Ludger Pries: Kräftefelder der Strukturierung und Regulierung von Erwerbsarbeit</i>	95
3.3	Regulierung von Arbeitszeit und Einkommen	98
	<i>Diana Auth: Arbeitszeitpolitik und Geschlechterverhältnis</i>	98
	<i>Claus Schäfer: Einkommensverteilung im Schnittpunkt von Wirtschaft und Politik</i>	101
3.4	Regulierung von Bildung und Qualifikation	104
	<i>Martin Baethge, Markus Wieck: (Wie) diskutiert man Institutionengefüge im Rahmen von Bildungsberichterstattung?</i>	104
	<i>Heike Solga: Gering Qualifizierte als Regulationsproblem</i>	108
3.5	Regulierung von Lebensläufen und Geschlechterarrangements	111
	<i>Sigrid Betzelt: Gleichstellungs- oder Familienpolitik: Sozialstaat, Arbeit, Genderarrangements</i>	111
	<i>Dorit Sing: Regulierung des Übergangs in den Ruhestand</i>	115
3.6	Regulierung des Arbeitsmarktes	117
	<i>Hans-Walter Schmuhl: Geschichte der bundesdeutschen Arbeitsmarktpolitik</i>	117
	<i>Max Koch: Der bundesdeutsche Arbeitsmarkt im internationalen Vergleich</i>	121
3.7	Arbeitsmarktmonitoring: Brüche oder Kontinuität der Regulierung?	124
	<i>Ulrike Kress: Nutzung arbeitsmarktpolitischer Informationssammlungen für eine Dauerberichterstattung</i>	124
	<i>Volker Baethge-Kinsky: Monitoring und Sozialberichterstattung. Der „Monitor Arbeitsmarktpolitik“ im Vergleich</i>	126
3.8	Regulierung des Umbruchs – Umbruch der Regulierung?	129
	<i>Peter Bartelheimer: Schlussfolgerungen aus den Diskussionen des Werkstattgesprächs</i>	129

<b>4.</b>	<b>Werkstattgespräch 3: Ostdeutschland – fragmentierte Entwicklung</b>	<b>134</b>
4.1	Fragmente zum Thema Fragmentierung	134
	<i>Rainer Land: Fragmentierung, Exklusion und Schrumpfung – Leitbegriffe einer Beschreibung des Umbruchs Ostdeutschlands?</i>	134
	<i>Thomas Hanf: Ungleichheit und Gerechtigkeit. Im Osten fehlen strukturelle Anker der handlungsleitenden Grundorientierungen</i>	141
4.2	Ostdeutschland – eine Transfergesellschaft. Und der Westen ist es auch	145
	<i>Ulrich Busch: Wirtschaftliche Lage, Struktur und Wirkung der West-Ost-Transfers</i>	145
	<i>Joachim Ragnitz: Kritische Revision der Transfergesellschaft</i>	147
4.3	Spitzengruppe im Ziel, Hauptfeld weit abgeschlagen – Fragmentierung wirtschaftlicher Entwicklung	154
	<i>Klaus-Peter Buss: Fragmentierung der wirtschaftlichen Entwicklung Ostdeutschlands – Eine richtige Perspektive für die Sozioökonomische Berichterstattung?</i>	154
	<i>Michael Thomas, Rudolf Woderich: Regionale Disparitäten und Sozialkapital</i>	160
4.4	Erwerbsarbeit mit Hilfsmotor – Der „sekundäre Integrationsmodus“ und die Gettoisierung der Überflüssigen	164
	<i>Holger Alda: Sekundäre Arbeitsmarktintegration als Beobachtungskonzept sozioökonomischer Berichterstattung</i>	164
	<i>Olaf Struck: Koreferat zum Arbeitsmarkt und Beschäftigungssystemen in Ostdeutschland</i>	167
	<i>Friedrich Hauss: Unsichere Erwerbsbeteiligung und soziale Problemlagen</i>	172
	<i>Christine Steiner: Die demographische Falle und die verlorene Generation</i>	175
4.5	Schrumpfung: Raumordnung oder Gesellschaftsordnung?	178
	<i>Andreas Willisch: Fragen zum Thema</i>	178
	<i>Podiumsdiskussion mit Wolfgang Kil, Ingeborg Beer, Tobias Robischon; Christine Weiske, Peter Franz</i>	179
4.6	Bericht für die Berichterstatter: Was nehmen wir mit, was sollten wir lassen?	189
	<i>Raj Kollmorgen: Kritische Revision des Werkstattgesprächs</i>	189
<b>5.</b>	<b>Werkstattgespräch 4: Gesellschaft im Betrieb</b>	<b>192</b>
5.1	Das Veranstaltungsprogramm	192
5.2	Der Betrieb im Umbruch – Forschungsperspektive in der Sozioökonomischen Berichterstattung?	193
	<i>Andreas Boes, Anne Hacket: Bringing the Firms Back in</i>	193
5.3	Reorganisation und Arbeitsorganisation	199
	<i>Dieter Sauer: Reorganisation des Unternehmens</i>	199
	<i>Martin Kuhlmann: Arbeitsorganisation und Arbeitspolitik im Wandel</i>	203

5.4	Arbeit, Beschäftigung, Entgelt	205
	<i>Christoph Köhler, Olaf Struck: Betriebliche Beschäftigungssysteme und –sicherheit</i>	206
	<i>Holger Alda: Entlohnungspraktiken im Spannungsfeld von Betrieben und Beschäftigten</i>	208
5.5	Arbeit und Leben	210
	<i>Nick Kratzer: Arbeit im Umbruch – Zeit im Übergang</i>	210
	<i>Tatjana Fuchs: Anforderungen von Beschäftigten an ‚gute Arbeit‘ im Kontext von Arbeit und Gesundheit</i>	213
5.6	Betrieb und Wandel der Arbeitsbeziehungen	214
	<i>Peter Ellguth: Entwicklung der Tarifbindung und betrieblichen Interessenvertretungen</i>	214
	<i>Klaus Dörre: Wandel der Arbeitsbeziehungen</i>	216
5.7	Arbeit und Lernen zwischen Beruf und Betrieb	218
	<i>Volker Baethge-Kinsky: Arbeit und Lernen</i>	218
5.8	Betrieb zwischen Verortung und Verlagerung	220
	<i>Rainer Land: Fragmentierte Entwicklung am Beispiel Ostdeutschlands</i>	221
	<i>Boy Lüthje: Produktionsort und Verlagerungsstrategien</i>	222
5.8	Abschlussreflexionen	224
	<i>Burkart Lutz</i>	224
	<i>Peter Bartelheimer</i>	228
<b>6.</b>	<b>Werkstattgespräch 5: Arbeit und Lebensweisen im Spiegel der Haushaltsökonomie</b>	<b>235</b>
6.1	Lebensweisen im Umbruch – Haushalts(nahe) Arbeit	235
	<i>Tatjana Fuchs: Lebensweisen im Umbruch – Herausforderungen für die Konzeption von Haushalts(naher) Arbeit im Rahmen der sozioökonomischen Berichterstattung</i>	235
6.2	Haushaltsbezogene Dienstleistungen - ein Forschungsfeld für die sozioökonomische Berichterstattung	248
	<i>Birgit Geissler: Die Dienstleistungslücke im Haushalt. Der neue Bedarf nach Dienstleistungen und die Handlungslogik der privaten Arbeit</i>	248
	<i>Claudia Gather: Bezahlte und unbezahlte Hausarbeit</i>	258
	<i>Karen Jaehrling: Soziale und haushaltsnahe Dienstleistungen</i>	262
6.3	Arbeitszeiten im Haushaltskontext	267
	<i>Axel Schaffer: Zeitverwendung der Gesamtbevölkerung – Beobachtung von Aktivitätsmustern</i>	267
	<i>Wencke Gwozdz: Private Haushaltsarbeit</i>	275
6.4	Konsumchancen im Spiegel von differenzierten Lebenslagen	283
	<i>Marc Ingo Wolter: Konsumchancen. Einfluss von Veränderungen der Bevölkerungsstruktur auf den Konsum</i>	283

6.5	Glückliche Kindheit? Alternative Entwicklungspfade und ihre sozialen Folgen	291
	<i>Christian Alt: Kinder geben Auskunft. Einfluss von Lebenslage &amp; Betreuungsarrangements auf die Lebenssituation von Kindern und Jugendlichen.</i>	291
6.6	Gepflegt altern? Dienstleistungsbedarf in einer alternden Gesellschaft	294
	<i>Andreas Motel-Klingebiel: Dienstleistungsbedarf in alternder Gesellschaft</i>	294
6.7	Fazit & Anregungen für die sozioökonomische Berichterstattung	300
	<i>Tatjana Fuchs: Schlussbemerkungen für den Forschungsverbund</i>	300
<b>7.</b>	<b>Anhang</b>	<b>303</b>
7.1	Teilnehmer/innen der einzelnen Werkstattgespräche	303
7.2	Auswertung Teilnehmer/innen	308
7.3	Materialübersicht	310



## Verzeichnis der Übersichten

Übersicht 1: Capability Approach	64
Übersicht 2: Vergleich der Lebenslage- und „capability“-Ansätze	71
Übersicht 3: Berichterstattung zur sozioökonomischen Entwicklung	236
Übersicht 4: Erwerbskonstellationen in Paarhaushalten mit Kindern unter 16 Jahren	238
Übersicht 5: Inanspruchnahme von Betreuungsstrukturen nach Erwerbskonstellationen	239
Übersicht 6: Arbeitsteilung in Haushalten mit Kleinkindern (unter 6 J.)	240
Übersicht 7: Relative Einkommensposition und Einkommensarmut	241
Übersicht 8: Kumulationen von Gefährdungen	242
Übersicht 9: Pflegebedürftige Personen in privaten Haushalten	244
Übersicht 10: Die Organisation der Pflege in privaten Haushalten	244
Übersicht 11: Zentraler Kontext: Erwerbsarbeit	245
Übersicht 12: Unsicherheiten nehmen zu	246
Übersicht 13: Der erweiterte Arbeitsmarkt	265
Übersicht 14: Sozioökonomische Input-Output-Tabelle	269
Übersicht 15: Nicht berufliche Aktivitäten	270
Übersicht 16: Berufliche Aktivitäten	271
Übersicht 17: Empfangene Aktivitäten	272
Übersicht 18: Zusammensetzung SIOT Teil1	273
Übersicht 19: Zusammensetzung SIOT Teil2	274
Übersicht 20: Zusammensetzung SIOT Teil3	275
Übersicht 21: Wohnungsgröße als Determinante der Haushaltsarbeit	278
Übersicht 22: Der Einfluss der Wohnfläche auf Haushaltsarbeit	280
Übersicht 23: Zerlegung der Haushaltsarbeitszeit	281
Übersicht 24: Berichterstattung und Modellierung	285
Übersicht 25: Das Modell INFORGE	287
Übersicht 26: Bevölkerungsentwicklung	289
Übersicht 27: Privater Konsum nach Verwendungszwecken	290
Übersicht 28: Auswirkungen von veränderten Lebenslagen auf Konsum	291

# 1. Die „soeb-Werkstatt“ im Überblick

## 1.1 Ein neues Veranstaltungsformat

In den Jahren 2000 bis 2004 förderte das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) in einem sozialwissenschaftlichen Verbundvorhaben die Entwicklung eines sozioökonomischen Berichtsansatzes für die Bundesrepublik Deutschland. Zum Verbund gehörten Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen (SOFI), Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Nürnberg (IAB), Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung, München (ISF), Internationales Institut für empirische Sozialökonomie, Stadtbergen (INIFES); die Projektleitung lag beim SOFI.

Ergebnis des Projekts war der erste Bericht zur sozioökonomischen Entwicklung Deutschlands – Arbeit und Lebensweisen (im Folgenden: soeb 1), der am 18. Februar 2004 in einer ersten Fassung auf einer Fachtagung in Berlin vorgestellt und im Sommer 2005 in einer erneut überarbeiteten Buchfassung veröffentlicht wurde (SOFI u.a. 2005). Im Herbst 2005 nahmen drei dieser Institute – SOFI, ISF, INIFES – mit Förderung des BMBF die Arbeit an einem zweiten Bericht (im Folgenden: soeb 2) auf, der im Spätsommer 2008 vorliegen soll.

Die Werkstattgespräche sollen die Arbeit am zweiten Bericht zur sozioökonomischen Entwicklung Deutschlands (soeb II) durch fachöffentliche, kollegiale Beratung begleiten. Expertinnen und Experten, die andere Forschungs- und Berichtsansätze, Bestände an Wirtschafts- und Sozialdaten, aber auch Akteursperspektiven in Politik und Gesellschaft repräsentieren, sollen in die Diskussion über die Weiterentwicklung dieses Berichtsansatzes einbezogen werden. In den Werkstattgesprächen wird der Diskussions- und Arbeitsstand präsentiert werden, den das Projekt erreicht hat. Zugleich wird offen und kritisch über Fragen und Probleme gesprochen.

Mit der ersten Werkstatt-Reihe (1. Halbjahr 2006) verfolgte der Forschungsverbund Sozioökonomische Berichterstattung drei Ziele:

- *Konzepte, Schwerpunkte und Themen für den zweiten Bericht frühzeitig in einem erweiterten Kreis zu beraten:* Auch integrierte Sozialberichterstattung kommt nicht ohne Themenauswahl aus. Welchen thematischen Zuschnitt der zweite Bericht hat, ergibt sich noch nicht zwingend aus dem ersten. Wie gute Forschung, so beginnt auch gute Berichterstattung mit den richtigen Fragen. Die Werkstattgespräche haben dem Verbund einen guten Überblick über den Stand von Diskurs und Technik in Bereichen gegeben, die für den

zweiten Bericht zentral sind. Potenzielle Nutzer/innen sollten Gelegenheit haben, ihre Fragen und Probleme als Anforderungen an den zweiten Bericht zu formulieren. Die endgültige Auswahl der zu behandelnden Themen und ihre Bearbeitung soll dann durch integrierende theoretische Konzepte angeleitet werden.

- *Das Verhältnis zu anderen Berichtsansätzen zu klären:* Sozialberichterstattung ist heute ein verzweigtes Feld anwendungsorientierter Sozialwissenschaft. Zu einer „geregelten Nachbarschaft“ der sozioökonomischen Berichterstattung zu anderen Berichtsansätzen gehört, Unterschiede und Gemeinsamkeiten bei der Wahl der Gegenstände, bei der Nutzung der Dateninfrastruktur und bei den Beobachtungskonzepten zu erörtern sowie Ergebnisse untereinander auszutauschen und zu kommentieren.
- *Datenbasis und Kooperationsbeziehungen zu verbreitern:* Der Forschungsverbund Sozioökonomische Berichterstattung versteht sich nicht als geschlossene Gesellschaft. Es liegt in seinem Interesse, mit anderen wissenschaftlichen Einrichtungen und datenhaltenden Institutionen Felder gemeinsamen Interesses bei der besseren Nutzung der Dateninfrastruktur zu identifizieren und hierbei zu kooperieren.

Nach *innen* haben die Werkstattgespräche wesentlich dazu beigetragen, dass zwischen den beteiligten Instituten der Kern einer teamfähigen Projektgruppe entstehen konnte, die nun auf ein konzeptionelles Vorverständnis und eine gemeinsame Diskussionserfahrung zu zentralen Themen zurückgreifen kann.

Der Verbund hatte mit der Werkstattreihe eine luxuriöse Möglichkeit, mit Expert/innen gezielt die Probleme und Fragestellungen sozioökonomischer Berichterstattung beraten zu können. In der Auswertung muss nun der Verbund darüber entscheiden, welche der erhaltenen Ratschläge er in die eigene wissenschaftliche Praxis umsetzen will, und wie.

## **1.2 Programm und Beteiligung**

Im Rahmen dieser ersten Reihe fanden im ersten Halbjahr 2006 fünf Werkstattgespräche statt:

- Deutschland im Modell (21./22. Februar 2006, Göttingen),
- Regulierung des Umbruchs – Umbruch der Regulierung (9./10. März 2006, Göttingen),
- Ostdeutschland – Fragmentierte Entwicklung (11./12. April 2006, Berlin),
- Gesellschaft im Betrieb (9./10. Mai 2006, Göttingen),
- Arbeit und Lebensweise im Spiegel der Haushaltsökonomie (16./17. Mai 2006, Göttingen).

Insgesamt nahmen etwa 140 externe Gäste einmal oder mehrmals an dieser Werkstattreihe teil (vgl. die Listen der Teilnehmer/innen im Anhang 7.2). Die Beteiligten kamen überwiegend aus den Bereichen Wissenschaft und Statistik.

Grundlage jedes Werkstattgesprächs war ein Diskussionspapier, das allen Teilnehmer/innen vorab zuzuging. In den Diskussionspapieren versuchte der Forschungsverbund, zu aus seiner Sicht wichtigen Problemfeldern einen Überblick über den Stand der Forschung und der wissenschaftlichen Diskussion zu geben sowie zentrale Befunde und Hypothesen für die sozio-ökonomische Berichterstattung zu formulieren. Die Veranstaltungsreihe mit ihren insgesamt 10 Sitzungstagen umfasste 58 Beiträge externer Teilnehmer/innen, sowie Einführungs- und Abschlussvorträge von Verbundmitgliedern. Ergebnisse jeder Veranstaltung wurden in einem Werkstattbericht dokumentiert, Vorträge in der Regel als Foliensätze auf die Website des Verbunds ([www.soeb.de](http://www.soeb.de)) eingestellt. Eine Übersicht über die Diskussionspapiere, Werkstattberichte, Vortragsfolien und Materialien findet sich im Anhang (7.3).

Nach außen haben die Werkstattgespräche das Projekt in der wissenschaftlichen Öffentlichkeit präsent und „ansprechbar“ gemacht. Die überwiegend konstruktiven und offenen Beiträge der Eingeladenen sind auch ein wichtiges Argument dafür, dass es einen Bedarf für diesen neuen Ansatz der Berichterstattung gibt.

Nach innen haben die Werkstattgespräche nicht nur einen guten Überblick über den Stand von Diskurs und Technik in vielen Bereichen gegeben, sondern auch dazu beigetragen, dass zwischen den beteiligten Instituten der Kern einer teamfähigen Projektgruppe entstehen konnte, die sich nun auf eine gemeinsame Diskussionserfahrung stützen kann.

### **1.3 Wichtigste Ergebnisse**

Teil I dieses Zwischenberichts dokumentiert die Ergebnisse der fünf Werkstattgespräche. Zur Ergebnissicherung und als Zwischenschritt zur Auswertung erstellte der Verbund für jedes Werkstattgespräch einen ausführlichen Bericht, der die Referate und Diskussionsbeiträge in einer von den Veranstaltern verantworteten Zusammenfassung wiedergibt. In den Berichten werden nur die Namen der referierenden oder diskutierenden Personen genannt, Listen der jeweiligen Teilnehmer/innen mit Angabe der Institution finden sich im Anhang (7.1).

Im nachstehenden Unterabschnitt fasst der Forschungsverbund die aus seiner Sicht wichtigsten Ergebnisse und Schlussfolgerungen aus den fünf Werkstattgesprächen zusammen. Hierüber haben die Projektmitarbeiter/innen in einer Klausurtagung Anfang Juli gemeinsam

beraten. Ausführliche Berichte zu den einzelnen Veranstaltungen finden sich in den anschließenden Abschnitten.

### **1.3.1 Werkstattgespräch 1: Deutschland im Modell**

#### *Konzeptionelle Integration und theoretische Fundierung*

Das Werkstattgespräch hat gezeigt, dass es dem ersten Bericht zur sozioökonomischen Entwicklung (soeb 1) an konzeptioneller Integration fehlt. Theoretisch interessierten Leserinnen und Lesern reicht die dort versuchte theoretische Fundierung nicht, eher ergebnisorientierte Anwender/innen finden die Überlegungen zum sozioökonomischen Entwicklungsmodell in der Gliederung (Themenauswahl) und in den Fragestellungen der Themenfelder nicht hinreichend wieder.

Natürlich gibt es Grenzen für eine konzeptionelle Integration und theoretische Fundierung, will man dem Vorhaben nicht aufbürden, alle (oder doch die meisten) Probleme der Sozialwissenschaften bei der Gesellschaftsdiagnose zu lösen. Aber dem zweiten Bericht (soeb 2) ist ein Einleitungskapitel zum Konzept sozioökonomischer Entwicklung (Produktions- und Sozialmodell), zu Umbruchannahmen und zu Teilhabe als Bewertungsmaßstab voranzustellen, das diesen Bericht wirklich als „theoriegeleitet“ ausweisen kann, d.h. aus dem hervorgeht, wie diese Konzepte die Themenauswahl angeleitet haben und wie sie sich zu anderen Theorieangeboten (Regulationstheorie, Varieties of Capitalism usw.) verhalten.

Die Auseinandersetzung mit verschiedenen Theorieansätzen, die Entwicklungspfade und Modelle zu erfassen suchen, kann nicht zum Ziel haben, diese alle theoretisch zu integrieren. Von besonderem Interesse sind aber die in verschiedenen Ansätzen, Typologien, Studien verwendeten Beobachtungsdimensionen und Indikatoren, die auch für soeb in Betracht kommen. Insofern dient die Auseinandersetzung mit anderen Konzepten auch als „Relevanzanzeiger“ und zum „Themen-Scouting“.

#### *Umgang mit politischen Diskursen*

In soeb 1 war letztlich unbestimmt geblieben, wie ein kritischer Bezug des Projekts auf Ziele und Indikatorik politischer Diskurssysteme – Lissabon-Strategie der EU und Nachhaltigkeitsstrategien – aussehen könnte. Das Werkstattgespräch hat geklärt, dass sich diese Diskurse nicht einfach zum normativen Bezugsrahmen eines wissenschaftlichen, theoriegeleiteten Berichtsansatzes eignen. Um sie sich so „anzueignen“, dass sie wissenschaftlichen Ko-

härenzansprüchen genügen, müsste man sie „rekonstruieren“. Damit wäre aber möglicherweise gerade ihre Funktion anzuzeigen, was das politische System unter sozioökonomischer Entwicklung versteht und welche Beobachtungsdimensionen es für relevant hält, „lost in translation“.

Jedoch lautete die Botschaft des Werkstattgesprächs auch nicht, solche Diskurssysteme zu ignorieren, sondern vielmehr, „dass auch virtuelle, kulturelle und ideologische Prozesse real sind“ (*Frieder O. Wolf*). Die Antwort kann daher nur lauten, politische Strategiediskurse als Relevanz- und Bedarfsanzeiger für Berichtsthemen und Indikatoren zu rezipieren, ohne dass der Verbund für diese Diskurssysteme selbst Verantwortung übernehmen müsste.

Zu prüfen ist, ob auch politische und soziale Bewegungen (d.h. auch das „Widerständige“, wie es im Werkstattgespräch hieß, bei einer so konzipierten Bezugnahme auf das politische System Berücksichtigung finden können. Für den Nachhaltigkeitsdiskurs erscheint dies einfacher als für die Lissabonstrategie – denn auf ersteren beziehen sich auch gesellschaftliche Akteure, während die Lissabon-Strategie bisher ein Regierungsdiskurs geblieben ist.

#### *Mehr Ökonomie in der sozioökonomischen Berichterstattung*

Die Kritik, dass soeb 1 den ökonomischen „Motor“ des Umbruchs vernachlässigt habe, ernst zu nehmen, heißt vor allem dreierlei:

- mehr ökonomische Kompetenz ins Team zu holen,
- Akkumulation, Krise, Geld- und Kapitalmarkt auf der Makroebene zu beobachten,
- Produktionsmodelle, Unternehmensformen, Wertschöpfungsketten als ökonomische Mesoebene zu behandeln.

#### *Lebensweise und Lebensführung*

Die Forschung zur Soziologie der alltäglichen Lebensführung kommt dem am nächsten, was der Verbund als Lebensweise zu fassen versucht. Diese Forschungslinie ist unter der Fragestellung zu rezipieren, welche Beobachtungsdimensionen zu berücksichtigen sind und ob Ergebnisse qualitativer Forschung zum Alltagshandeln bei der Interpretation und Deutung quantitativer Befunde zu diesen Gegenständen helfen können.

Für die Berichterstattung über Lebensweise und Lebensführung ist die Zeit als Messeinheit von zentraler Bedeutung.

### *Teilhabe*

Dass sich das Konzept der Teilhabe als normativer, multidimensionaler Bezugspunkt für die Bewertung sozioökonomischer Entwicklung anbietet, hat sich im Werkstattgespräch bestätigt. Bestätigt hat sich allerdings auch, dass diesem Begriff eine schlüssige theoretische Fundierung fehlt. Den Versuch, dies wenigstens für den eigenen Gebrauch zu leisten, sollte der Verbund – dem Plädoyer von *Martin Kronauer* folgend – darauf ausrichten, individuelle Outcomes mit Wirkungen von Institutionen (institutionell vermittelte Ressourcen) zu verknüpfen. Dabei stellen sich vor allem drei Aufgaben:

- Das Teilhabekonzept als Bewertungsmaßstab auf der Mikroebene muss noch mit dem Makrokonzept (Kohärenz sozioökonomischer Entwicklung im Fordismus, Auflösung im Umbruch) vermittelt werden. Dazu könnte das Konzept des Teilhabemodus, in dem es um das Zusammenwirken verschiedener Teilhabeformen geht, mit dem (auf Castel zurückgehenden) Konzept gesellschaftlicher Zonen gelingender, gefährdeter und scheiternder Teilhabe verknüpft werden. Überhaupt muss als „Architektur“-Prinzip des Berichts klarer gemacht werden, dass er sowohl auf der Makro- wie auf der Mikroebene agiert.
- Das deutsche Lebenslagenkonzept und der „Capabilities“-Ansatz von Sen treffen sich im Konzept des Handlungsspielraums. Das Teilhabekonzept lässt sich vermutlich mit einer Rekonstruktion des Sen'schen Ansatzes der Verwirklichungschancen („capabilities“) verbinden.
- Ähnlich wie bei Ansätzen zu einer Lebenslagenberichterstattung kommt es empirisch vor allem darauf an, das Zusammenwirken verschiedener Teilhabedimensionen zu erfassen und die Berichterstattung darauf auszurichten.

### *Verlaufsdatenanalyse*

Für die Analyse verschiedener Längsschnittdatensätze sind aus dem Methodenkanon die Analysekonzepte auszuwählen, die in besonderem Maß „berichtstauglich“ sind, d.h. deren Ergebnissen eine gewisse Anschaulichkeit zukommt (vgl. den Beitrag von *Karin Kurz*). Zu klären ist die Frage, ob in soeb 2 der Schritt von Übergängen zur Analyse von Sequenzmustern gegangen werden kann. Auch der Vorschlag von Karin Kurz, vor allem Ereignisse aus verschiedenen Lebensbereichen in ihrem zeitlichen Zusammenhang zu analysieren, sollte bei der Festlegung des Arbeitsprogramms Beachtung finden.

### *Verhältnis zu anderen Berichtsansätzen*

Bereits die breite Beteiligung an diesem Werkstattgespräch – wie an den folgenden – zeigt, dass es auch aus der Sicht anderer Berichtsansätze einen Bedarf an einem übergreifenden, interdisziplinären und auf die Gesellschaft als Ganzes ausgerichteten Berichtsvorhaben gibt. Die Kollegen der „Zapf-Schule“ (*Heinz-Herbert Noll*) kritisieren zwar die in soeb 1 verwendeten Konzepte, bearbeiten aber in ihren eigenen Arbeiten ähnliche Probleme mit gleichfalls begründungspflichtigen neuen Konzepten, die über die Orthodoxie der „Wohlfahrtsmessung“ hinausweisen, wie Noll mit seinem Referat gezeigt hat (z.B. „gesunde“ gesellschaftliche Entwicklung, Messung auf der individuellen wie auf der gesellschaftlichen Ebene, Kapitalansatz für Nachhaltigkeit).

Die Empfehlungen der Kolleg/inn/en, die zur Anlage der Berichterstattung Beiträge leisteten, weisen zwar in verschiedene Richtungen. Sie unterstreichen aber, dass soeb 2 ein eigenes Profil nicht nur bei den Berichtsgegenständen und Berichtskonzepten, sondern auch beim Anwendungsbezug ausweisen muss: An wen richtet sich der Bericht, wo liegen bei so einem Vorhaben Grenzen der Politikberatung, die dann auch zu achten wären, wie Roland Roth kritisch angemerkt hat?

Unerwartet deutlich zeigen die Reaktionen der Kolleg/inn/en der Institute, die Auftragnehmer klassischer Ressortforschung und Ressortberichterstattung sind, dass gerade der unabhängige wissenschaftliche Standpunkt, der durch die für Sozialberichterstattung ungewöhnliche Finanzierung aus Mitteln der Forschungsförderung ermöglicht wird, ein Alleinstellungsmerkmal darstellt und eine an eigenen Fragestellungen und Konsistenzanforderungen orientierte Arbeitsweise ermöglicht, die den anderen Berichtsansätzen fehlt.

### **1.3.2 Werkstattgespräch 2: Regulierung des Umbruchs – Umbruch der Regulierung?**

In diesem Werkstattgespräch bestand Einvernehmen darüber, dass Fragen institutioneller und politischer Regulierung in soeb 2 ausführlicher und systematischer bearbeitet werden müssen. Das grundsätzliche Problem besteht darin, dass punktuelle Regulierungseingriffe, die zudem auf Makro- und Mesoebene stattfinden, in der Berichterstattung interpretativ auf mittelfristige sozioökonomische Veränderungen bezogen werden müssen, die sich in Zeitreihen von Mikrodaten abbilden.



### *Regulierung als mehrdimensionales Kräftefeld*

- Um Regulierung in die Berichterstattung einzubeziehen, muss der Verbund konzeptionell klären, welchen Institutionenbegriff er verwendet, und was alles unter Regulierung fällt. Einigkeit bestand im Werkstattgespräch darüber, dass dem Berichtsansatz ein vergleichsweise weiter Regulierungsbegriff angemessen wäre, der neben dem Staat Unternehmen und Haushalte als Regulierungsinstanzen einschließt. Bewährt hat sich in der Diskussion die Idee des Kräftefelds: Verschiedene unterschiedlich wirkungsmächtige und oftmals nicht gleichgerichtete Regulierungsstrukturen und –praktiken wirken bei der Regulierung einer Arena zusammen. Regulierung wird so nicht als punktueller Eingriff verstanden; vielmehr wird – einen Vorschlag von *Ludger Pries* folgend – zwischen Strukturierung (Regulierung durch Struktur) und Eingriff unterschieden. Dass Regulierungsstrukturen und –praktiken nicht gleichgerichtet wirken, kann auch darauf zurückgehen, dass in Gesellschaft und Politik uneinheitliche Leitbilder (z.B. Gleichstellung und Ernährermodell) nebeneinander bestehen. Zu berücksichtigen ist auch, was in einer Arena nicht reguliert wird.

Der Umbruch müsste sich bei einem solchen Konzept in einem veränderten „Mix“ an Regulierung zeigen: Nur ausnahmsweise dürften einzelne regulierende Instanzen oder Institutionen neu entstehen oder ganz verschwinden; die Regel dürfte vielmehr sein, dass ihr regulierender Einfluss im Kräftefeld einer Politikarena zu- oder abnimmt (z.B. Markt oder Staat, Tarif- oder Betriebsparteien).

### *Regulierung exemplarisch beobachten*

Der Verbund sollte in soeb 2 nicht versuchen, die „Gesamtregulierung“ der Gesellschaft in allen Aspekten und Veränderungen zu rekonstruieren. Vielmehr wird es darum gehen, eher exemplarisch in einzelnen Gegenstandsbereichen (Arenen) solche Kräftefelder der Regulierung in die Berichterstattung einzubeziehen, in denen die Datenlage und der Arbeitsstand eine quantitative, indikatorgestützte Darstellung von Outcomes (Ergebnisindikatoren) erlauben, die dann mit einer qualitativen Beschreibung des Kräftefelds der Regulierung verbunden werden. Auf dieser Grundlage kann die Berichterstattung Überlegungen zu den Zusammenhängen zwischen Ergebnisindikatoren und Regulierung anstellen, ohne sich dabei zur Formulierung einfacher Ursache-Wirkungs-Relationen verleiten zu lassen. Eine offene Frage ist bei dieser Vorgehensweise, wie weit Prozessindikatoren verfügbar sind und wie man die „Qualität“ von Regulierung angemessen beurteilen kann.

Auch im Hinblick auf Ländervergleiche ist eine Beschränkung auf solche Bereiche sinnvoll, um nicht von vornherein ganze historische und internationale Modelle vergleichen zu müssen.

Zu solchen Gegenstandsbereichen sollen speziell Geschlechterregime sowie Einkommen und Einkommensverteilung gehören, die im ersten Bericht noch keine zentrale Rolle spielten, da sich hier die Veränderung von Regulierungsstrukturen und -praktiken bzw. die Neujustierung der jeweils spezifischen Regulierungs-Mixtur besonders gut studieren lässt.

#### *Negative Individualisierung*

- Am Beispiel der gering Qualifizierten (*Heike Solga*) wird möglicherweise eine Konjunktur politischer Diskurse deutlich, die auch in anderen Arenen der Regulierung wirkt und die man (in Anlehnung an Castel) als negative Individualisierung bezeichnen könnte: Es fehlen nicht etwa Lehrstellen, sondern immer mehr Schulabgänger sind nicht ausbildungsfähig. Es fehlen nicht Arbeitsplätze, sondern immer mehr Arbeitssuchende weisen Defizite bei der Beschäftigungsfähigkeit auf usw.

#### *Diskursanalysen*

*Ulrike Kress* hat mit ihrem Beitrag zu diesem Werkstattbericht einen wichtigen Hinweis auf Methoden der Diskursanalyse gegeben, die bisher nicht genutzt wurden: Textmining, Diskursanalyse, Bibliometrie.

### **1.3.3 Werkstattgespräch 3: Ostdeutschland – fragmentierte Entwicklung**

#### *Umbruch und Transformation*

Einen ersten Themenkomplex bildeten die Rolle Ostdeutschlands im Umbruch des deutschen Wirtschafts- und Sozialmodells und der Zusammenhang bzw. das Verhältnis von Transformation und Umbruch. Aus den verschiedenen Referaten und Diskussionsbeiträgen lassen sich trotz einzelner Differenzen und weiter erkennbarem Forschungsbedarf folgende Positionen formulieren:

- Die Entwicklungen in Ostdeutschland und Westdeutschland unterscheiden sich in mehrerer Hinsicht: bezüglich der gesamtwirtschaftlichen Situation (Produktionslücke, Produktivitätsrückstand, Transfergesellschaft), bei den Ergebnissen des Strukturwandels der Wirtschaft (Nutzung spezifischer ostdeutscher Ressourcen, ostdeutsche „Geschäftsmodelle“),

in den sozialen Problemlagen und ihrer Bearbeitung (Überflüssige, sekundärer Integrationsmodus), in der Dimension regionaler Disparitäten und bei den mit der demografischen und wirtschaftlichen Schrumpfung verbundenen gesellschaftlichen Problemen. Aber obwohl regionale Disparitäten und Eigenheiten in Ost- wie in Westdeutschland wichtiger werden, machen die genannten übergreifenden Problemlagen eine eigenständige Behandlung Ostdeutschlands und der Wechselwirkungen zwischen West- und Ostdeutschland in soeb 2 erforderlich. Der Bericht über die Entwicklung in Ostdeutschland kann aus Sicht des Verbunds bis auf weiteres nicht in Analysen einzelner Regionen aufgelöst werden.

- In der sozioökonomischen Berichterstattung reicht es nicht, die Unterschiede und Eigenheiten der ostdeutschen Entwicklung für sich darzustellen. Es muss darum gehen, den Zusammenhang zwischen dem Umbruch des (gesamt)deutschen Wirtschafts- und Sozialmodells und der Spezifik der ostdeutschen Entwicklung zu verstehen. Die sozioökonomische Berichterstattung betrachtet die Transformation in Ostdeutschland als Teil dieses Umbruchs. Die Gestaltung der deutschen Einheit und die Bewältigung der ostdeutschen Probleme beeinflussen auch die Entwicklung in Westdeutschland in hohem Maße.
- In West- und Ostdeutschland vollzieht sich im Kern der gleiche Umbruch der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung. Allerdings ist das Umbruchsszenario in Ostdeutschland zeitlich konzentriert und besonders tief, oft haben wir es daher mit einer qualitativ anderen Dimension der zu bewältigenden wirtschaftlichen und sozialen Probleme zu tun. Daraus resultiert die Gefahr von Blockaden – etwa wenn wirtschaftlicher Niedergang und Abwanderung sich zu Abwärtsspiralen kombinieren –, aber es kann auch bedeuten, dass sich die Suche nach Innovationen, das Experimentieren mit neuen Entwicklungsstrategien und die Neubildung von Sozialkapital zu neuen über den Umbruch hinausweisenden Entwicklungspfaden kombinieren, wie dies beispielsweise bei der Bewältigung von Schrumpfungprozessen im Stadtumbau Ost aber auch bei der Modernisierung bestimmter Wirtschaftszweige beobachtet werden kann. Für die sozioökonomische Berichterstattung bedeutet dies, dass Ostdeutschland in bestimmten Konstellation auch eine Vorreiterrolle spielen kann.

### *Transfergesellschaft*

Ein zweiter grundsätzlicher Themenblock befasste sich genauer mit der makroökonomischen Entwicklung und den West-Ost-Transfers. Unterschiedliche Positionen gab es zu der Frage, ob die Finanztransfers als solche eine neutrale Wirkung haben oder langfristig als Konjunk-

turprogramm für den Westen wirken, dabei aber zugleich die Entwicklung eines selbsttragenden Aufschwungs im Osten hemmen. Alle Beiträge dazu gingen allerdings davon aus, dass die langjährigen und auch in Zukunft weiter erforderlichen Transfers gepaart mit einer anhaltenden Bevölkerungswanderung von Ost nach West sich zu einem Transfermodus verfestigen können, der die Humanressourcen in Ostdeutschland weiter auszehrt und die zwischen West- und Ostdeutschland divergente Entwicklung weiter verstärken kann.

### *Fragmentierte Entwicklung?*

Der Vorschlag, die ostdeutsche Situation als fragmentierte Entwicklung zu bezeichnen, hat zu kontroversen Diskussionen geführt. Dabei war die empirische Evidenz gegenläufiger Entwicklungen kaum strittig, wohl aber die theoretisch-konzeptionelle Deutung und Annahmen über die Ursachen. Einig waren sich die Diskussionsteilnehmer/innen darüber, dass die seit 1997 stagnative Gesamtentwicklung der Wirtschaft (Produktivität, Wachstum, Einkommen, Beschäftigung) durch das Nebeneinander sich zugleich wechselseitig bedingender erfolgreicher und dynamischer Aufwärtsentwicklungen und parallel verlaufender Abwärtsentwicklungen gekennzeichnet ist. Strittig ist, wie weit die Entbettung erfolgreicher Entwicklungen aus regionalen Wirtschaftszusammenhängen mit der Konsequenz negativer wirtschaftlicher Effekte auf die Region als eine wichtige Ursache solcher Gegenläufigkeiten anzusehen ist und welche Rolle die Entwicklung neuer globaler Strukturen industrieller Netzwerke dabei spielt. Dies ist wichtig, um beurteilen zu können, in welchem Maße Fragmentierungen übergreifende, neue Tendenzen der Wirtschaftsentwicklung zum Ausdruck bringen und in welchem Maße es sich um nur temporäre oder spezifische Entwicklungsprobleme des ostdeutschen Transformationsgeschehens handelt. Die Diskussion hat gezeigt, dass hinter dem Fragmentierungsproblem auf der Makroebene unterschiedliche Modernisierungs- und Restrukturierungsprozesse auf der Ebene der Betriebe, Cluster und Regionen stecken können, über die es aber noch keine umfassenden Untersuchungen gibt. Hier besteht Forschungsbedarf. Für soeb 2 könnte es ein gangbarer Weg sein, verschiedenen Fälle zu vergleichen und so aus einer deskriptiven Darstellung zu einer differenzierten Beurteilung der Ursachen gegenläufiger Entwicklungen zu kommen. Dann könnte es möglicherweise gelingen, über die Darstellung von Fragmentierungen an makroökonomischen Kennziffern hinaus auch Indikatoren für die Mesoebene zu entwickeln.

### *Neue soziale Problemlagen*

Der vierte wichtige Problemkreis betraf die neuen sozialen Problemlagen, die sich mit der inzwischen seit 15 Jahre anhaltend hohen Arbeitslosigkeit herausgebildet haben, und die bisher ent-standenen gesellschaftlichen und staatlichen Formen der Bearbeitung der „Überflüssigen“ in einem sekundären Integrationsmodus. Aufbauend auf den bereits für soeb 1 erstellten Untersuchungen von Erwerbsverläufen konnte gezeigt werden, dass es einen anhaltenden Prozess der Erosion der fordistischen Erwerbsarbeit gibt, der allerdings in Ostdeutschland nicht nur weiter fortgeschritten ist. Während er sich im Westen langsam über die Verkürzung der Beschäftigungsdauer und die Zunahme prekärer Vertragsformen vollzieht und vergleichsweise starke Gegenspieler bislang starke desintegrative Prozesse begrenzen, verläuft das Umbruchsszenario im Osten deutlich anders. Die Transformation hat große Ausschläge in kurzer Zeit bewirkt, die den Anteil langfristiger Vollzeitbeschäftigung (mit dem Fordismus weitgehend entsprechenden Arbeitsregimen) gravierend vermindert haben. Der Sektor von prekären Beschäftigungsformen und vor allem der Anteil der Erwerbsbevölkerung, der zwischen Arbeitslosigkeit, Aktivierungsmaßnahmen und kurzfristiger Beschäftigung hin und her pendelt und keine Möglichkeit hat, den Erwerbsverlauf zu stabilisieren, ist wesentlich größer. Über einen Funktionswechsel der zunächst mit der Transformation aus dem Westen übertragenen Arbeitsmarktpolitik ist eine neue gesellschaftliche Praxis der „Dauerbearbeitung“ von Arbeitslosen durch ein System von Maßnahmen, Beschäftigungsförderung und Lohnersatzleistungen entstanden. Mit dem Modell des „sekundären Integrationsmodus“ und den Verfahren zur Untersuchung von mehrfach unterbrochenen Erwerbsverläufen haben die sozioökonomische Berichterstattung und die Ostdeutschlandforschung ein Instrumentarium geschaffen, das es ermöglicht, diese Entwicklung empirisch genauer zu beobachten und theoretisch schlüssig zu interpretieren. Dieser Forschungsansatz und die Ergebnisse wurden in der Diskussion sehr weitgehend unterstützt und auch empirisch bestätigt. An die Weiterführung dieser Untersuchungen sind hohe Erwartungen geknüpft. In diesem Zusammenhang wurde auch die Frage nach neuen, den sekundären Integrationsmodus nutzenden Rekrutierungsstrategien von Arbeitskräften durch die Betriebe als Forschungsthema aufgeworfen.

### *Schrumpfung*

Bei den Problemen der Schrumpfung, der damit verbundenen räumlichen Disparitäten und der Gestaltung des sozioökonomischen Wandels durch Stadtumbau und Raumordnung befindet sich die sozioökonomische Berichterstattung noch in einer Orientierungsphase, bei der die für

den Umbruch des Wirtschafts- und Sozialmodells relevanten Fragestellungen auch in Abstimmung mit anderen Berichtssystemen – etwa dem Raumordnungsbericht und der demographischen Berichterstattung – herausgearbeitet werden müssen. Zum Thema „Schrumpfung – Raumordnung oder Gesellschaftsordnung fand daher auch eine Podiumsdiskussion mit sechs Teilnehmer/inne/n statt, am Abend des ersten Werkstatt-Tages wurde ein Dokumentarfilm gezeigt.

In der Podiumsdiskussion zu diesem Thema ging es zum einen darum, die in der gegenwärtigen Debatte häufige einseitige Trennung demographischer und wirtschaftlicher Aspekte zu überwinden und die sozioökonomisch relevanten Merkmale von Schrumpfung herauszuarbeiten. Klar wurde, dass weniger Schrumpfung als Outcome, sondern vielmehr die Bewältigung der mit dem Schrumpfungsprozess verbundenen sozialen Brüche und Interessenkonflikte sowie die Reorganisation der Planungs- und Gestaltungsverfahren im Zentrum des Interesses stehen müssen. Eine zentrale Problematik ist die Inkompatibilität der Entscheidungs-, Planungs- und Beteiligungsverfahren, die auf die Gestaltung von Wachstum angelegt sind und die zu den Problemkonstellationen von Schrumpfung, Rückbau, Funktionswechsel und Umnutzung technisch und sozial nicht gut passen. Ein damit verbundenes Problem ist die Reorganisation sozialen Kapitals, die Entstehung und Entwicklung von Kommunikation und Kooperation, von Netzwerken und bürgerlichem Engagement, die auf die Entwicklung in Problemregionen besonderen Einfluss haben können.

#### *Sozioökonomische Berichterstattung und Ostdeutschland*

Dieses Werkstattgespräch hat gezeigt, dass eine Verbindung von sozioökonomischer Berichterstattung und Ostdeutschlandforschung großen wissenschaftlichen Gewinn verspricht. Beide Forschungsansätze treffen sich im Versuch, verschiedene Themenfelder in ein Gesamtbild der ostdeutschen Entwicklung im gesamtdeutschen Zusammenhang zu integrieren.

#### **1.3.4 Werkstattgespräch 4: Gesellschaft im Betrieb**

Das Werkstattgespräch sollte die Forschungsperspektive Betrieb zur Diskussion stellen, d.h. versuchen, von der betrieblichen Ebene aus den Umbruch der Gesellschaft zu denken und zentrale Einflüsse der veränderten Organisation der Produktion, der Wertschöpfung und der Erwerbsarbeit auf Arbeit und Lebensweisen sowie auf gesellschaftliche Teilhabe zu begründen. Dabei setzten sich die Beiträge zuerst mit dem Wandel des Gegenstandes Betrieb in einer veränderten ökonomischen Situation selbst auseinander und versuchten dann, diese Verände-

rungen in ihren Wirkungen auf Beschäftigte und Familien zu konkretisieren und zu diskutieren.

Es hat sich gezeigt, dass die verschiedenen Themenfelder wichtige Bezugspunkte zum Verständnis des sozioökonomischen Entwicklungsmodells Deutschlands beinhalten. Auch ergaben sich viele Bezüge zwischen den einzelnen Themenfeldern, die durch die Forschungsperspektive Betrieb gebündelt werden können. So zeigte sich beispielsweise, dass Qualifikation und betriebsspezifisches Wissen, Mitarbeitervertretungen und Betriebsrat, aber auch die Heterogenisierung der Unternehmens- und Betriebslandschaft und Reorganisationsmaßnahmen für die Entwicklung der Beschäftigungsstabilität wichtig sind. Aber in allen diesen unterschiedlichen Bereichen der betrieblichen Organisation zeigen sich zum Teil dramatische Veränderungen, die sich kurz-, mittel- und langfristig auf die Erwerbsarbeitsgesellschaft auswirken werden und damit die Möglichkeiten der gesellschaftlichen Teilhabe und der Arbeit und Lebensweise von Menschen beeinflussen.

### *Prekarisierung*

Im Rückblick scheint sich die zunehmende Prekarisierung und Entsicherung als ein zentrales Thema der Berichterstattung herauszukristallisieren. Dieses Thema durchzog die unterschiedlichen Beiträge der Referenten sowie die Diskussionen wie ein roter Faden. So zeigten die Ergebnisse von *Christoph Köhler* und *Olaf Struck*, dass sich bestimmte Zonen externer Arbeitsmärkte entwickeln und dass sich die Muster von Erwerbsbeteiligung und zunehmender Instabilität zwischen Ost- und Westdeutschland unterscheiden. Darauf machte auch *Rainer Land* aufmerksam, der die Thesen einer fragmentierten Entwicklung und des ‚sekundären Integrationsmodus‘ vorstellte. Wie sich einzelne Regionen in Zukunft unter veränderten ökonomischen Rahmenbedingungen entwickeln werden und welche sozialen Folgen dies für die Menschen haben wird, bleibt dabei noch eine offene Frage. Wie diese Übergangsmärkte von staatlicher Seite reguliert werden können, wie das Bildungssystem auf zunehmende flexible Arbeitsanforderungen reagieren kann und sollte, waren ebenfalls Fragen, die auf diesem Werkstattgespräch diskutiert wurden. Im Mittelpunkt standen jedoch die Wirkungen auf die Beschäftigten und die gesellschaftlichen Teilhabechancen. Das Referat von *Tatjana Fuchs* hat den hohen Stellenwert von Beschäftigungssicherheit und stabilen und existenzsichernden Einkommen aus der Sicht der Beschäftigten unterstrichen. Auch der Input von *Nick Kratzer* hat anhand der Entwicklung von Arbeitszeiten, Arbeitsbelastungen und Arbeitsleistungen gezeigt, wie wichtig die Entwicklungen in der betrieblichen Organisation von Arbeit für die



Qualität der Arbeit der Beschäftigten einerseits und für die Familien und Haushalte andererseits sind. Auch seine Ergebnisse sprechen für eine Verschärfung der Arbeitssituation, aus der sich negative Entwicklungen auch für die soziale Situation von Familien und Beschäftigten ableiten lassen. Wie Beschäftigte jedoch ihre Ansprüche und Interessen in Zukunft geltend machen können, wurde in dem Block des Wandels der Arbeitsbeziehungen zum Thema gemacht. Auch wenn auf institutioneller Ebene, wie *Peter Ellguth* gezeigt hat, sich keine Erosion des institutionellen Systems der Interessenvertretung abzeichnet, spricht *Klaus Dörre* von einem dramatischen Wandel der Arbeitsbeziehungen. Insbesondere Veränderungen des Dispositivs der Regulierung von Arbeitsbeziehungen sieht er als den zentralen Kern des Wandels an. Es bleibt eine offene Frage, wie Beschäftigte in Zukunft ihre Ansprüche geltend machen können und welche Auswirkungen diese Veränderungen in den Arbeitsbeziehungen letztlich auf die deutsche Konsenskultur haben.

Neben der Beschäftigungssicherheit und -stabilität sind Einkommen und Wohlstand, die sie durch Erwerbsarbeit oder durch Transferleistungen erzielen können, für die Beschäftigten von zentraler Wichtigkeit. Diese Themen werden in der zweiten Berichtsphase sicherlich eine bedeutendere Rolle spielen. Wie wir durch die Ergebnisse von *Holger Alda* erfahren haben, haben die Lohnspreizung, die Sortiereffekte und der Einfluss von betrieblichen Entlohnungspraktiken zugenommen. Auch daraus können sich verstärkte Polarisierungstendenzen ableiten lassen.

Die Sozialintegration von Beschäftigten in einen sozialen Zusammenhang, wie er in Betrieben mit Vorgesetzten, Kollegen und Kunden hergestellt wird, ist ein weiteres wesentliches Merkmal für die Qualität von Arbeit und Leben. Dies haben die Ergebnisse von *Tatjana Fuchs* ausdrücklich gezeigt. Der Modus der Sozialintegration verändert sich ebenfalls durch die veränderten Bedingungen der Organisation von Arbeit.

### *Internationalisierung der Produktion*

Dass diese – hier nur kurz skizzierten – Entwicklungen im Zusammenhang einer veränderten ökonomischen Organisation der Produktion und Erwerbsarbeit mit dem veränderten Einsatz von Techniken und dem daraus resultierenden Produktivkraftsprung, mit der zunehmenden Bedeutung der nationalen und internationalen Finanz- und Kapitalmärkte und mit der Internationalisierung der Produktion zu tun haben, steht außer Frage. *Boy Lüthje* hat sich mit der Internationalisierung der Produktion beschäftigt und mit seinen Forschungsergebnissen einen Blick über die Grenzen Deutschlands geworfen. Der mit einer neuen Qualität von Informati-



sierung verbundene Produktivkraftsprung, die Optionalität von Produktionsstandorten und die Ersetzbarkeit von Beschäftigten im internationalen Produktionsraum erhöhen die Möglichkeiten, durch Verlagerung von Produktion Kosteneinsparungen des Faktors Arbeit zu realisieren. Auch die unterschiedlichen Reorganisationsmaßnahmen von Unternehmen, welche die Organisation von Arbeit, Beschäftigung, Arbeitszeit, Arbeitsleistung und Qualifizierung sowie den Technikeinsatz in Betrieben betreffen, wirken auf die Beschäftigten und ihre Möglichkeiten ein, Arbeit und Lebensweisen zu gestalten.

### *Betrieb als Knotenpunkt*

Zentrales Anliegen der Veranstaltung war es, die Verbindungen von veränderten ökonomischen Bedingungen, unternehmerischem Handeln auf der betrieblichen Ebene (fassbar in veränderter Organisation von Beschäftigung, Arbeit, Zeit und Bildung usw.) und den Wirkungen auf Arbeit und Lebensweisen von Beschäftigten zu thematisieren. Wie *Olaf Struck* und *Christoph Köhler* in ihrem Beitrag zur Entwicklung von Beschäftigungsstabilität darstellen, verbleiben empirische Analysen häufig auf einer deskriptiven Ebene, die abgeleiteten Ursache-Wirkungs-Beziehungen werden kaum hinterfragt. Um jedoch zeitnahe Aussagen und Prognosen zur Entwicklung der Beschäftigungsstabilität herzuleiten, bedarf es des Wegs über eine theoretisch begründete Ursachenanalyse, wie sie in den Vorüberlegungen zu betrieblichen Beschäftigungssystemen vorgestellt wurde. Auch bei den anderen Themen, die auf der Veranstaltung diskutiert wurden, beinhaltet das Verständnis für die veränderte betriebliche Organisation von Arbeit, Produktion und Wertschöpfung den Schlüssel für die veränderten ‚Outputs‘ auf Beschäftigtenseite. Der Betrieb ist als gesellschaftlicher Knotenpunkt für die sozioökonomische Entwicklung zu begreifen; diese Forschungsperspektive ist weiter auszubauen und als theoretische Referenzfolie für die Berichterstattung zu nutzen. Die Forschungsperspektive Betrieb meint nicht nur einen ‚Ort der Hypothesenbildung‘, wie *Peter Bartelheimer* es in seinem Schlusswort ausdrückte, sondern kann auch dazu dienen, die veränderten Arbeits- und Lebensweisen in ihrer Entwicklung und Entstehung besser zu verstehen. Eine Rückbindung der im Rahmen der Berichterstattung generierten Ergebnisse an die Ebene des Betriebes sowie die ökonomische Entwicklung und Organisation von Produktion, Arbeit und Wertschöpfung wird für fruchtbar gehalten. Daher wird es für die Berichterstattung auch in Zukunft notwendig sein, den ‚Betrieb im Wandel‘ zu thematisieren und die ökonomische Entwicklung in Deutschland genauer zu erfassen.

### *Verschiedene Organisationseinheiten*

Ein Berichtsansatz, der die Organisation von Produktion, Arbeit und Wertschöpfung beobachten will, muss die verschiedenen ökonomischen und organisatorischen Einheiten berücksichtigen, die auf das Kräftefeld der Regulierung von Erwerbsarbeit einwirken. Schon der Betrieb als Produktionsort kann in verschiedenen Statistiken oder Rechtsbereichen unterschiedlich abgegrenzt sein, und der Begriff muss hinreichend weit gefasst werden, um auch den nicht-gewerblichen Bereich, etwa den Haushalt als Dienstleistungsort oder die Dienststelle im öffentlichen Sektor, einzuschließen. Eine Reihe von Beiträgen auf dem Werkstattgespräch hatten jedoch darüber hinaus die Gestaltung von Arbeitssystemen (*Martin Kuhlmann*), die Reorganisation von Unternehmen und Wertschöpfungsketten (*Dieter Sauer*) und die Einbettung in regionale oder globale Produktionskomplexe und Netzwerke (*Rainer Land, Boy Lüthje*) oder zum Gegenstand. Je nach dem Gegenstand der Regulierung kommen also auch Organisationsebenen unterhalb wie oberhalb des Betriebs in den Blick.

Für die Berichterstattung ergeben sich daraus zwei Aufgabenstellungen.

- Zum einen müssen die verschiedenen Untersuchungseinheiten – vom Arbeitssystem über den Betrieb bis zum Unternehmen, zur Wertschöpfungskette oder zur regionalen Wirtschaftsverflechtung – begrifflich und statistisch möglichst genau bestimmt und in ihrer Entwicklung und in ihrem Verhältnis zu einander beobachtet werden.
- Zum anderen muss wenigstens für die Ebene des Betriebs eine dieser Ebenen eine geeignete Typologie entwickelt werden, die der Heterogenität dieser Vermittlungsinstanz zwischen Individuen und Haushalten einerseits und den großen volkswirtschaftlichen Aggregaten andererseits Rechnung trägt.

Ein heiß diskutiertes Thema des Werkstattgesprächs waren die methodische Umsetzbarkeit dieser Aufgaben im Rahmen der Berichterstattung sowie Möglichkeiten und Grenzen von vorliegenden Daten. Immer wieder wurden die unzureichende Datenlage auf der Ebene von Betrieben und Unternehmen und die je nach Statistik unterschiedliche Definitionen von Betrieben und Unternehmen angesprochen. Die Datenlage erschwert beispielsweise eine Zuordnung von Betrieben zu Unternehmen und Konzernen. Ebenso häufig war der Hinweis, dass man bei der Beantwortung einiger aufgeworfener Fragen eigene Erhebungen oder qualitative Studien benötige. Da die Erhebung eigener Daten den Rahmen der Berichterstattung sprengen würde, muss der Verbund versuchen, die Möglichkeiten der gegebenen Datenbestände auszuschöpfen und zugleich stärker als bisher auf qualitative Ergebnisse zurückzugreifen. Gleich-

zeitig kann er systematisch Datenlücken thematisieren und Anregungen für die Weiterentwicklung der Datenbestände geben.

#### *Betriebs- oder Personendaten*

*Burkart Lutz* hat zu Recht bemerkt: Nicht alle hier diskutierten Themen erfordern auch in der methodischen Umsetzung den Einbezug von betrieblichen Merkmalen; viele können ausreichend durch die Betrachtung der Personenebene erfasst werden. *Burkart Lutz* wählte in seiner Abschlussreflexion als Beispiel für ein solches Thema die Entwicklung der Arbeitszeit, die in dem Referat von *Nick Kratzer* behandelt wurde. Die Entwicklung der Zeitverwendung und der Vereinbarkeit von Arbeit und Leben lässt sich empirisch und theoretisch vorrangig mit der Haushalts- und Familienebene verbinden. Auch wenn man in der empirischen Umsetzung dieses Themas auf den Einbezug von betrieblichen Merkmalen verzichten kann, können die Ergebnisse in Bezug auf die veränderten Arbeitszeiten jedoch an die Themen Reorganisation und Arbeitsorganisation, wie sie von *Dieter Sauer* und *Martin Kuhlmann* vorgestellt wurden, angebunden werden: So können wichtige Hinweise auf die Gründe erarbeitet werden, warum beispielsweise immer mehr Menschen länger und intensiver arbeiten, auch wenn diese Mehrarbeit und Mehrbelastung nicht finanziell vergütet wird. Der Befund der verstärkten Implementation von indirekten Steuerungsmodi in Unternehmen im Zusammenhang mit der Vermarktlichungsthese bezieht sich ja explizit auf die zunehmende Selbstorganisation von Beschäftigten, die – um den gewachsenen Anforderungen an die (Selbst-)Organisation der Arbeitsmenge entsprechen zu können – zunehmend auf die Ressource Arbeitszeit zurückgreifen.

#### *Verlaufsanalysen und subjektive Indikatoren*

*Klaus Dörre* hat darauf aufmerksam gemacht, dass insbesondere die Beobachtungsmethoden für den Blick auf Wandel und Umbruch von entscheidender Bedeutung sind. Das heißt: Die Phänomene, an denen man die Veränderungen messen möchte, müssen immer wieder hinterfragt werden. So zeigt sich beispielsweise beim Thema der Arbeitsbeziehungen der Wandel eben nicht durch eine Erosion auf Ebene der Institutionen. Auch beim Thema der Beschäftigungsstabilität manifestieren sich auf Vertragsebene und im Bereich der Entwicklung von atypischen Beschäftigungsverhältnissen nur geringe Tendenzen zunehmender Instabilität. Betrachtet man jedoch Erwerbsverläufe oder bezieht die subjektive Unsicherheit von Beschäftigten in Bezug auf ihre Beschäftigungsperspektiven ein, so zeigen sich zum Teil dramatische

Umbrüche. Eine verstärkte Einbeziehung von Verlaufsanalysen sowie von subjektiven Wertungen und Einschätzungen erscheint daher wichtig.

### **1.3.5 Werkstattgespräch 5: Arbeit und Lebensweisen im Spiegel der Haushaltsökonomie**

Die Teilnehmer/innen des fünften Werkstattgesprächs heben die hohe Bedeutung von Haushalts- bzw. haushaltsnaher Arbeit als Beobachtungsgegenstand der sozioökonomischen Berichterstattung hervor. Insbesondere die Organisationsform der Tätigkeiten (Eigenarbeit, marktförmig, sozialstaatlich) wie auch sozialen und institutionellen Kontextfaktoren sollen in der weiteren Berichterstattung berücksichtigt werden. Die in soeb 1 begonnene Thematisierung bedarf an einigen Stellen weiterer Konkretisierungen und Ergänzungen, die im Folgenden kursorisch erläutert werden.

#### *Kategoriale Klarheit und deskriptive Erörterung des Berichtsgegenstandes*

Für die Kategorien Haushaltsarbeit und haushaltsnahe Arbeit wird mehr Klarheit gewünscht - obgleich das Werkstattgespräch gezeigt hat, dass auch der aktuelle Forschungsstand dies bisher noch nicht leistet. Im Rahmen der zukünftigen Berichterstattung sind somit weitere Schritte in die Richtung einer Heuristik von Haushalts- und haushaltsnaher Arbeit nötig, die u.a. das Anforderungsniveau der Tätigkeiten, den Arbeits- bzw. Ausführungsort, den Formalisierungsgrad und die Organisationsform berücksichtigt. Zudem erweist es sich als notwendig, Haushalte, Familien und Individuen in Haushalten stärker von einander abzugrenzen.

Neben verstärkten Anstrengungen im Sinne notwendiger begrifflicher Erweiterungen und Differenzierungen besteht ein hoher Bedarf nach einer grundlegenden und ausführlichen Beschreibung des Berichtsgegenstandes: Über Arbeit in und für private Haushalte ist noch immer wenig bekannt. Notwendig ist eine Beschreibung des Umfangs von Arbeitsvolumina und der (Erwerbs-)personen, die in diesem Bereich tätig sind, sowie – soweit möglich – eine Beschreibung der Einkommens- und Arbeitsbedingungen. Neben dem realisierten Arbeitsangebot gilt es aber auch, den Bedarf nach erwerbsförmigen Haushaltsdienstleistungen zu ermitteln: In welchem Umfang existiert eine latente Nachfrage nach Unterstützung im Haushalt, bei der Pflege, Erziehung, etc.? Vor diesem Hintergrund ist auch die Fortschreibung von Haushaltsstrukturen, Erwerbskonstellationen auf der Haushaltsebene notwendig, da die Größe der Haushalte, die Erwerbsbeteiligung, Zahl der Kinder, usw. wichtige Kontextfaktoren des potenziellen Bedarfs sind. Dies soll zukünftig durch eine entsprechende Beschreibung von Familientypen ergänzt werden.

### *Beschäftigungswirkung von haushaltsnahen Dienstleistungen*

Der Verlagerung von bisher privat geleisteter Arbeit auf erwerbsförmige Dienstleistungen wird in der öffentlichen Debatte eine hohe Beschäftigungswirkung zugeschrieben, meist ohne Bedingungsfaktoren und mittel- und längerfristige Folge- und Wechselwirkungen zu prüfen. Durch die differenzierte Behandlung dieses Sachverhaltes könnte das Konzept der Berichterstattung, soziale und ökonomische Entwicklung aufeinander zu beziehen, einen hohen prognostischen Wert entfalten. Hierfür müssen die ökonomischen, sozialen und kulturellen Bedingungsfaktoren für eine erwerbsförmige Organisation von Haushalts-, Erziehungs-, Betreuungs- und Pflegearbeit etc. ermittelt werden. Unter Berücksichtigung des Organisationsmodus (marktförmig, sozialstaatlich) sollen mögliche Folge- und Wechselwirkungen im Hinblick auf die soziale Lage der Dienstleistenden sowie der nachfragenden Haushalte, auf die Qualität der Arbeit und auf das Konsum- und Einkommensgefüge ermittelt werden.

### *Dienstleistungen für besondere Lebensphasen*

Umfang und Art der Haushaltsarbeit bzw. haushaltsnahen Arbeit sind eng mit den Lebensphasen der Haushaltsmitglieder verwoben – unabhängig davon, ob die Arbeit privat oder in Form von Dienstleistungen organisiert wird. Besondere Relevanz für den Bedarf nach Dienstleistungen entfalten die Lebensphasen Kindheit, (doppelte) Erwerbstätigkeit und Alter. Für jede diese Phasen sollte der realisierte und der gewünschte Wohlfahrtsmix, bestehend aus privater, marktförmiger und sozialstaatlicher Versorgung, in den Blick genommen.

Haushaltsnahe Dienste sind kein Konsumgut wie jedes andere. Sie werden im persönlichen ^

Nahbereich der Adressat/inn/en oder Kund/inn/en geleistet. Daher kommt bei ihrer Inanspruchnahme kulturellen Leitbildern, die die Vorstellungen über die Ausgestaltung des Wohlfahrtsmix prägen, eine wichtige Rolle zu. Diese Leitbilder sind eng mit geschlechtsspezifischen Auffassungen über die Arbeitsteilung verwoben. Der Beobachtung von kulturellen Leitbildern, subjektiven Einstellungen und deren Konkretisierung in Form von institutioneller Regulierung sollte daher auch bei der Bearbeitung des Gegenstandes eine hohe Bedeutung zukommen.

### *Internationale und regionale Vergleiche, methodische Herausforderungen*

Insbesondere im Hinblick auf die angesprochene Beschäftigungswirkung aber auch mit Blick auf den realisierten Wohlfahrtsmix privater Haushalte sind internationale Vergleiche aufschlussreich: Geprüft werden soll, in welchem Ausmaß und unter welchen institutionellen,

sozialen und ökonomischen Voraussetzungen in vergleichbaren Ländern Haushalts- und haushaltsnahe Arbeit erwerbsförmig organisiert wird. Hierfür sollen geeignete Indikatoren für internationale Vergleiche geprüft werden, wobei die eigentliche Herausforderung in der sensiblen Berücksichtigung von relevanten Kontextfaktoren liegt.

Zu diesen Kontextfaktoren gehören auch regionale Unterschiede (z.B. städtische versus ländliche Regionen, Ost- West-Unterschiede). Sowohl das Angebot wie auch die Nachfrage differieren regional. Solche Unterschiede sollten – wenn möglich – auch auf der Ebene internationaler Vergleiche berücksichtigt werden, etwa durch Vergleiche städtischer Regionen.

Weitere methodische Herausforderungen bestehen darin, die vielen „Grauzonen“ zu erfassen, die gerade diesen Berichtsgegenstand charakterisieren. Da ein beträchtlicher Teil der erwerbsförmig geleisteten Arbeit in privaten Haushalten dem Bereich der Schwarz- bzw. Schattenarbeit liegt, entzieht sich diese der Statistik. Die daraus resultierenden Leerstellen sollen durch die Berücksichtigung von qualitativen Untersuchungen verkleinert bzw. geschlossen werden. Das Einbeziehen von qualitativen Untersuchungen ist aber auch nötig, um etwa die spezifischen Qualitäten von Dienstleistungsarbeit bzw. von privat geleisteter Arbeit zu ermitteln und zu berücksichtigen. Andernfalls bliebe die Berichterstattung – bezogen auf den Gegenstand Haushalts- und haushaltsnahe Arbeit – darin verhaftet, Zeitbudgets, Zeit- und Beschäftigungsanteile aufzulisten.

## 2. Werkstattgespräch 1: Deutschland im Modell

(Autor: Peter Bartelheimer, SOFI)

### 2.1 Umbruch des Produktions- und Sozialmodells

Für den Forschungsverbund führt *Peter Bartelheimer* (siehe Foliensatz in der Materialsammlung) in die Werkstattreihe zur sozioökonomischen Berichterstattung und in das Thema des ersten Werkstattgesprächs ein.

*Peter Bartelheimer: Umbruch als Leitkonzept der sozioökonomischen Berichterstattung*

Der zweite Bericht, den der Verbund bis 2008 erstellen will, ist zugleich „schwerer und wichtiger“ als der erste: Schwerer nicht nur, weil der nächste Bericht immer der Schwerste ist. Der Anfängerbonus, den man dem ersten Bericht mit all seinen Schwächen zugute halten konnte, fällt nun weg. Obwohl der Verbund weiteren theoretischen und methodischen Entwicklungsbedarf für seinen Berichtsansatz sieht, hat er sich zu mehr fachöffentlicher Präsenz verpflichtet. Und wichtiger ist die Fortsetzung, denn schließlich wird erst mit ihr aus einem mehr oder weniger plausiblen Forschungsprojekt ein Berichtsansatz. In dieser Situation stellt die Werkstattreihe eine „verbundeigene Fortbildungsmöglichkeit“ dar, in der – neben der Präsentation und Erörterung eigener Arbeitsergebnisse – ein offener Umgang mit offenen Fragen gepflegt werden kann.

Der Beitrag zeichnet zunächst die Entwicklung des Vorhabens von den ersten Anfängen (1997) bis zur Präsentation der Buchfassung des ersten Berichts (2005) nach. Im November 1997 veranstaltete der Forschungsverbund Sozialwissenschaftliche Technikberichterstattung, der damals aus dem Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung (ISF) München, dem Internationalen Institut für empirische Sozialökonomie (INIFES) Stadtbergen, dem Institut für Sozialforschung (IfS) Frankfurt am Main sowie dem Soziologischen Forschungsinstitut Göttingen (SOFI) bestand, in der Gottlieb-Daimler-und-Karl-Benz-Stiftung in Ladenburg einen Workshop unter dem Titel „Gesellschaftliche Organisation von Arbeit“, um mit Fachleuten mögliche Beiträge der beteiligten Institute zu einer integrierten Sozialberichterstattung zur



Entwicklung von Arbeit zu erörtern.<sup>1</sup> Insbesondere drei Beiträge waren damals wesentlich für die Verständigung über dieses erste „Ladenburger Programm“ für einen neuen Berichtsansatz:

*Heinz-Herbert Noll* (IfS u.a. 1998: 33ff.) verwies damals auf Lücken gesellschaftlicher Berichterstattung und schlug vor, die Anstrengungen des Verbunds auf diese Lücken auszurichten: Der Schwerpunkt der Sozialberichterstattung habe auf empirischer Deskription „des Zustands und Wandels der Gesellschaft mit Hilfe von Leistungs- oder Endproduktindikatoren, zu einem geringeren Teil auch unter Berücksichtigung von Nebeneffektindikatoren“ gelegen. Zwischen exogenen Variablen und Ergebnisvariable liege aber eine „Black box“. „Innerhalb der Sozialberichterstattung gibt es bisher nur wenige Versuche, gesellschaftliche Outputs nicht nur zu messen, sondern auch in ihrer Entwicklung und Verteilung zu erklären.“ Ein solcher Versuch sei Wolfgang Zapfs Konzept der Wohlfahrtsproduktion, der Wohlfahrt als Produkt von Markt, Staat, Assoziationen, privaten Haushalten und Individuen auffasst und die Konstellationen, in denen sie dazu beitragen, als „welfare mix“. Nachholbedarf bestehe bei der systematischen Beobachtung und Analyse der Verknüpfung von Output- und Inputfaktoren.

Auch die systematische Beobachtung und ‚Vermessung‘ des Institutionengefüges, in dessen Rahmen Wohlfahrtserträge produziert werden, habe Sozialberichterstattung bisher nur in geringem Umfang geleistet: „Sozialstaatsbeobachtung“ (P. Flora 1998) in international vergleichender Perspektive hätte „konkurrierende institutionelle Arrangements unter Effektivitätskriterien zu bewerten und ‚best practice‘-Modelle zu identifizieren“. Hierher gehöre aber auch die Beobachtung von Unternehmen und Betrieben.

Aus dieser Defizitanalyse ergab sich der Vorschlag einer Arbeitsteilung: „Wie Institutionen sind auch Organisationen im Prozess der Wohlfahrtsproduktion auf der Ebene von ‚Inputs‘ oder ‚Throughputs‘ anzusiedeln und liegen daher außerhalb des Blickwinkels der Sozialberichterstattung.“ Die Arbeitsberichterstattung des Verbunds könnte daher Sozialberichterstattung z.B. Wohlfahrtserträge wie Arbeitsmarktchancen, Arbeitsbedingungen und Arbeitszufriedenheit, die Sozialstaatsbeobachtung ferner die Arbeitsmarktregulierung zum Gegenstand haben.

*Hansvolker Ziegler* (ebd.: 303ff.), damals zuständiger Referatsleiter im Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie (BMBWF) verwies in Laden-

---

<sup>1</sup> Nachzulesen in: Institut für Sozialforschung (IfS) / Internationales Institut für empirische Sozialökonomie (INIFES) / Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung (ISF) / Soziologisches Forschungsinstitut (SOFI) (Hg.) 1998: Beobachtungsfeld Arbeit, Sonderband des Jahrbuchs Sozialwissenschaftliche Technikberichterstattung, Berlin (sigma).



burg auf die Erfahrungen in der „Kommission zur Erforschung des sozialen und politischen Wandels in den neuen Ländern“ (KSPW), die einen Bedarf an integrierter Sozialberichterstattung zur interdisziplinären Beobachtung des Umbruchs im Osten deutlich gemacht habe. Gleichzeitig sei in der EU im Anschluss an Überlegungen zu einem neuen, tauglicheren Entwicklungsmodell im Weißbuch von Jacques Delors (1993) ein Interesse an „scientific systems of socio-economic reporting on Europe“ (P. Flora) entstanden, das zur Key Action „Improving the Socio-economic Knowledge Base“ im Fünften Europäischen Forschungsrahmenprogramm geführt habe. Weiter regte Ziegler Forschung dazu an, was Technik und Innovation zu Optionen des Gesellschaftsmodells beitragen könnten, und forderte eine bessere Nutzung der Dateninfrastruktur durch die Sozialwissenschaften.

*Franz-Xaver Kaufmann* (ebd.: 313ff.) riet in Ladenburg zur Bescheidenheit: Statt integrierte Sozialberichterstattung – wie in den 60er und 70er Jahren – als Erfolgskontrolle umfassender, aktiver Gesellschaftspolitik (Zapf 1978) aufzufassen, gehe es heute eher darum, „kleine, aber essbare Brötchen backen“ und „ein etwas überschaubareres und in sich kohärentes Bild von Teilwirklichkeiten“ zu liefern. Die Wirklichkeit werde immer multiperspektivischer – d.h. es gibt immer mehr Orte, von denen aus man die gleiche gesellschaftliche Wirklichkeit betrachten kann. Diskussionen über „sensitizing concepts“ müsse man führen „im Wissen, dass sie nicht abschließbar sind und dass die Konzepte in einigen Jahren durch eine neue wissenschaftliche Mode abgelöst werden“. Jedoch solle man besser eine größere Zahl vergleichbarer Indikatoren verwenden, wobei es „nicht die Hauptsache“ sei, ob diese immer „in einer korrelativen Beziehung zu bestimmten sensitizing concepts stehen“. Indikatoren seien eher „schwache Anhaltspunkte für das, was eigentlich interessiert“. Schließlich forderte er, den Dialog von Wissenschaft und Politik in der Sozialberichterstattung stärker zu institutionalisieren.

Einige dieser Ratschläge, so Peter Bartelheimer, hat der Verbund bei der sozioökonomischen Berichterstattung zu beherzigen versucht. Die sozioökonomische Berichterstattung sucht nach ökonomischen und außerökonomischen Koordinationsinstanzen von Produktions- und Lebensweise. Arbeit bleibt die zentrale gesellschaftliche Vermittlungsinstanz zwischen Produktion in Unternehmen einerseits und Lebensweisen von Haushalten andererseits, doch wurde der Berichtsansatz thematisch auf der Grundlage „starker Thesen“ zur Diskontinuität in der gesellschaftlichen Entwicklung erweitert. Leitkonzept des Berichtsansatzes ist die Annahme eines Umbruchs im deutschen sozioökonomischen Entwicklungsmodell. Dass in Produktions- und Lebensweise jeweils relativ autonome Antriebskräfte des Umbruchs wirken,

stellt eine „Absage an Ökonomismus“ dar: Die Lebensweise ist nicht passives Ergebnis der Ökonomie; sie bietet Spielraum für subjektive Motive: Die Gesellschaft geht mit der Wirtschaft um und nicht umgekehrt. Einzelne Länder passen sich nicht einfach an globale Trends an, weshalb die Beobachtung und dichte Beschreibung einzelstaatlicher Entwicklungsmodelle Voraussetzung für Ländervergleiche sei. Schließlich hat der Verbund für seine Fragestellungen Haushalt, Unternehmen und institutionelle Ordnung als drei wichtige Analyseebenen ausgemacht.

Indem der Verbund die Beobachtung des Übergangs zu einem neuen Entwicklungsmodell als „sensitizing concept“ verwendete, folgte er Franz-Xaver Kaufmanns Rat zur Bescheidenheit nicht: Dieses Konzept erzeugt nicht nur großen „Datenhunger“, sondern großen Bedarf an Annahmen über Gesellschaft als sozioökonomischen Entwicklungszusammenhang. Ein solches Modell sozioökonomischer Entwicklung, das Beiträge ökonomischer Akteure (Unternehmen und Haushalte), des Sozialstaats und des gesellschaftlichen Institutionensystems wie deren Wechselwirkungen untereinander berücksichtigt, ist theoretisch und empirisch nicht fundiert. Und entgegen der Empfehlung von Heinz-Herbert Noll verzichtete der Berichtsansatz auf eine strenge Arbeitsteilung zwischen Lebenslagenbeobachtung mit Mikrodaten und Sozialstaatsbeobachtung auf der Makroebene.

An diesen Rückblick auf die Entstehung des sozioökonomischen Berichtsansatzes schließen sich Erörterungen zu drei Fragen an: Was heißt Modell? Was heißt Umbruch? Was heißt sozioökonomisch?

Das Denken im Modell erfüllt nach Peter Bartelheimer drei Funktionen für integrierte Sozialberichterstattung:

- Es soll eine theoretische Integration verschiedener Perspektiven auf den Gegenstand gesellschaftlicher Entwicklung und eine Orientierung im sozialwissenschaftlichen Theorieangebot ermöglichen; dabei ist zu berücksichtigen, dass Berichterstattung schärfere Anforderungen an Stabilität und Konsistenz der Begriffe stellt als Einzelstudien.
- Es soll eine theoretische Abgrenzung des Gegenstandsbereichs anleiten und mehr oder weniger strenge Auswahlkriterien für Berichtsgegenstände abgeben.
- Seine theoretischen Zusammenhangsannahmen sollen es ermöglichen, mehr oder weniger streng (sicher weniger streng als in einer ökonometrischen Modellierung) zu bewerten, welchen Daten für sozioökonomische Entwicklung Indikatorqualität zukommt.

Daraus folgen für die weitere Berichterstattung zwei Aufgaben: Der Verbund muss „besser im Modell denken“, und das Modell muss die Berichterstattung besser strukturieren. Erkennbar

bestimmen die – im Buch (vgl. SOFI u.a. 2005: 55) skizzierten – Modellannahmen noch nicht die Gliederung des ersten Berichts. Der Referent erinnert aber daran, dass auch der erste unter der Leitung von Wolfgang Zapf erstellte Sozialbericht zu Lebensbedingungen in der Bundesrepublik (1978)<sup>2</sup> zehn Zielbereiche „aufgrund der Forschungsinteressen der einzelnen Autoren“ bearbeitete, „ohne zu behaupten, dass es sich um die zehn ‚wichtigsten‘ Bereiche handelt oder dass diese Liste in irgendeiner Weise Vollständigkeit beansprucht“.

Der Modellbegriff bringt zum Ausdruck, dass eine Gesellschaft nicht Elemente beliebig kombinieren kann. Daher lassen sich in der gesellschaftlichen Entwicklung Phasen von Stabilität und Umbruch unterscheiden. Unter Stabilität versteht der Verbund dynamische, aber gleichgerichtete Entwicklungen innerhalb eines Modells oder Entwicklungspfads, unter Umbruch die abnehmende „Passfähigkeit“ wirtschaftlicher und sozialer Entwicklungen und zumindest die Möglichkeit von Pfad- oder Modelländerungen. Für das „deutsche Modell“, das – so die Annahme – seit Mitte der 70er Jahre in eine solche Umbruchssituation eintritt, ergeben sich somit zwei Vergleichsperspektiven:

- Historisch („diachron“) ist die aktuelle „postfordistische“ Umbruchssituation an einer fordistischen Vergangenheit zu messen (oder, in Ostdeutschland, an einer Gesellschaft „vor der Wende“).
- Im Ländervergleich („synchron“) ist das deutsche Modell mit anderen Gesellschaften zu vergleichen (oder die ostdeutsche Situation des „doppelten“ Umbruchs mit der Westdeutschlands). Solche Vergleiche können durch Typologien angeleitet werden (z.B. „liberaler“, „konservativer“, „sozialdemokratischer“ und „später“ Wohlfahrtsstaat).

Zu berücksichtigen ist dabei der Eigensinn des Modellbegriffs: Auch wenn Modelle analytisch, d.h. als vereinfachendes Abbild, dienen sollen, können sie einen paradigmatischen Nebensinn als Vorbild entwickeln. So gerät, wer das deutsche Modell des „Fordismus“ historisch (retrospektiv) zu rekonstruieren sucht, rasch unter Nostalgieverdacht. Und zu den Nebenwirkungen von Modellen und Typologien gehört, dass man sich bei der Beobachtung von Veränderungen stets zwischen zwei Deutungsmustern entscheiden muss – dem der „pfadabhängigen“ Entwicklung und dem des „Modellwechsels“.

Sozioökonomische Kategorien bezeichnen in diesem Berichtsansatz nicht abgegrenzte Gegenstandsbereiche. „Ökonomisch“ und „sozial“ steht vielmehr für verschiedene Perspekti-

---

<sup>2</sup> Vgl. Zapf, W. 1978: Einleitung in das SPES-Indikatorensystem, in: ders. (Hg.): Lebensbedingungen in der Bundesrepublik, Sozialer Wandel und Wohlfahrtsentwicklung, Frankfurt a.M. (u.a.): 11-27.

ven auf die gleichen gesellschaftlichen Gegenstandsbereiche. Als solche Kategorien benennt Peter Bartelheimer:

- das Produktionsmodell (z.B. Geschäftspolitik, Arbeitsorganisation, Technikeinsatz), wobei verschiedene Produktionsmodelle von Unternehmen nebeneinander stehen, so dass zu fragen ist, ob es überhaupt ein gesellschaftlich bestimmendes Produktionsmodell gibt,
- das Sozialmodell, d.h. die Gesamtheit nicht marktförmiger Sozialbeziehungen, wozu auch sozialstaatliche Sicherungsansprüche gehören,
- Arbeit, Bildung und Konsum als Vermittlungen zwischen ökonomischen Motiven der Wirtschaftssubjekte (Unternehmen wie Haushalte) und individueller Bedürfnisse und Lebensziele,
- den Haushalt als ökonomischen Akteur und sozialen Nahbereich,
- den Betrieb als Produktionsort und sozialen Handlungsraum.

Im dritten Teil seines Beitrags begründet Peter Bartelheimer die Themenschwerpunkte des Werkstattgesprächs.

Erstens geht es darum, welche Themenkomplexe über die im ersten Bericht (soeb 1) identifizierten hinaus zu einer dichten Beschreibung des Produktions- und Sozialmodells benötigt werden. Im Mittelpunkt von soeb 1 standen sichere und unsichere Muster der Erwerbsbeteiligung, Verdiennermodelle des Haushalts, Zeitmuster von Erwerbsarbeit und anderen Aktivitäten, Erwerb und Verteilung von Bildung, das Verhältnis formeller Dienstleistungen und informeller Hausarbeit sowie Formen und Mix von Engagement und Partizipation. Weniger gut konzeptionell integriert waren die Berichtsgegenstände Unternehmensorganisation, Formen der Internet-Nutzung, Migration und materieller Lebensstandard (Einkommen, Ungleichheit). Erweiterungswünsche des Verbunds richten sich insbesondere auf das politische Institutionensystem, die weltwirtschaftliche Einbindung Deutschlands, den Kapitalmarkt, auf Konsummuster und gesellschaftliche Verarbeitung demografischer Trends sowie auf die Energiewirtschaft angesichts der Endlichkeit fossiler Energieträger.

Zweitens geht es um Maßstäbe zur Bewertung sozioökonomischer Entwicklung. Solche Bewertungsmaßstäbe müssen wissenschaftlich begründbar (d.h. nicht beliebig) und gesellschaftlich gültig sein. Unumgänglich ist daher eine Auseinandersetzung mit den – veränderlichen und unbestimmten – Leitideen des politischen Diskurses, weshalb Strategien der Zielloptimierung auf der Makroebene (Europäisches Sozialmodell, Nachhaltigkeit) und das Konzept der Teilhabe als normatives Maß für die Mikroebene erörtert werden sollen: Nimmt die Gesellschaft im Umbruch „alle mit“? Wer bleibt auf der Strecke? Schließlich soll das in soeb 1

entwickelte Konzept der Lebensweise, das für den subjektiven Faktor sozioökonomischer Entwicklung steht, in seinen Beziehungen zu Genderansätzen, zum Konzept der alltäglichen Lebensführung und des sozialen Milieus verhandelt werden. Und abschließend sollen die „Nachbarschaftsbeziehungen“ zu anderen Berichtsansätzen zur Sprache kommen.

### *Diskussion*

Im Mittelpunkt der Diskussion steht die Frage, wie die Berichterstattung fortgesetzt wird: Welche Indikatoren werden benötigt, um Gesellschaft zu beschreiben? Welche Themen werden vielleicht verlassen, welche fortgeführt, und welche sollen hinzukommen. *Waltraud Cornelissen* spricht sich dafür aus, die Änderung von Wertvorstellungen und Interessen, also die unterschiedliche Perspektive von Subjekten auf ihre Lebenslage stärker zu berücksichtigen. *Norbert Schwarz* merkt an, für einen sozioökonomischen Berichtsansatz müssten Einkommenserzielung, materielle Situation und Vermögensverhältnisse zentralere Bedeutung haben. *Ortrud Lessmann* wendet ein, die Einkommensverhältnisse besagten wenig über die Lebensverhältnisse der Menschen, Benachteiligung gebe es eben auch bei der Einkommensverwendung. *Kerstin Jürgens* empfiehlt, da die „Komplexität des Sozialen“ in Berichtsform schwer zu erfassen sei, eher wenige ausgewählte Themen quantitativ und qualitativ zu erforschen und in ihren Wechselwirkungen darzustellen. *Martin Kronauer* wünscht sich eine Präzisierung des Interesses am Umbruch: Geht es um die Leistungsfähigkeit des Institutionensystems und um dessen Auswirkungen auf die Menschen?

## **2.2 Sozioökonomische Entwicklung – Auf der Suche nach Übersicht**

*Roland Roth* ist einer der ersten Autoren, die den Begriff des „Fordismus“ zur stilisierten Kennzeichnung des historischen Referenzzeitraums der Nachkriegsjahrzehnte in den deutschen sozialwissenschaftlichen Diskus einführen<sup>3</sup>. Ihn hatte der Verbund um eine kritische Kommentierung seiner Arbeitsdefinitionen zum sozioökonomischen Entwicklungsmodell gebeten. Als Politikwissenschaftler sollte er sich mit der Frage befassen, welchen Anteil Politik und Zivilgesellschaft an der gesellschaftlichen Regulierung haben und wo entscheidende Veränderungen in der Regulationsweise und der institutionellen Ordnung zu beobachten sind.

---

<sup>3</sup> Hirsch, J. / Roth, R. 1986: Das neue Gesicht des Kapitalismus: Vom Fordismus zum Postfordismus, Hamburg (VSA).

*Roland Roth: Suche nach Übersicht in regulationstheoretischer Perspektive*

Für Roland Roth (vgl. Vortragstext in der Materialsammlung) hebt sich der sozioökonomische Berichtsansatz positiv gegenüber der soziologischen Gewohnheit ab, das allgemeine „Umbruchs- und Zäsurbewusstsein“ mit Zeitdiagnosen zu bedienen, die jeweils ein Element der Veränderung verabsolutierend in den Mittelpunkt eines neuen Gesellschaftsbegriffs stellen: sei es die Risiko- und Multioptionsgesellschaft, die Netzwerkgesellschaft und Bewegungsgesellschaft, die Beschleunigungsgesellschaft, die Erlebnisgesellschaft oder die Wissensgesellschaft. Der vorliegende Bericht teilt zwar die Umbruchdiagnose und verspricht ebenfalls – auch politikberatende – Orientierungen, verzichtet aber auf einen handlichen Gesellschaftsbegriff und ist empirisch anspruchsvoller.

Gemeinsam hat der Bericht mit dem breiten und vielstimmigen Feld der Regulationstheorie, dass Gesellschaftsformationen auf der Verknüpfung („Artikulation“) eines Produktions- und Sozialmodells beruhen, die aufeinander abgestimmt bzw. miteinander kompatibel sein müssen („Kohärenz“). Dafür sorgen eine Vielfalt von gesellschaftlichen Regulationsweisen, die Regeln und Institutionen ausprägen, in denen widersprüchliche Interessen eingebunden werden. Dieses Gefüge ist dynamisch und krisenbehaftet, aber vergleichsweise stabil, solange Kohärenz gesichert werden kann. Der Bericht macht noch einmal deutlich, dass wichtige institutionelle Arrangements der fordistischen Phase (z.B. Normalarbeitsverhältnis, Ernährerfamilie) an Inklusionskraft verloren haben. Andere Arbeits- und Lebensformen sind im Vormarsch, auf die das bestehende institutionelle Gefüge (z.B. das Bismarcksche Sozialversicherungssystem) keine angemessenen Antworten anbieten kann.

Doch bleibt der Begriff „Entwicklung“ im Bericht eigentümlich leer, weil – im Unterschied zur Regulationsdebatte – darauf verzichtet wird, den ökonomischen Motor der Entwicklung näher zu inspizieren. In der Regulationsdebatte geht es ja darum, ökonomische Prosperitätskonstellationen, neue Produktionsmodelle und deren gesellschaftliche Einbettung zu identifizieren. Wertschöpfung, Wirtschaftswachstum, Renditen bzw. deren Fehlen sind wesentliche Triebkräfte des gesellschaftlichen Umbaus, die durch die ökonomische Dynamik, vor allem durch strukturelle Krisen etc. freigesetzt werden. Aus regulationistischer Sicht „passiert am meisten im Produktionsmodell“. Diesen harten ökonomischen Kern kapitalistischer Entwicklung zu benennen, heißt keineswegs einem ökonomischen Reduktionismus zu frönen und die relative Eigenständigkeit von politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen und deren Wechselwirkung zu ignorieren. Niemand geht davon aus, dass „sich die Le-

benziele von Individuen vollständig von ökonomischen Interessen kolonialisieren lassen“ (SOFI u.a. 2005: 155). Gesellschaftliche Regulationsweisen (Lohnformen, Arbeitsverträge, soziale Sicherungssysteme etc.) dienen gerade immer erneut der Abstimmung und Vermittlung von ökonomischer Rationalität und dem Eigensinn von Lebensweisen. Aber das regulationstheoretische Vokabular macht ohne Bezug auf Akkumulation und Krise wenig Sinn. Auch wenn wir heute mit ökonomischen Krisenaussagen zu Recht vorsichtig sind, geht es in den letzten beiden Jahrzehnten in erster Linie um die Suche nach neuen Produktions- und Sozialmodellen, die eine neue dauerhafte Prosperitätskonstellation, ein neues „Modell Deutschland“ bzw. einen wettbewerbsfähigen Sozialraum – von der Kommune bis zur EU - versprechen.

Im Bericht selbst wird diese ökonomisch angetriebene Dynamik im Abschnitt über die Reorganisation der Unternehmen überdeutlich. Im Unterschied zum beachtlichen Beharrungsvermögen in vielen Dimensionen der Lebensweise wird dort eine „massive Reorganisationswelle in den 1990er Jahren“ festgestellt, die nicht in neue stabile Organisationsmuster mündete. „Die Reorganisation scheint auf Dauer gestellt und die einzige Stabilität scheint der Wandel selbst zu sein.“(Ebd.: 323.) Absetzbewegungen vom fordistischen Unternehmensmodell sind deutlich, die Konturen eines neuen stabilen Produktionsmodells liegen jedoch im Nebel (ebd. 331).

Angesichts dieser Dynamik im Produktionsmodell mutet es wie eine Verkehrung an, wenn das Ende der Vollbeschäftigung und steigende Arbeitslosigkeit als Antriebskraft der Veränderung ins Spiel gebracht wird: „Massenhafte unfreiwillige Beschäftigungslosigkeit und unsichere Erwerbsbeteiligung werden auf absehbare Zeit wesentliche Antriebskräfte des Umbruchs im sozioökonomischen Entwicklungsmodell Deutschlands bleiben“ (ebd.: 302). Läge es nicht näher, Freisetzungen als Folge dynamischer Suchbewegungen nach neuen Produktionsmodellen zu begreifen, die in erster Linie für das Sozialmodell, aber nicht für die betriebliche Arbeitskraftnutzung ein „Problem“ darstellen?

Der vorliegende Bericht wirkt „unentschlossen“: er verwendet als gemeinsame Referenz ein formales, lediglich durch „vorsichtige Sammelkategorien“ bestimmtes Produktions- und Sozialmodell, das inhaltlich durch verschiedene konkrete Merkmale des alten „Modell Deutschland“ gefüllt wird. Die sehr pluralistischen Beiträge von 19 Autor/inn/en aus vier Instituten verstehen sich nicht alle als Beiträge zu einem Modell.



- Im Kapitel II.1 (Teilhabe, Gefährdung, Ausgrenzung) dominiert der Bezug auf Robert Castels „Metamorphosen der sozialen Frage“ und deren „Zonen der Erwerbsbeteiligung“. Teilhabe ist auch in einigen anderen Berichtsteilen der zentrale Bezugspunkt.
- Im Kapitel II.2 (Flexibilisierung und Subjektivierung der Arbeit) spielen die industriesoziologischen Traditionen der beteiligten Institute eine große Rolle.
- Das Kapitel II.4 (Bildung und soziale Strukturierung) ist ebenfalls eher in der Qualifikationsforschung des SOFI angesiedelt als durch das sozioökonomische Entwicklungsmodell inspiriert.
- Auch die in der Einleitung zentral verwendeten Begriffe der Individualisierung und der Vielfalt kommen aus einer ganz anderen theoretischen Tradition. Und Vielfalt als Ausdruck von zunehmenden „echten“ Wahlmöglichkeiten lässt sich jedenfalls mit Blick auf die präsentierten Daten zur geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung („die Penetranz des Ernährersmodells“), zum berufsständisch segmentierten Bildungswesen oder zur sicheren bzw. unsicheren Erwerbsbeteiligung kaum als gesellschaftlicher Trend behaupten.
- Mit der Lissabon-Strategie, die mit Wettbewerbsfähigkeit, sozialer Inklusion und individueller Wahlmöglichkeiten sehr unterschiedliche Leitbilder kombiniert, und mit dem Rekurs auf Nachhaltigkeit werden zusätzliche politisch-strategische Konzepte eingeführt, deren analytischer Gebrauchswert noch zu entdecken ist.

Der Bericht versucht – so Roland Roths Eindruck – zu viele Ansätze zu inkorporieren. Verständigt haben sich die beteiligten Einrichtungen allenfalls auf einen sehr allgemeinen Referenzrahmen, um in den jeweils eigenen theoretischen Traditionen zu bleiben, ohne die Verträglichkeit der verschiedenen Ansätze zu diskutieren. Die Kapitel über Teilbereiche (Themenfelder) sind zumeist nur sehr locker bzw. gar nicht miteinander verknüpft (Bildung, Arbeitslosigkeit, Informatisierung etc.), sondern folgen ihrer Eigenlogik. Sie lassen sich als plausible Bereichsanalysen lesen. Eine Perspektive auf mögliche Wechselwirkungen geben sie nur bedingt frei. Theoretischer Pluralismus ist ebenso legitim wie methodischer. Aber den Anspruch einer „integrierten“ Sozialberichterstattung kann der vorliegende Band so nur begrenzt erfüllen. „Ein deutliches Bild einer Gesellschaft im Umbruch, gar noch ihrer möglichen und umkämpften zukünftigen Konturen, habe ich noch nicht gewinnen können.“

Die Politikempfehlungen, die in den Band eingestreut werden, sind „in der Regel sympathisch, aber nicht systematisch begründet“, ihre Kohärenz bleibt ungeprüft. Sie sind eher an Gerechtigkeits- und Gleichheitsnormen der fordistischen Phase orientiert, als auf ein mögliches neues Entwicklungsmodell bezogen, für das immanent z.B. mehr Ungleichheit er-



wünscht und produktiv erscheinen kann. Das Plädoyer für eine Infrastruktur zur Erhaltung sozialstaatlicher Mindeststandards; die Überlegungen zur Bedeutung öffentlicher personenbezogener Dienstleistungen und sozialstaatlicher Teilhabe oder zu mehr Durchlässigkeit zwischen den verschiedenen Zonen der Erwerbsbeteiligung, die Forderung nach weniger innere Segmentierung im Bildungssystem – diese Teilempfehlungen fügen sich nicht zu einem neuen Akkumulationsmodell, möglicherweise stehen sie einer neuen Prosperitätskonstellation eher im Wege. Sie wirken eher formkonservativ. Aus ihnen spricht „keine Inspiration, sondern Trauer über den Verlust“. Die aktuelle Diskussion zu einer stärkeren Entkopplung von Erwerbsarbeit und sozialer Sicherung wird nicht aufgegriffen. „Vermutlich sind mit dem Blick auf Zukunftsentwürfe strukturelle Grenzen von Politikberatung auf der Grundlage von Sozialberichterstattung erreicht. Wenn dem so ist, sollten sie auch respektiert werden.“

Seine kritischen Bemerkungen bündelt Roland Roth abschließend zu zwei Nachfragen:

- Wenn sich seit mehr als 30 Jahren Umbrüche und Krisen eines Modells namens „Fordismus“ anhäufen, das selbst in Deutschland allenfalls 20 Jahre prägend war, verliert die Umbruchsmetapher an Überzeugungskraft. Muss man sich von der Idee einer Abfolge von Prosperitätskonstellationen verabschieden, d.h. den „Fordismus“ als Ausnahme betrachten? Sind wir bereits längst in einer neuen postfordistischen Phase, mit neuen Merkmalen beim Akkumulationsprozess (globalisiert), bei der Unternehmensform (inter- und transnationale Integration, shareholder value), beim Lohnverhältnis ((Re-)Kommodifizierung, Flexibilisierung), beim Geld und in der Haushalts- und Familienform?
- Lassen sich Phasen kapitalistischer Entwicklung, Umbrüche und Alternativen in der Sozialberichterstattung nur im Modus des Abschieds vom Normalitätsmodell Nachkriegsdeutschlands bzw. der nur teilweise vollzogenen Abschiede (Ernährermodell) erfassen, oder wäre es auch möglich, Potenziale alternativer Zukünfte stärker sichtbar zu machen? Wenn diese Zukünfte bislang eher blass bleiben, liegt dies an der Eigenart sozialstatistischer Arbeitsweisen und konzeptioneller Vorentscheidungen (etwa der, dass allgemeine Charakterisierungen materieller Lebensweisen nur im Rückblick – auf den Fordismus – möglich seien, vgl. SOFI u.a. 2005: 62), oder gäbe es auch alternative Wege? In der regulationstheoretischen Debatte spielt das Denken in neuen Wachstumsmodellen eine zentrale Rolle, eine Fülle alternativer Wege aus der Krise des Fordismus sind inzwischen aufgelistet worden. Wäre es nicht hilfreich, statistisches Material auch so aufzubereiten, dass diese Zukunftspotenziale sichtbarer werden? Schließlich ist auch für den Fordismus seinerzeit „missioniert“ worden. Der Verweis auf die Lissabon-Strategie leistet dies nicht,

weil es sich dabei eigentlich um kein Modell handelt und dieser Diskurs gerade in den sozioökonomischen Dimensionen vielen zu vieles verspricht („eingebetteter Neoliberalismus“).

Schließlich formuliert Roland Roth eine Reihe von Wünschen und offenen Fragen für eine Fortsetzung des Berichtsansatzes:

- Im ersten Bericht erstaunt der weitgehende Verzicht auf die Einbeziehung staatlicher Aktivitäten in die Betrachtung des Produktions- und Sozialmodells. Der Staat gehört sicherlich zu den bedeutenden der institutionellen Formen, die für die Beschreibung einer Regulationsweise bestimmend sind. Veränderte Formen der Staatlichkeit (etwa die Tendenz zum „Wettbewerbsstaat“) stehen auch im Zentrum der Suche nach postfordistischen (neoliberalen) Produktions- und Sozialmodellen. Politisch-strategisch wäre es deshalb sehr wichtig, die Entwicklung öffentlicher Dienste und Transfers im Blick zu behalten, um ihren möglichen positiven wie negativen Einfluss auf das Entwicklungsmodell zu gewichten.
- Auch die Ausführungen zur Strukturveränderung der Zivilgesellschaft, zum bürgerschaftlichen Engagement überzeugen Roland Roth eher nicht, weil sie „eher defensiv gestrickt sind“. Unterschlagen wird die aktive Seite, die „Rebellion der Konsumenten“, d.h. veränderte Ansprüche an soziale Dienste. Zwar gibt es bislang in der Bundesrepublik allenfalls schwache Anzeichen für eine „manufactured civil society“, d.h. für die staatliche Förderung und Inanspruchnahme von zivilgesellschaftlichen Organisationen zu Lasten staatlicher Einrichtungen, doch wird der Substitutionsblick dem Phänomen nicht gerecht.
- Das nationalstaatliche Container-Modell ist heute für Gesellschaftsbeobachtung weniger plausibel als in fordistischen Zeiten. Räumliche Disparitäten unterhalb des Nationalstaats gewinnen an Bedeutung; gleichzeitig gewinnen transnationale Trends und Einflüsse an Gewicht. Der homogene nationale Raum verliert als Prämisse nationaler Statistiken an Aussagekraft, Produktions- und Sozialräume treten auseinander, es kommt zu „Wettbewerbsföderalismus“. Die Konsequenz kann sowohl sein, Daten kleinräumiger zu disaggregieren, als auch internationale Wachstumsmodellen stärker zu beachten. Rainer Lands überzeugendem Deutungsangebote zur ostdeutschen Entwicklung (doppelter Umbruch, selektive Fragmentierung) fehlt die Rückkopplung für die westdeutsche Entwicklung.

## *Diskussion*

*Kerstin Jürgens* fragt, was die vom ISF erörterte Entgrenzung und Subjektivierung von Arbeit, die Auflösung kollektiver Formen für die Regulation bedeutet. Man muss auf die Subjekte schauen, und was dort vorgeht, lässt sich nicht regulationstheoretisch erklären. *Rainer Land* bezweifelt, dass es bereits ein funktionierendes neoliberales Wirtschaftssystem gebe. Der Bericht nutzt die Orientierung am kohärenten Modell des Fordismus lediglich, um Abweichungen zu erklären. Auch hat sich dieses Modell nicht komplett aufgelöst. Erwerbsverläufe sind immer noch fordistisch geprägt. Sie „fransen zwar immer mehr aus“, aber normative Vorstellungen orientieren sich immer noch daran. *Holger Alda* fragt danach, wie man supranationale und regionale Vergleiche in nationaler Berichterstattung kombinieren kann. *Roland Roth* räumt Grenzen der Regulationstheorie ein. Sozialer Widerstand – wie etwa die Proteste gegen die Hartz-Gesetze – lässt sich nicht sozialstatistisch abbilden. Deutschland hatte nie ein einheitliches Produktionsmodell. Er empfiehlt, Heterogenität im Bericht zu kennzeichnen und zu besprechen.

### **2.3 Politische Diskurse 1 – Was ist dran am europäischen Sozialmodell?**

*Frieder O. Wolf* kennt die politische Bühne der EU sowohl aus der Perspektive politischer Akteure (als Mitglied des Europaparlaments und als Koordinator eines Europäischen Aufrufs für Vollbeschäftigung wie aus der sozialwissenschaftlicher Forschungskonsortien als Koordinator eines Forschungsnetzwerks zur EU-Strategie nachhaltiger Entwicklung). Ihn hatte der Verbund um eine Einschätzung des Diskurses über ein europäisches Sozialmodell gebeten.

*Frieder O. Wolf: Europäisches Sozialmodell? Erste Antworten auf gestellte Fragen*

Es gibt kein Europäisches Sozialmodell (ESM), und trotzdem ist die Debatte darüber nicht falsch – so lässt sich *Frieder O. Wolfs* Vorschlag zum Umgang mit diesem Konzept zusammenfassen (vgl. Foliensatz in der Materialsammlung). Es existiert, wenn überhaupt, als Zielbündel, nicht als ein gemeinsamer Regulationspfad. Er erläutert dies am Beispiel der Sozialpolitik: Das ESM zielt nicht darauf, einen gemeinsamen Kern der EU-Sozialpolitik zu definieren, sondern es will ein „kohärentes Bedeutungsfeld“ schaffen. Sein gemeinsamer Zielbezug lässt sich funktional beschreiben als ein bestimmtes, in Auseinandersetzung mit der Arbeiterbewegung entstandenes Niveau der Absicherung typischer Lebensrisiken von Lohnarbeit. Niveaus der Zielerreichung lassen sich in einer „europäischen Sozialschlange“ beschreiben und mit Indikatoren etwa der Armutsentwicklung oder des Arbeitsplatzverlusts messen,

auch wenn dabei „operativ“ ganz unterschiedliche Kombinationen von öffentlicher Daseinsvorsorge, privater Versicherung, Familien- und Geschlechterverhältnisse, Sozialversicherungssysteme, staatliche Vorsorge und gesetzliche Voraussetzungen von Arbeitsverhältnissen wirken. Dabei vergleicht sich das ESM – bei innereuropäischer Vielfalt – mit außereuropäischen Sozialstaaten.

Die Lissabon-Strategie zur Modernisierung und Verbesserung des ESM ist vor dem Hintergrund der Geschichte der EU-Strategie zu erörtern: vom Vertrag von Maastricht (1992) bis zur EU-Erweiterung 2004, die in ihrer größtmöglichen Form realisiert wurde. Bis in die 80er Jahre wurde die EU von „nationalstaatlichem Wachstums-Keynesianismus“ geprägt. Danach wechselte die Logik der EU-Integration von „Keynes plus“ zu Hayek: Das Ziel war Integration durch Vermarktlichung, und die EU als transnationale Körperschaft sollte dem Einfluss der nationalen Parlamente entzogen werden, um die Rationalität der Märkte durchzusetzen.

Dabei war die Lissabon-Strategie immer beides: Zum einen fungierte sie als ‚Globalisierungsverstärker‘, d.h. sie spitzte den neoliberalen Umbaukurs in den Mitgliedstaaten der EU unter Berufung auf die selbstgesetzten ‚Zwänge‘ der EU zu. Zum anderen machte sie das dabei zu verfolgenden Zielbündel zumindest virtuell komplexer, indem sie Ziele, die über Deregulierung, Privatisierung und Wettbewerbsfähigkeit hinausgingen verbindlich machte – so ambivalente ‚ökonomische‘ Zielsetzungen wie ‚Vollbeschäftigung‘, aber auch zusätzliche soziale und ökologische Ziele. Diese virtuelle Ambivalenz blieb allerdings in der Realität wenig wirksam – was sich exemplarisch an dem Schicksal der EU-Strategie der Nachhaltigen Entwicklung (EU SDS) verfolgen lässt, die 2001 in Göteborg als langfristige Ergänzung der Lissabon-Strategie beschlossen wurde. Die erhofften Win-Win-Situationen, die eine reale gesellschaftspolitische Ergänzung der neoliberalen Zielsetzungen ermöglichen würden, haben sich nicht eingestellt. Nachdem sich die Prognose eines IT-Booms, die den Kompromiss von Lissabon ermöglichte, als unrealistisch erwies, wurde die Lissabon-Strategie auch ganz offiziell mehr und mehr den kurzfristigen ‚Leitlinien der Wirtschaftspolitik‘ untergeordnet, anstatt verbindlich auf die langfristigen Nachhaltigkeitsziele bezogen zu werden. Doch auch der Versuch der Kok-Gruppe<sup>4</sup>, deswegen auf die virtuelle Dimension der Lissabon-Strategie, die über das Ziel der Wettbewerbsfähigkeit hinausgeht, gleich ganz zu verzichten, erwies sich als nicht durchsetzbar.

---

<sup>4</sup> Kok, W. 2003: Jobs, Jobs, Jobs, Mehr Beschäftigung in Europa schaffen, Bericht der Taskforce Beschäftigung, Brüssel.

Zwar haben sich die Ansätze zu einer zivilgesellschaftlichen oder auch nur sozialpartner-schaftlichen Öffnung, wie sie die EU-Kommission seit der Mitte der 1990er Jahre verstärkt propagierte, bisher als Versuche erwiesen, durch direkte administrative Akzeptanzbeschaf-fung einer verstärkt für EU-Vorgängen sensibilisierten Öffentlichkeit in den Mitgliedstaaten und einem erstarkenden europäischen Parlament entgegenzuwirken. Es fehlt eine EU-Sozialpolitik von unten, die Ziele nicht nur technisch umsetzt. Doch konkurrierende Aktivie-rungsansätze in Verbindung mit dem Europäischen Parlament können weiterhin mit ‚überra-schenden‘ Erfolgen rechnen (wie sich z.B. in der Auseinandersetzung um die Bolkestein-Richtlinie zu Dienstleistungen zeigte).

Die offene Methode der Koordinierung (OMK) ist nur dort rational, wo sie zum einen auf verbindlich und eindeutig definierten Zielsetzungen beruht, die in ihrer Kompensations- und in ihrer Gestaltungsfunktion klar definiert sind, und wo zum anderen die Zielerreichung an Kriterien gemessen wird, die nicht von den Mitgliedstaaten manipulierbar sind. Indikatoren- und Berichtssysteme sollten nicht auf wirtschafts- und sozialstatistisch ohnehin erhobene Da-ten oder leicht zu bewerkstellende Ergänzungen beschränkt werden, sondern an tiefer grei-fende sozial- und umweltwissenschaftliche Untersuchungen von Strukturen und Dynamiken anschließen bzw. für deren Weiterentwicklungen offen bleiben.

Das europäische Benchmarking, das die OMK ermöglichen soll, kann die tiefer reichende vergleichende Forschung nicht ersetzen. Immerhin kann es dazu beitragen, Problem- und Lö-sungszonen in schwerpunktmäßig zu untersuchenden Funktionsbereichen sozialer Siche-rungssysteme zu identifizieren. Auch europäisches Benchmarking kann einen Beitrag zur An-regung der politischen Phantasie leisten – allerdings nur neben einer umfassenderen Betrach-tung minoritärer bzw. alternativer Entwicklungsansätze in der jeweils eigenen Geschichte der Länder, in denen die politische Debatte geführt wird. Und natürlich funktioniert Benchmar-king nicht im Sinne eines Modell-Shopping, also einer beliebigen Kombination verschiedener Praktiken.

Solange der Stabilitäts- und Wachstumspakt nicht neu bestimmt und das Verfahren bei der Erarbeitung der ‚Leitlinien der Wirtschaftspolitik‘ nicht verändert wird, ist weiterhin damit zu rechnen, dass auch die erneuerte Lissabon-Strategie ihre ökonomischen Ziele verfehlt und schon gar nicht die ‚Win-Win-Situationen‘ herbeiführt, die eine relevante Berücksichtigung längerfristiger sozialer und ökologischer Zielsetzungen ermöglichen würden.

## Diskussion

Alle Diskussionsbeiträge beurteilen die Möglichkeiten, am EU-Diskurs zur Lissabon-Strategie anzuknüpfen, mit großer Skepsis.

*Hansvolker Ziegler* merkt an, das Nachhaltigkeitsparadigma sei weder wissenschaftlich geklärt noch politisch durchsetzbar, führt dies aber auch auf ein „Versagen der wissenschaftlichen Zulieferung“ zurück.

*Heinz-Herbert Noll* hält den Begriff „Europäisches Sozialmodell“ für „so vielfältig wie unklar“, so dass man allenfalls sehr pragmatisch daran anknüpfen kann. Was für ein Modell ist überhaupt gemeint? Ein Auslaufmodell, ein Realmodell, ein Minimalmodell mit Zukunftscharakter oder ein idealtypisches Modell davon, wie es sein sollte? Ist es ein nationalstaatliches Modell oder ein supranationales Modell, was durch die EU entstehen soll? Der internationale Vergleich mit anderen Ländern und die Suche nach „best practice“ sind heute wichtiger als der Vergleich „mit den eigenen alten Zeiten“. Die OMK ist zwar ein „softes“ Steuerungsinstrument, aber auch sie kann sanktionieren – durch „naming and shaming“.

*Anne Karras* sieht die Wirtschaft – Wachstum, Beschäftigung und Wettbewerb – von Anfang an im Mittelpunkt der Lissabon-Strategie. Das Ziel war, viele möglichst billige und möglichst gut ausgebildete Beschäftigte und somit mehr Wettbewerb am Arbeitsmarkt zu haben.

*Waltraud Cornelißen* räumt zwar ein, dass man am ESM nicht vorbeikommt. Doch das Ziel, alle über Erwerbsarbeit abzusichern, bewertet sie aus der Geschlechterperspektive kritisch: Viele Frauen leisten unbezahlte Fürsorgearbeit, und der Bedarf danach wird auch nicht abnehmen, da man sich um immer mehr alte Menschen kümmern muss.

*Peter Bartelheimer* fragt, ob der Diskurs über die Lissabon-Strategie angesichts der Zielverfehlungen überhaupt das Produktionsdatum für soeb 2 (2008) überstehen kann.

In seinem Schlusswort erinnert *Frieder O. Wolf* daran, dass auch virtuelle, kulturelle und ideologische Prozesse real sind. Der Nachhaltigkeitsdiskurs hat bisher allen versuchen widerstanden, ihn zu „versenken“. Der Begriff der Nachhaltigkeit wird nur klar, wenn man ihn auf die gesellschaftliche Reproduktion bezieht. Bei wirtschaftlicher Nachhaltigkeit gilt das Primat der Kapitalakkumulation. Das ESM ist ein Realmodell in dem Sinn, dass es real gemeinsame Ziele benennt. Man muss zwischen Benchmarking und internationalem Vergleich unterscheiden. Gefordert ist eine Übersetzungsleistung: Was hieße das Poldermodell in Deutschland? Zwar „läuft nur, was die nationalen Regierungen wollen“, aber anhand eines Indikatorenbündels kann man durchaus Konvergenz zwischen Ländergruppen beobachten. Das ESM ist umkämpft, und man soll es nicht fallen lassen. Die Lissabon-Strategie wird sicher bis 2010 nicht

abgeschafft. Sie ist für die europäische Politik, was man in der Architektur ein „spanisches Fenster“ nennt: Als Fenster funktioniert es nicht, aber für die Symmetrie ist es nötig.

## **2.4 Lebensführung, Lebensverlauf, Milieus – Das Konzept der Lebensweise im Spiegel anderer Ansätze**

Gemeinsam ist den Beiträgen in diesem Diskussionsblock der Bezug auf das in soeb 2 entwickelte Konzept der Lebensweise: Wie kann diese sozioökonomische Kategorie besser bestimmt werden, und wie verhält sie sich zu anderen Konzepten der Forschung und Berichterstattung?

*Waltraud Cornelißen: Optionen der Sozialberichterstattung zur Geschlechtergerechtigkeit in Deutschland*

Mit dem kommentierten Datenreport zur Gleichstellung von Männern und Frauen in der Bundesrepublik (im Auftrag des BMFSFJ) wurde die sozialwissenschaftliche Berichterstattung um eine äußerst differenzierte empirische Darstellung von geschlechtsspezifisch geprägten Lebensweisen und deren institutionelle Prägung ergänzt. Der Verbund hatte die Herausgeberin dieses Datenreports, *Waltraud Cornelißen* (DJI), um einen Beitrag (siehe Foliensatz in der Materialsammlung) zu Geschlecht als soziale Strukturkategorie in der Berichterstattung gebeten.

Waltraud Cornelißen stellt zunächst einige der Indikatoren vor, die weltweit (etwa im Human Development Report der UN) für den Geschlechtervergleich genutzt werden.

- In den Gender Related Development Index (GDI) gehen die Lebenserwartung in Jahren, die Bildungsabschlüsse in %, der Prozentanteil an Analphabeten, die Jugend- und Langzeitarbeitslosigkeit für Männer und Frauen ein.
- Das Gender Empowerment Measure (GEM) wird auf der Grundlage der Relation von Frauen- zu Männerlöhnen in % und der Prozentanteile von Frauen in Parlamenten und Regierungen sowie an Führungskräften in der Wirtschaft berechnet.

Deutschland nimmt beim allgemeinen Entwicklungsindex Platz 18, beim GDI dagegen Rang 15 und beim GEM Rang 8 ein (Human Development Report 2003).

Als Gender Budgeting werden Verrechnungssysteme bezeichnet, mit denen die Geschlechtergerechtigkeit öffentlicher Ausgaben und Transferleistungen geprüft werden soll. Sie berücksichtigen, welcher Anteil von Dienstleistungen und von öffentlichen Geldern Frauen und Männern zu Gute kommt, welche Kosten welches Geschlecht verursacht, welche Ein-



nahmen es dem Staat sichert (Steuern) und wie viel gesellschaftlich nützliche Arbeit Frauen und Männer leisten. Man könnte z.B. fragen: „Wie viel kostet die hochriskante männliche Sozialisation?“ Bei der Entwicklung dieser Verrechnungssysteme sind allerdings noch „tausend Zurechnungsfragen“ offen.

In der EU wird derzeit soziale Ungleichheit mit einem noch sehr unscharfen Begriff sozialer Exklusion beobachtet. Kieselbach/Beelmann (2003)<sup>5</sup> unterscheiden sechs Aspekte der Ausgrenzung: Arbeitsmarktexklusion, ökonomische und institutionelle Exklusion, Exklusion durch soziale Isolierung, kulturelle und räumliche Exklusion – wobei einige dieser Dimensionen die Frage aufwerfen, wie „Selbstdistanzierung der Betroffenen“ von der Mehrheitsgesellschaft bewertet werden soll.

Der Begriff der „Lebensqualität“ ist, so Waltraud Cornelißen, zu Unrecht „aus der Mode gekommen“ – er eröffnet Zugang zu Dimensionen wie Sicherheit durch Solidarität, Selbstverwirklichung und Balancen zwischen bezahlter und unbezahlter Arbeit. Gewalt kann als Beeinträchtigung von Lebensqualität thematisiert werden. Zufriedenheit und Glück tauchen als eigenständige Kategorien der Lebensqualität auf.

Das Konzept des Handlungsspielraums ist entscheidend für die Bewertung von Lebenslagen. Enders-Drägässer/Sellach (2000)<sup>6</sup> haben den fünf von I. Nahnsen unterschiedenen Lebenslagedimensionen: Versorgungs- und Einkommensspielräumen, Kontakt- und Kooperationsspielräumen, Muße und Regenerationsspielräumen (was auch Daten zu Arbeitsbedingungen, Zeitnot und Zeitwohlstand einschließt) sowie Dispositions- und Partizipationsspielräumen (im öffentlichen Raum, im Beruf und in persönlichen Beziehungen) zwei weitere hinzugefügt: Zum Sozialbindungsspielraum rechnen sie etwa die Möglichkeit, Care-Aufgaben zu übernehmen oder zurückzuweisen, und Schutz- und Sicherheitsräume ermöglichen, Gewalt im Geschlechterverhältnis zu thematisieren.

Lebensqualität lässt sich u.a. operationalisieren als Übereinstimmung von gewünschter und realisierter Lebensweise. Insofern lohnt es sich, in der Sozialberichterstattung auf Datensätze aus Befragungen zurückzugreifen, mit denen die Lebensweise und die subjektiven Lebenswünsche etwa in weiblichen Lebensläufen erfasst werden (z.B. Kinderwunsch, Bildungsaspirationen, Interesse an Vollzeit- und Teilzeitbeschäftigung, Interesse an Zeit für Care, Bedarf an Kinderbetreuung).

---

<sup>5</sup> Kieselbach/Beelmann 2003: Arbeitslosigkeit als Risiko sozialer Ausgrenzung bei Jugendlichen in Europa; In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Ausgabe B 6-7/2003: 32-39.

<sup>6</sup> Enders-Drägässer, U./Sellach, B. 2000: Der „Lebenslagen-Ansatz“ aus der Perspektive der Frauenforschung, in: Zeitschrift für Frauenforschung 4/2000: 56-66.



Entscheidend ist dabei die Passung gewünschter und vorhandener Handlungsspielräume. Aus einem generellen Mehr an Optionen kann nicht unbedingt auf höhere Lebensqualität geschlossen werden. Eine große Auswahl von Bildungswegen, mehr Freizeit, mehr soziale Kontakte müssen nicht immer zur Optimierung des eigenen Lebens beitragen, selbst mehr Geld hilft nicht immer weiter. Es kommt darauf an, ob in jeder Lebensphase die subjektiv „richtigen“ Lebensbedingungen vorzufinden sind, die nämlich, die nötig sind, um das eigene Leben möglichst weitgehend nach eigenen Wünschen gestalten zu können. Das Konzept des Handlungsspielraum ermöglicht es, sowohl dem geschlechterdifferenzierten Zuschnitt von Gelegenheitsstrukturen als auch dem geschlechterdifferenzierten Zuschnitt von Interessen und Wünschen Rechnung zu tragen.

Berichterstattung, die sich an diesem Konzept orientiert, sollte sensible für die verschiedenen Dimensionen des sozialen Raums sein. Aufschlussreich ist auch, welche Gruppen von Frauen und Männern besondere Diskrepanzen im Hinblick auf ihr subjektives Wohlergehen (Zufriedenheit und Glück) aufweisen.

Schließlich wirft Waltraud Cornelißen die Frage auf, ob Berichterstattung die Geschlechterdifferenz verfestigt, indem sie diese aufzeigt. Gegen dieses Risiko stellt sie eine Reihe von „Lösungswegen“ zur Diskussion:

- Neben der Geschlechterdifferenz müssen andere Ungleichheiten sichtbar gemacht werden.
- Differenzen und Ungleichheiten innerhalb jeder Geschlechtergruppe müssen aufgezeigt werden.
- Wechselwirkungen und Bezüge zwischen Kategorien müssen sichtbar gemacht werden.
- Die historische Entwicklung der Differenz muss aufgezeigt werden.
- Kontexte der gegenwärtigen Konstruktion von Geschlecht müssen einander vergleichend gegenüber gestellt werden.
- Neue Dimensionen der Ungleichheit müssen berücksichtigt werden, um alte Paradigmen und alte Zuweisungen zu durchkreuzen.
- Statt nur die verbliebenen Differenzen in immer spezielleren Gruppen zu analysieren, muss Forschung die Angleichung und Gleichheit thematisieren.

### *Diskussion*

Im Mittelpunkt der Diskussion steht das Konzept des Handlungsspielraums. *Ortrud Leßmann* plädiert für eine „Rückbesinnung“ auf diesen Begriff. *Heinz-Herbert Noll* verweist auf das Ressourcenkonzept im schwedischen „level-of-living“-Ansatz der Sozialberichterstattung, das

nach seiner Ansicht das Konzept der Fähigkeiten und Verwirklichungschancen von Amartya Sen vorwegnahm. Da jede Berichterstattung nach Geschlecht differenziert, ist für ihn die Frage, was eine geschlechterspezifische Sozialberichterstattung ausmacht, weiter offen. Und er verweist darauf, dass eine Analyse von Umverteilung zwischen den Geschlechtern Verteilungswirkungen zwischen Haushalten erfasst, nicht solche zwischen Personen. *Rainer Land* betont die Bedeutung subjektiver Lebensführungsmodelle: Für den Handlungsspielraum ist es ein Unterschied, ob jemand bei defizitären Ressourcen eine echte Lebensperspektive hat oder ob etwa ALG-II-Empfänger mit ihrem Geld auskommen, aber in Perspektivlosigkeit leben. Während der Fordismus Lebensentwürfe vorgeformt hat, könnte heute die „Chaotisierung des Regulationssystems“ einen Gewinn an Handlungsspielraum bewirken. Für *Frieder O. Wolf* hat das Konzept des Handlungsspielraums dem der Ressourcen voraus, dass es an Personen gebunden ist und danach fragt, was eine Person mit ihren eigenen Ressourcen und den öffentlich bereitgestellten (Dienst-) Leistungen erreichen kann.

In ihrem Schlusswort betont *Waltraud Cornelißen*, dass Handlungsspielräume und Gelegenheitsstrukturen durch einen Mix an eigenen und staatlichen oder öffentlichen Ressourcen entstehen; zu fragen ist daher auch nach den Gelegenheitsstrukturen bereitgestellter Dienstleistungen und Institutionen und nach dem Einfluss unterschiedlicher Kompetenzen bei ihrer Nutzung. Der Geschlechteransatz in der Berichterstattung berücksichtigt etwa, dass bestimmte Lebenssituation in den Lebensverläufen von Männern nicht auftauchen oder dass kinderlose Frauen und Männer und Frauen mit mehreren Kindern „disparate Lebensverläufe“ aufweisen. Zu berücksichtigen sind sowohl unterschiedliche Lebenssituationen von Männern und Frauen als auch Ausdifferenzierungen innerhalb der Geschlechtergruppe, etwa in bezug auf die soziale Absicherung.

#### *Kerstin Jürgens: Alltägliche Lebensführung und soziale Ungleichheit*

Der Beitrag von *Kerstin Jürgens* sollte der Frage nachgehen, wie sich das Konzept der alltäglichen Lebensführung zu dem der Lebensweise verhält und welchen Beitrag es zur Beobachtung sozialer Ungleichheit leisten kann.

Das maßgeblich von Karl M. Bolter, Günther Voß, Werner Kudera, Kain Jurczyk, Maria Rerrich und anderen entwickelte Konzept der alltäglichen Lebensführung fragt subjektorientiert nach dem konkreten Tun: Was tun Menschen, um so zu leben wie sie leben? Wie synchronisieren und koordinieren sie Alltagstätigkeiten? Der Vorteil dieses Konzepts liegt für Kerstin Jürgens darin, dass es zum einen Handlungspraxen theoretisch beleuchtet und zum

zweiten eine wirklich konsequente Perspektiverweiterung auf die Arbeit außerhalb von Erwerbsarbeit vornimmt. Der erweiterte Arbeitsbegriff, den der Ansatz zugrunde legt, teilt Arbeit nicht in zwei Segmente, Erwerbsarbeit auf der einen Seite und Familien- und Hausarbeit, Ehrenamtliche Arbeit oder Eigenarbeit auf der anderen Seite. Vielmehr geht es um das Herstellen eines Gesamtarrangements von Arbeit und Leben. Dieses umfasst sowohl die Arbeitsleistungen in den einzelnen Lebensbereichen als auch die Arbeit der Integration dieser sehr unterschiedlichen Arbeitsanforderungen, also auch die Abfederung von Widersprüchen, die zwischen den Lebensbereichen entstehen.

Eine Gemeinsamkeit mit dem Begriff der Lebensweise in der sozioökonomischen Berichterstattung sieht Kerstin Jürgens in der Abgrenzung zum Begriff des Lebensstils, der eher Fragen der Stilisierung, des Geschmacks und der Konsumorientierung meint, und im Interesse an der „materiellen Basis solcher Selbststilisierung. Doch würde sich die Lebensführungsfor schung aber auch nicht auf die materielle Basis reduzieren lassen. Lebensführung hängt natür lich davon ab, welche Ressourcen zur Verfügung stehen und welche Arbeits- und Lebensbe dingungen angetroffen werden, aber der Ansatz betont „die Praxis der Regulation von Arbeit und Leben durch die Person selbst“. Zudem handelt es sich um einen rein qualitativen For schungsansatz, der daher nur begrenzt mit der sozioökonomischen Berichterstattung kompatibel ist.

Der Ansatz soll Handlungsformen und Handlungsmuster in der qualitativen Forschung, zu operationalisieren und zu identifizieren helfen. Er liefert bestimmte Auswertungsdimensionen wie Zeit, Raum, Sachen, Inhalte, mediale Nutzung, Emotionen, etc. Zum anderen liefert das Konzept Idealtypen alltäglicher Lebensführung und zeigt gleichzeitig Realtypen, die in der empirischen Lebensführung fundiert sind. In der Arbeitsforschung lassen sich etwa die Arbeiter nennen, die eine eher traditionelle Lebensführung haben, die Entwickler, die eine sehr stratische Lebensführung praktizieren, sowie Journalisten, die sich eher situativ, spontan, ad hoc den Arbeits- und Lebensbedingungen anpassen. Vielleicht entspricht dieser situative Typus von Lebensführung am ehesten einer flexiblen und voll mobilen Arbeitsgesellschaft.

Selbstverständlich ist Lebensführung „hochgradig differenziert“; allerdings ergeben sich die Differenzierungen nicht allein aus den Bedingungen, die Menschen vorfinden, sondern auch aus der Eigenlogik ihrer Praxis. So halten Beschäftigte, die zuvor in sehr starren Arbeitszeitregimen gearbeitet haben, auch in neuen hoch flexiblen Arbeitszeitmodellen, die auf Zeiterfassung verzichten, an der Trennung von Arbeit und Leben fest und etablieren eine eigene Zeiterfassung: Das zeigt, dass sie eine eigene Logik der Lebensführung beibehalten ha-

ben, welche als eine Form der Bewältigung gewertet werden kann, um sich an den Wandel anzupassen. Trotz der Stärken dieses Ansatzes, der rein qualitativ ist, möchte ich folgend auf die Grenzen des Konzepts eingehen.

Die Grenzen des Konzepts liegen, so Kerstin Jürgens, in der Vernachlässigung des Ungleichheitsaspekts und der Sozialstruktur. Man erfährt in diesem Konzept weder etwas über die Ursachen von Lebensführung, noch sind in der Lebensführungsforschung die betrieblichen und gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnisse systematisch untersucht worden. Wie kommt es eigentlich zu einem Modus von Lebensführung? Welcher Bezug besteht zum Milieu, zum Bildungsniveau, etc.? Welche Folgen hat ein bestimmter Modus von Lebensführung im Lebenslauf und worin unterscheidet sich eigentlich die Lebensführung zwischen den Geschlechtern?

Gelingende oder misslingende Synchronisation von Arbeit und Leben reproduziert auch soziale Ungleichheit. Nötig wäre deshalb erstens, die Unterschiede zwischen den Geschlechtern auszuleuchten. Bei Frauen kommt in der Regel mit der privaten Sorgearbeit („Caring“) ein ganzer Arbeitsbereich hinzu. Daraus folgt, dass Lebensführung im weiblichen Lebensalltag weit komplexer ist. In der Regel erfordert er auch ein anderes zeitliches und sonstiges Koordinationsmanagement. Zum anderen hängt ein Modus der Lebensführung natürlich auch vom Bildungs- und Qualifikationsgrad ab. In Bildungsprozessen werden unterschiedliche Kompetenzen von Lebensführung erworben: im Studium wird zum Beispiel bereits ein hohes Maß an Selbststeuerung und Selbstmanagement vermittelt, was später auch vom Arbeitgeber offensiv abgefragt und genutzt wird. Kerstin Jürgens Resümee: Das Konzept der Alltäglichen Lebensführung hat bislang noch keinen Anschluss an die Sozialstrukturanalyse gefunden hat. Ihre These ist dazu, dass sich diese Ungleichheit der Lebensführung nicht unbedingt mit den klassischen Ungleichheitskriterien decken wird. Die Ungleichheit der Lebensführung ergibt sich nicht einfach aus dem Bildungsgrad oder der Lebensform, sondern auch daraus, welche Formen von Lebensführung in der Gesellschaft eher belohnt und welche eher negativ sanktioniert werden. Die Mobilitäts- und Flexibilitätsanforderungen, die wir gegenwärtig in der Arbeitswelt erleben, favorisieren natürlich eher ein situatives Anpassen. Dadurch sind die Beschäftigungschancen der Beschäftigten, die es schaffen, ad hoc den Lebensort zu wechseln und sich zeitlich flexibel anzupassen, ungleich größer.

Einen methodischen Schwachpunkt des Ansatzes sieht Kerstin Jürgens darin, dass er rein qualitativ konzipiert wurde und daher Schnellschlüsse nahelegt: etwa den von der Berufsgruppe, zum Beispiel den Journalisten, auf eine situative Lebensführung.

Eine Möglichkeit, das Konzept der alltäglichen Lebensführung mit der sozioökonomischen Berichterstattung zu verknüpfen, bestünde nach Kerstin Jürgens im Versuch, soziale Strukturierung und Regulation subjektorientierter zu konzipieren: Regulierung ist noch sehr stark auf die Bedingungen ausgerichtet, die das Handeln des Einzelnen beeinflussen. Aber wie regulieren sich einzelne Menschen und welche Ressourcen brauchen sie, etwa um heutzutage ihre Position auf dem Arbeitsmarkt zu erhalten oder um überhaupt in den Arbeitsmarkt integriert zu bleiben? Diese Frage wird sicherlich in einem entgrenzten Kapitalismus noch an Bedeutung gewinnen und sie hängt maßgeblich mit der Lebensführung zusammen, die hier als Ressource wirkt: Zum einen als Fähigkeit, mit einem Wandel umzugehen, sich anzupassen und Arbeitsprozesse selbst zu regulieren. Zum anderen als ein Gespür dafür, Arbeit und Leben insgesamt so zu regulieren, dass man sich selbst als Person erhält, seine Arbeitskraft immer wieder reproduziert, auch wenn sich keine Gewerkschaft und kein Betriebsrat für diese Regulierung verantwortlich fühlen, und dass man seine soziale Integration durch den Selbsterhalt nicht gefährdet. Diese Handlungsanforderungen werden Beschäftigten im Unternehmen Tag für Tag abverlangt, und diese Handlungsleistungen sind auch gesellschaftlich enorm funktional. Sobald man eine ganz enge betriebswirtschaftliche, kurzfristige Gewinnorientierungsperspektive verlässt und die volkswirtschaftliche Sicht einnimmt, wird offenkundig, dass die Folgekosten misslingender alltäglicher Lebensführung ganz immens sind. Das zeigt sich im Verzicht auf Kinder oder in den Krankenkassenberichten, nach denen sinkende Krankenstände mit zunehmenden psychosomatischen Erkrankungen und längeren Krankschreibungen einher gehen.

Die sozioökonomische Berichterstattung könnte durch Rückgriff auf vorliegende qualitative Studien Hintergründe des Wandels von Arbeit und des Wandels von Alltagsleben näher ausleuchten. Z.B. sollte man nicht nur beobachten, wie viele Männer und wie viele Frauen in welchen Altersgruppen an Bildung partizipieren, sondern es sollte hinterfragt werden, in welchen Bildungseinrichtungen Kompetenzen vermittelt werden, die Menschen befähigen, diesen Wandel der Arbeitsgesellschaft mitzumachen: Welche Kompetenzen sind erforderlich für den Einsatz in einer entgrenzten Arbeitswelt? Was tun Familien, um gemeinsame Sozialzeit aufrechtzuerhalten, damit es nicht zu Konflikten oder zur Trennung kommt? Dabei geht es wirklich um das Wie. Diese Leistungen werden nicht im Bildungsabschluss deutlich, und auch nicht in der Verteilung von Arbeits- und Familienzeit: Ist das Familienleben eher ein Nebeneinander im Stress, oder ist auch gemeinsame Sozialzeit möglich? Natürlich kann die sozioökonomische Berichterstattung dies nicht selbst erforschen. Es wäre aber vielleicht möglich,

offensiv Fragen zu formulieren, um darauf hinzuweisen, dass in den einzelnen Forschungsgebieten noch Fragen offen und zu beforschen sind.

Kerstin Jürgens beendet ihren Beitrag mit einigen Anmerkungen zum Thema Zeit:

- Im Bericht wird zwischen Zeitruehstand als quantitativer Dimension und Zeitsouveränität als qualitativer Dimension unterschieden. Sie empfiehlt einen ganzheitlichen Begriff von Zeitwohlstand als Kombination aus Verfügung über ein gewisses Quantum an Zeit und aus Mitsprache bei der Verteilung und Nutzung von Zeit. Ein solcher Zeitwohlstand böte auch ein Gegenmodell zu Güterwohlstand.
- Den Wandel von Zeitmustern als veränderte Verteilung von Tätigkeiten in der Zeit zu untersuchen, erfasst nicht, welche Belastungen durch die Gestaltung von Arbeitszeit entstehen. Es kann somit keine Aussage über die möglichen gesundheitlichen Risiken von flexibilisierten Arbeitszeiten getroffen werden. Mit dem Konzept der alltäglichen Lebensführung wäre eher erkennbar, welche Belastungen sich zum Beispiel durch Arbeitszeitverlängerungen ergeben.
- Die Regulierung von Arbeit und Arbeitszeit findet zunehmend auf Ebene der Personen statt, d.h. weniger über kollektive Akteure, sondern zunehmend über den Einzelnen. Bei der sogenannten „Individualisierung des Arbeitskonflikts“ wäre es wichtig, auch die Veränderungen kollektiver Interessenvertretungsstrukturen mehr in den Blick zu nehmen. Denn für das deutsche Produktions- und Sozialmodell war der „Deal“ zwischen den Tarifparteien immer kennzeichnend

Durch den Wandel von Erwerbsarbeit und durch die sozialpolitischen Veränderungen wird die individuelle Handlungspraxis als eine Art von Organisation des Lebens an Stellenwert gewinnen. Um die Folgen abzuschätzen, muss man rechtzeitig neue Polarisierungen auch zwischen Beschäftigtengruppen identifizieren und Ungleichheitslagen erkennen.

### *Diskussion*

Die Diskussion zu diesem Beitrag beschränkt sich auf Nachfragen: In welchem Verhältnis stehen quantitative Ansätze wie „work-life-balance“ zum Konzept der alltäglichen Lebensführung (*Petra Böhnke*)? Wie verhalten sich Handlungsspielraum und Lebensführung zu einander (*Peter Bartelheimer*)? In ihrer Schlussbemerkung betont *Kerstin Jürgens* noch einmal, dass nach ihrer Ansicht die Frage, woher die Varianz in der Lebensführung kommt, unzureichend erforscht ist. Das Konzept der work-life-balance kam erst spät aus US-Unternehmenskontexten nach Deutschland. Handlungsspielräume stellen sich über Bedingungen her. Dage-

gen würde *Günther Voß* sagen: Lebensführung wählt man nicht, die hat man. Zur Erklärung wäre auf Milieus oder Habitus zu betrachten.

*Heiko Geiling: Soziales Milieu und sozialer Raum*

Mit *Heiko Geiling* wollte der Verbund vor allem die Frage erörtern, welchen Beitrag die Milieuforschung und Raumbilder zur empirischen Abbildung sozialer Ungleichheit in der Sozialberichterstattung leisten können.

Der erste Bericht zur sozioökonomischen Entwicklung hatte in Heiko Geilings Wahrnehmung vor allem die Funktion; „einen Pfad in das Dickicht der Sozialstatistik zu schlagen“. Doch viele Daten, die dort erhoben werden, erscheinen ihm zunächst als „statistische Artefakte“, die mit dem Sozialmodell oder der Lebensweise wenig zu tun haben.

In seinem Beitrag stellt Heiko Geiling dar, was die Hannoveraner Autorengruppe von „Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel“ (1993/2001)<sup>7</sup> unter sozialem Milieu versteht. Im Sinne von Emile Durkheim und Pierre Bourdieu meint Milieu nichts anderes als einen soziokulturellen Vergemeinschaftungszusammenhang, den es schon immer in allen Gesellschaften und zu allen historischen Zeiten gegeben hat und der seine spezifische Form in Abhängigkeit von den gesellschaftlichen Bedingungen annimmt, beispielsweise als Stand, Klasse oder Schicht.

Nach Durkheim sind Milieus aus der gesellschaftlichen Arbeitsteilung, aus räumlichen Nachbarschaftsbeziehungen und auch aus Verwandtschaftsbeziehungen zu erklärende Zusammenhänge, die sich dadurch auszeichnen, dass sie einen Korpus moralischer Regeln hervorbringen. Ein solcher moralischer Habitus meint, was auch Bourdieu unter Habitus versteht: keine vergängliche oder substantialisierte Form, sondern ein Prinzip der Organisierung des eigenen Lebens, Habitus als unabhängige Variable, die sich symbolisch darstellen lässt.

Das wirft natürlich die Frage auf, welche Rolle dabei andere gesellschaftliche Ressourcen wie z.B. Bildung spielen, die man aus der Schichtungssoziologie kennt.

Jetzt entsteht natürlich sofort die Frage, was mit den übrigen üblichen gesellschaftlichen Ressourcen wie beispielsweise Bildung und all das, was wir aus der Schichtungssoziologie kennen ist. Bei Bourdieu sind es die äußere soziale Stellung oder äußere soziale Merkmale, welche die Ausprägung oder Herausbildung eines spezifischen Habitus beeinflussen und dafür

---

<sup>7</sup> Vester, M./Oertzen, Peter v./Geilig, H./Hermann, Th./Müller, D. 2001: Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel, Zwischen Integration und Ausgrenzung (vollständig überarbeitete, erweiterte und aktualisierte Fassung, Frankfurt am Main.



entscheidend sind, wie Menschen aus einem bestimmten sozialen Milieu mit Handlungsspielräumen umgehen. Bourdieu sagt, es sei oft viel schwieriger, Millionär zu sein als Millionär zu werden. Wer Millionär geworden ist, kann den Handlungsspielraum, der sich ihm auf einmal ergibt, aufgrund seines Habitus und seiner Habitusdisposition nicht bewältigen. Das ist eine wesentliche Problematik im Umgang mit solchen Begriffen wie Handlungsspielräumen. Begebe ich mich in einen sozialen Raum in der Gesellschaft, signalisiere ich ein Interesse. Es kann aber nicht davon ausgegangen werden, dass alle diese Leute, die dies tun, für sich die gleichen Bedingungen in Anspruch nehmen können. Der Handlungsspielraum ist für alle scheinbar gleich, aber die Bedingungen und Voraussetzungen, die wir mit Habitus bezeichnen, sind völlig unterschiedlich.

Wir haben die Milieus der alltäglichen Lebensführung im sozialen Raum in einer visuell schematisierten Form dargestellt. Die vertikale Dimension nennen wir die Herrschaftsachse und die horizontale Differenzierungsachse – klassisch könnte man diese auch als Achse der gesellschaftlichen Arbeitsteilung bezeichnen.

Diese über die unabhängige Variable Habitus identifizierten Milieus lassen sich natürlich auch entsprechend der sozialstrukturellen Merkmale, die jedes Milieu für sich repräsentiert, in eine räumliche Position bringen und darüber wird deutlich gemacht, dass es dort soziale Differenzen nicht nur zwischen oben und unten gibt, sondern auch zwischen links und rechts in der Horizontalen. Diese sozialen Differenzen sind nachweisbar in der alltäglichen Lebensführung bzw. im Umgang mit Ressourcen.

Auf diese Weise lassen sich auch verschiedene Generationen darstellen. Nimmt man eine Milieudifferenzierung vor, so wird deutlich, dass in den so genannten oberen Schichten oder Milieus – bei gleichem durchschnittlichen Bildungsniveau – mit Bildung ganz unterschiedlich umgegangen wird. Ob jemand aus einem bildungsbürgerlichen Haushalt oder aus einem gehobenen kleinbürgerlichen Haushalt kommt, macht dabei offenbar sehr viel aus. Im so genannten modernen Arbeitnehmersmilieu haben 40% Abitur und 15% den Hochschulabschluss, aber dass jemand Abitur hat oder einen Hochschulabschluss, ist noch lange keine Garantie, dass er zu dem entsprechend positiv privilegierten Teil der Bevölkerung gehört. Aufschlussreich wäre aus dieser Perspektive eine stärkere Berücksichtigung von schichtungssoziologischen Datenbefunden, auf die man diese Milieuperspektive anzulegen versuchen könnte.

Im Rahmen des Bund-Länder Programms soziale Stadt haben wir auf einen von uns untersuchten Stadtteil nach diesem Muster eine Raumperspektive angelegt. Wir haben auf einer Achse die soziale Lage abgetragen und auf der anderen das, was wir Habitus nennen. In die-



sem Raum lassen sich Nähe und Distanz zwischen Stadtteilakteuren abbilden und interpretieren. Das ist nur so etwas wie eine heuristische Perspektive, die man interpretieren muss, weil es immer wieder Einrichtungen gibt, die zwischen den Milieus vermitteln, und die somit fast einen korporativen Charakter haben, weil sie institutionalisiert und anerkannt sind. Diese räumliche topologische Perspektive hat Anregungsqualität für etwas, was oft Daten allein nicht preisgeben können. Die Frage ist nur, wie das im Rahmen einer Berichterstattung passieren kann.

Zur Erweiterung des sozioökonomischen Berichtsansatzes empfiehlt Heiko Geiling, Konsummuster in die Beobachtung einzubeziehen, dabei die akademische Distanz zur Markt- und Meinungsforschung ein wenig aufzuheben und dort nach Kooperationsmöglichkeiten zu suchen.

### *Diskussion*

Mehrere Diskussionsbeiträge fragen skeptisch nach dem Zusammenhang zwischen sozialem Milieu und Lebenslage: Anhand welcher Merkmale definiert die Hannoveraner Autorengruppe Milieus, und aufgrund welcher sozialer Gegebenheiten wird eine Milieudefinition verändert? Gibt es Mobilität zwischen Milieus? Welche Wechselwirkungen gibt es zwischen Lebensstil und Milieu? In seiner Antwort beschreibt *Heiko Geiling* die 1991 konzipierte Repräsentativbefragung (n=7.200), die Deutungs- und Interpretationsarbeit und die qualitative Überprüfung der verwendeten Milieuindikatoren. Aus seiner Sicht gibt es so gut wie keine Milieumobilität; entscheidend für die Zugehörigkeit zu einem Milieu sind demnach Familiengeschichten.

### *Karin Kurz: Überlegungen zu Analysen von Erwerbsverläufen*

In soeb 1 blieb die Analyse von Lebensverläufen auf wenige Merkmale des Erwerbsverlaufs begrenzt. Der Verbund hatte *Karin Kurz* darum gebeten, vor dem Hintergrund ihrer umfassenden Verlaufsanalysen zum Erwerbsverhalten darüber zu sprechen, wie der Wandel von Bildungs- und Erwerbsverhalten anhand von Längsschnittdaten in der Berichterstattung identifiziert und dargestellt werden kann.

Karin Kurz unterscheidet vier Dimensionen sozioökonomischer Veränderungen:

- wirtschaftliche Entwicklungen,
- den Wandel von Institutionen (Beschäftigungssystem, Wohlfahrtsregime, Bildungssystem),

- den Wandel individueller Orientierungen und Einstellungen
- und den Wandel von Erwerbsverläufen und Lebensweisen.

Veränderungen auf der Makro- und Mesoebene spiegeln sich in den Lebensverläufen von Individuen. Diese sind daher eine zentrale Kategorie der Sozialstrukturanalyse, und der Kohortenvergleich von Lebensverläufen ist geeignet, Wandel abzubilden. Zunehmende Instabilität von Erwerbsverläufen muss sich in der Dauer bestimmter Phasen und im Risiko von bestimmten Erwerbsstatus zeigen.

Von besonderem Interesse, bisher aber zu wenig thematisiert, sind Wechselwirkungen zwischen verschiedenen Bereichen des Lebensverlaufs, also zwischen dem Erwerbsverlauf einerseits und Ausbildungsphasen, Partnerschaft, Familienereignissen und Kindern andererseits. Dabei sind vor allem sensible Phasen des Erwerbsverlaufs zu betrachten:

- Wie schnell und wie prekär verläuft der *Erwerbseinstieg*? Zu wie vielen Wechseln kommt es, gibt es Phasen der Arbeitslosigkeit?
- Wie weit reichen Veränderungen in die *mittlere Erwerbsphase*? Verläuft sie stabil?
- Wann beginnt der *Ausstieg*? Gibt es danach noch eine Rückkehr in Erwerbsarbeit, oder werden Zusatzjobs angetreten?

Bereits in der Einstiegsphase zeigen sich Geschlechterunterschiede. Auch Ungleichheiten zwischen Bildungsgruppen und Einflüsse nationaler institutioneller Kontexte sind bei der Analyse von besonderem Interesse.

Anhand von Daten des sozio-oekonomischen Panels (SOEP) lassen sich bei der Analyse der ersten Lebensverlaufphase Ereignisse aus Bildung (Abschluss der Ausbildung bzw. des Studiums), Einstieg ins Erwerbsleben und Familiengründung (Auszug aus dem Elternhaus, Zusammenziehen mit Partner/in, Heirat, Geburt des ersten Kindes) verknüpft betrachten. Dabei zeigt sich z.B., dass Episoden der Arbeitslosigkeit bei Männern die Familiengründung verzögern.

Zentrale Größen eines solchen Untersuchungsdesigns sind die Dauern bis zu einem Zustandswechsel (etwa die Dauer vom Verlassen des Bildungssystems bis zur ersten Arbeitsstelle, die Dauer der Jobsuche, die Beschäftigungsdauer im gleichen Job, die Dauer der Arbeitslosigkeit) und Wahrscheinlichkeiten bestimmter Phasen (relative Häufigkeiten, Odds ratios, Übergangsraten). Übergangsratenmodelle (d.h. Übergangswahrscheinlichkeiten in einem bestimmten Zeitabschnitt) haben eine Reihe von Vorteilen: Rechtszensierungen stellen kein methodisches Problem dar, erklärende Variablen können zeitabhängig variieren und Wahrscheinlichkeits- und Timing-Effekte können untersucht werden. Survivorfunktionen,

die kumulierte relative Häufigkeiten bis zum Zustandswechsel darstellen, erscheinen Karin Kurz für Zwecke der Sozialberichterstattung geeigneter als Regressionsmodelle. Als Beispiel zeigt sie eine aus dem SOEP berechnete Survivorfunktion, die für verschiedene Bildungsabschlusskohorten die Dauer in Monaten bis zum Einstieg in den Arbeitsmarkt darstellt.

Einen weiteren Schritt der Analyse von Lebensverläufen würde die Identifizierung häufiger Sequenzmuster darstellen.

### *Diskussion*

*Gert Hullen* spricht die Notwendigkeit an, das deutsche „Modell“ für den Beginn einer Karriere, Partnerschaft und Familiengründung mit den Verlaufsmustern anderer Länder zu vergleichen. *Gerd Paul* merkt an, im Vortrag sei von der relativ breiten mittleren Erwerbsphase kaum die Rede gewesen. *Tatjana Fuchs* fragt, wie zuverlässig man Effekte von Regulierungen in Lebensverlaufsdaten beobachten kann. In ihrer Schlussbemerkung erklärt *Karin Kurz*, der Verlauf der mittleren Erwerbsphase sei – vor allem bei den Männern – stabil geblieben. Auch die Dauer der Betriebszugehörigkeit ist stabil, zugleich hat aber das Risiko von Arbeitslosigkeit zugenommen. Regulierende Eingriffe lassen sich über Dummy-Variablen in die Analyse einbeziehen.

## **2.5 Gesellschaftliche Teilhabe als Berichtskonzept**

*Martin Kronauer: Teilhabekonzept, Ausgrenzung, gesellschaftliche Zugehörigkeit*

*Martin Kronauer*, an dessen Beiträgen zur Klärung des Ausgrenzungsbegriffs und zu Formen gesellschaftlicher Zugehörigkeit im entwickelten Kapitalismus sich insbesondere das Themenfeld Teilhabe, Gefährdung, Ausgrenzung (Kap. II.1) von soeb 1 orientierte, war gebeten worden zu bewerten, wie weit der Versuch gelungen war, die im heutigen sozialpolitischen Diskurs zentralen Begriffe – Armut, Lebenslage, Ausgrenzung, Teilhabe – zueinander in Beziehung zu setzen und methodisch zu fundieren.

Mit dem Exklusionsbegriff soll aus Sicht von Martin Kronauer vor allem die Frage gestellt werden, wie sich institutionelle Umbrüche auf die Teilhabechancen von Menschen auswirken.

Nach dem zweiten Weltkrieg wurden die Menschen wie nie zuvor in der Geschichte in die bürgerliche Gesellschaft eingebunden. Dies geschah auf zwei Wegen: erstens durch Erwerbsarbeit (relative Vollbeschäftigung für Männer) und zweitens durch eine Ausweitung sozialer

Rechte. Mit der Statusabsicherung abhängig Beschäftigter entstanden soziale Rechte für alle: der Wohlfahrtsstaat war nicht mehr nur für Randgruppen da, sondern für die Einbeziehung aller. Eine dritte Form der sozialen Einbindung, die über soziale Netze, erfuhr in dieser Zeit einen enormen Bedeutungswandel: Soziale Nahbeziehungen haben in dem Maß an ökonomischer Bedeutung relativ eingebüßt, in dem Subsistenzwirtschaft, Landwirtschaft und Eigenversorgung zurückgingen. Das, was Ulrich Beck Individualisierung nennt, hat für die Einzelnen mehr Möglichkeiten ergeben, sich durchs Leben zu schlagen. Auf der anderen Seite stellt sich die Frage, was diese Entwicklung für die Tragfähigkeit sozialer Netze in kritischen Situationen bedeutet.

Genau diese Einbindungsformen geraten seit den 70er und 80er Jahren in erheblichem Maße unter Druck. Für die Erwerbsarbeit ist das ziemlich eindeutig. Für die sozialen Netze sieht Martin Kronauer zumindest bei den Männern empirisch bestätigt, dass berufliche Unsicherheit nicht mehr durch stabile soziale Netze aufgefangen wird, sondern im Gegenteil mit einer Destabilisierung und einer Einschränkung der Reichweite sozialer Netze einhergeht, so dass beide Formen der Unsicherheit einander verstärken. Die Entwicklung des Sozialstaats tendiert eher zu einer Grundsicherung auf niedrigem Niveau. Es fragt sich: ist dieses Niveau ausreichend, wenn gleichzeitig Differenzierungen und soziale Ungleichheit in der Gesellschaft zunehmen?

Diese Entwicklungen lassen die Frage der Teilhabe dringlich werden. Was, so fragt Martin Kronauer, heißt Gefährdung von Zugehörigkeit und Teilhabe? Es heißt nicht, aus der Gesellschaft herauszufallen, es heißt vielmehr, innerhalb der Gesellschaft an Anforderungen zu scheitern, welche die Gesellschaft an die Einzelnen stellt, und es heißt, von Teilhabemöglichkeiten mehr oder weniger ausgeschlossen zu sein, die sich an dem bemessen, was in der jeweiligen Gesellschaft als kulturell angemessen gilt. Es geht also um Ausgrenzung in der Gesellschaft, nicht um Ausgrenzung aus der Gesellschaft.

Martin Kronauer vergleicht im Folgenden das Exklusionskonzept mit dem Lebenslagenkonzept und dem „Capabilities“-Ansatz von Amartya Sen, und er stellt sowohl Übereinstimmungen wie auch Unterschiede fest.

Lebenslagen und Lebensstandards sind nur mehrdimensional zu erfassen, sie beziehen sich auf vielfältige Lebensumstände. Das haben sie gemeinsam mit dem Exklusionsverständnis, und damit teilen alle drei Konzepte auch die Schwierigkeit, in welchem Verhältnis diese Dimensionen zueinander stehen und wie man sie überhaupt empirisch fassen soll. Eine zweite Übereinstimmung besteht darin, dass alle drei Ansätze gegenüber dem einkommens- und res-

sourcenorientierten Armutsverständnis einen Perspektivenwechsel vornehmen: Sie interessiert nicht die Verteilung von Ressourcen per se, sondern die Frage, wofür diese Ressourcen im Leben der Menschen wichtig sind und welche Möglichkeiten sie den Menschen eröffnen, oder welche Möglichkeiten Ressourcenmangel verschließt. Stärker als beim Armutsbegriff kommt die Gesellschaft (implizit oder explizit) als Bezugsrahmen und Möglichkeitsraum in den Blick.

Im Zentrum des Lebenslagenansatzes wie auch des Capabilities-Ansatzes steht die Wohlfahrt von Personen, das Wohlergehen von Menschen. Man könnte im Prinzip die Dimensionen, mit denen Wohlfahrt dabei gemessen wird, aus einer Theorie der Bedürfnisse herleiten. Die Gesellschaft ist dabei allerdings eher implizit gegenwärtig: über die gesellschaftlich geformten individuellen Präferenzen oder Bedürfnisse und über die von der Gesellschaft eröffneten oder verschlossenen Möglichkeiten zur Bedürfnisbefriedigung. Dieser nur implizite Bezug auf die Gesellschaft muss expliziert werden. Bei Sen geschieht das auf eine radikal-demokratische Weise, indem er sagt: Die Menschen müssen sich durch partizipative Prozesse untereinander darüber verständigen können, was eigentlich wichtig ist, welche Funktionen wichtig sind, welche Lebensstandarddimensionen wichtig sind. Das ist das Radikale an Sens Ansatz.

Im Zentrum des Exklusionsbegriffs steht das Wohlergehen der Individuen im Bezug auf die Gesellschaft, in der sie leben. Gesellschaft ist also in den Dimensionen, mit denen sich der Exklusionsbegriff auseinandersetzt, von vornherein explizit präsent. Sonst würde dieser Begriff gar keinen Sinn ergeben und man könnte nicht sagen: Ausgrenzung wovon? Wie präsent Gesellschaft dabei ist, das kann man sowohl theoretisch bestimmen, indem man bestimmte Dimensionen für wichtiger erklärt als andere, aber auch – das ist zumindest ein Anspruch des Exklusionsbegriffs – durch Befragungen als subjektive Gewichtungen und Wahrnehmungen der Menschen erheben. Für die mehrdimensionale Analyse lautet die zentrale Frage, welches relative Gewicht gesellschaftliche Institutionen haben und wie sie in ihrer relativen Eigenständigkeit und Verschränkung auf die Individuen wirken. Und sie wirken zwiespältig: Institutionen ermöglichen immer etwas und schränken immer ein.

Erwerbsarbeit spielt heute als gesellschaftliche Institution noch immer eine zentrale Rolle. Das gilt in den Köpfen der Leute, aber man kann es auch theoretisch begründen. Der Sozialstaat spielt zur Ermöglichung einer erweiterten Marktwirtschaft theoretisch gesehen immer eine wichtige Rolle, aber unter den historischen Bedingungen nach dem Krieg auch eine be-

sondere Rolle bei der Einbindung von Menschen in Teilhabechancen. Man kann also diese Dimensionen von beiden Seiten her gewichten, theoretisch wie empirisch.

Die grundlegenden menschlichen Bedürfnisse sind dagegen in diesem Konzept implizit: Man müsste erst herausarbeiten, welche grundlegenden Bedürfnisse in diesen Dimensionen befriedigt werden. Wie bei Sen, kommt auch im Exklusionskonzept der Demokratie eine zentrale Rolle zu, aber wieder in einer anderen Weise. Bei Sen ist Demokratie oder Partizipation eine methodische Voraussetzung dafür, dass wir überhaupt wissen, was die Menschen für Bedürfnisse haben. Sie müssen sie aussprechen, artikulieren können. Im Exklusionsbegriff kommt Demokratie vielmehr in einer historischen, normativ-empirischen Weise zum Tragen. Zugehörigkeit und Teilhabe sind historisch erkämpfte, auf widersprüchliche und unzulängliche Weise realisierte, aber gleichwohl normativ im gesellschaftlichen Bewusstsein gegenwärtige Ansprüche, an denen sich moderne kapitalistische Gesellschaften messen lassen müssen.

Das Lebenslagenkonzept orientiert sich also an der Wohlfahrt von Personen, das Exklusionskonzept am (gesellschaftlichen) Verhältnis von Personen zur Gesellschaft und zu ihren Möglichkeiten. Der Lebenslagenansatz ist wichtig für die vertiefte Untersuchung sozialer Ungleichheit. Doch wenn das gesamte Spektrum der Lebenslagen einer Gesellschaft ausgebreitet wäre und man die Ränder sehen würde, bedürfte es immer noch einer spezifischen Teilhabe- oder Exklusionsfrage: Fühlt ihr euch eigentlich, wenn ihr unterversorgt seid, auch draußen? Das wäre die Zusatzperspektive des Exklusionsbegriffs.

Für die sozioökonomische Berichterstattung scheint Martin Kronauer die Kategorie des Handlungsspielraums besonders interessant. Man könnte argumentieren, dass selbst Menschen in integrierten Arbeitsverhältnissen aufgrund interner Veränderungen dieser Verhältnisse verengte Handlungsspielräume haben. So könnte man entgrenzte Arbeit (Vertrauensarbeitszeit) interpretieren als eine Einschränkung von Handlungsmöglichkeiten. Eine andere Frage wäre, ob dies auch weniger Partizipation bedeutet.

Stärker als zum Lebenslagenansatz sieht Martin Kronauer eine „Wahlverwandtschaft“ der sozioökonomischen Berichterstattung zum Exklusionsverständnis: Beide fragen nach dem Wandel der Institutionen und nach dessen Auswirkungen auf die Menschen, die von diesen Institutionen erfasst sind. Stärker als der Lebenslagenbegriff und als der Ansatz Sens zwingt der Exklusionsbegriff dazu, vom Rand ins Zentrum der Gesellschaft zu schauen. Ausgrenzung ist ein Prozess, und der Begriff zwingt dazu, die Akteure, Prozesse, Veränderungen und Institutionen zu bezeichnen, die ausgrenzend und gefährdend wirken. Die große Chance des Berichts bestünde darin, auf der einen Seite die Veränderungen von Institutionen ins Auge zu

fassen und auf der anderen Seite Teilhabemöglichkeiten. Diese beiden Perspektiven müssen endlich mal zusammen gedacht werden.

Martin Kronauer schließt seinen Beitrag mit Anmerkungen und Anregungen zur Umsetzung dieses Ansatzes in der Berichterstattung:

- Die Einkommensverteilung fehlt „schmerzlich“ als Auskunftsmittel über Teilhabe. Der Ansatz, der hier am weitesten der Exklusionsforschung entspricht, wäre der der relativen Deprivation (Hans-Jürgen Andreß).
- Das Konzept der drei Zonen von Teilhabe, Gefährdung und Ausgrenzung ist nicht rückgebunden an Ungleichheitsindikatoren. Gefährdung und Ausgrenzungsrisiken sind aber sozial ungleich verteilt.
- Die subjektive Wahrnehmung von Teilhabemöglichkeiten sollte im Kontrast zu objektiven Lagemerkmalen ein stärkeres Gewicht haben.
- Über politische Teilhabe findet sich zu wenig im Bericht.

Teilhabe ist nicht ein Themenfeld neben vielen anderen, sondern ein Querschnittsthema. Man sollte gesellschaftlichen Umbruch nicht als eine Modellfrage begreifen, sondern sich vergewissern, welche gesellschaftlichen Dimensionen wichtig sind und wie sich Veränderungen in diesen Dimensionen mit einander verbinden: Welche Akteure, welche institutionellen Veränderungen gefährden, grenzen aus oder stabilisieren das Zentrum der Gesellschaft?

### *Diskussion*

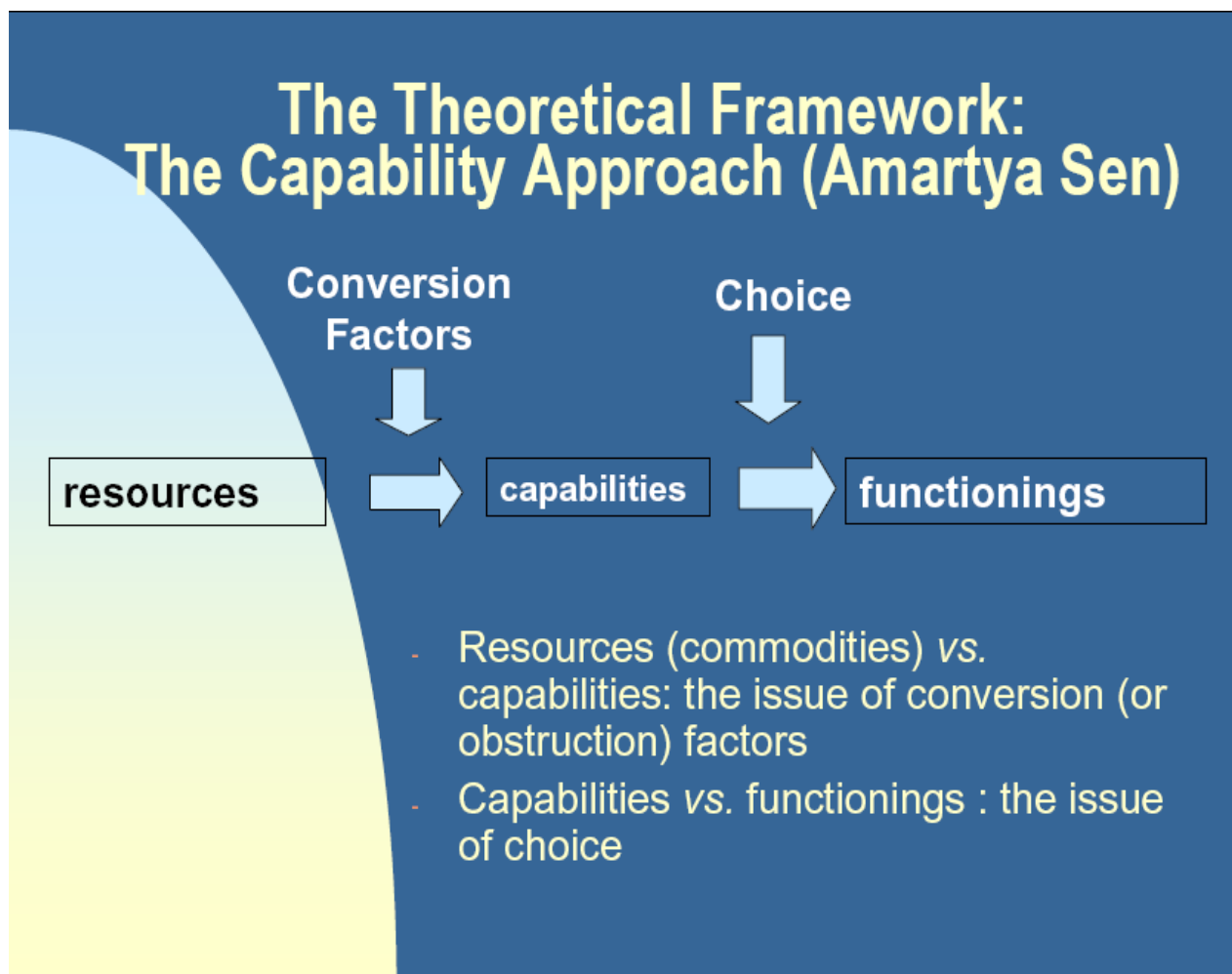
Auf eine Frage von *Michael Corsten* nach unterschiedlichen Theorieangeboten zu Inklusion und Exklusion präzisiert *Martin Kronauer* den von ihm verwendeten Exklusionsbegriff. Während ein enthistorisiertes Verständnis von Exklusion unterstellt, man könne aus der Gesellschaft herausfallen (nach Luhmann sind die Exkludierten „nur noch Körper“), findet nach seiner Auffassung Ausgrenzung in der Gesellschaft statt. Eine traditionelle Form der Ausgrenzung ist die Verweigerung von Rechten, und sie trifft nach wie vor z.B. auf Migranten zu. In ihrer modernen Form ist Ausgrenzung ein gesellschaftliches Ungleichheitsverhältnis mit besonderen Merkmalen, das sich an gesellschaftlich gültigen Standards bemisst.



*Jean-Michel Bonvin: Employment and Labour Market Regulation – A Capability Approach*

*Jean-Michel Bonvin* erläutert in seinem Beitrag (vgl. Foliensatz in der Materialsammlung) eine Interpretation des Konzepts der Verwirklichungschancen („Capabilities“) nach Amartya Sen, die im europäischen Forschungskonsortium EUROCAP<sup>8</sup> entwickelt und auf zentrale Bereiche der europäischen Beschäftigungs- und Sozialpolitik angewendet wurde. Beitrag und Diskussion zu diesem Punkt wurden in englischer Sprache belassen.

### Übersicht 1: Capability Approach



Source: J.-M. Bonvin.

<sup>8</sup> An dem Verbundprojekt unter dem Akronym EUROCAP (Social Dialogue, Employment and Territories. Towards a European Politics of Capabilities) sind Institute aus fünf EU-Ländern und der Schweiz beteiligt (darunter auch das SOFI). Das Projekt wird aus Mitteln des EU-Forschungsrahmenprogramms gefördert; die Koordination liegt bei Robert Salais, Directeur de Recherche an der ENS Cachan, Frankreich. Jean-Michel Bonvin vertritt die Université de Genève im Projektverbund.



Capability is defined by the EUROCAP project as “the real freedom (not a formal one) to lead the life one has reason to value”. In this adaptation of Sen’s Capability Approach (see graph 1) there are two key distinctions: The first distinction concerns the left hand side of the graph – the one you might call the capacity side. Here a distinction is being made between commodities or resources on the one hand and capabilities on the other. If you give people resources or commodities (in a wide sense which for Sen comprises goods, services or money that people have at their disposal) these do not yet give people real freedom to lead the life they have reason to value. In order to pass from resources to capabilities you have to take into account what Sen calls conversion factors – factors that convert resources into real freedom. Sen gives the classical example of the bike: If you want to give someone the capability (the real freedom) to move freely you have to take into account not only the bike, the resource, but also conversion factors. In this case, the ability to ride a bike can be conversion factor at the individual level. At the social or environmental level social norms could be such factors: just think of a country where women are not allowed to ride bikes. And then you must have roads or infrastructure in order to be able to ride bikes. With view to capabilities, just to have resources is not enough: You must have resources *and* individual, social and environmental conversion factors that are adequate.

In our project we decided to widen the scope of the Capability Approach even further. We will not just focus on resources but on all formal rights and all formal freedoms. Take for example the right to have a job. What is needed to pass from the right to have a job (or even a valuable job) to the real right to have a valuable job? You must take into account adequate resources, adequate individual conversion factors and adequate social and environmental conversion factors, so you have to take into account the whole scene.

The right-hand hand side of the graph shows what we call the freedom side of the Capability Approach: People must not only be able to choose their valuable way of life, they also have to be free to choose their own way of living as freely as possible. And this is the second key distinction between capabilities on one side and the real freedom to do what I have reason to value and functioning on the other side.

Functionings only refer to what a person is actually doing. Take the distinction between a starving person and a fasting person: If you fast you have the real freedom to eat if you wish, so it’s a choice. If you are starving because you are in an underdeveloped country with very little resources you have no real freedom to eat or not to eat. So this issue of freedom of choice is also fundamental in the Capability Approach. People must be granted the capacity

and the resources, and they must be free. Functionings should not be imposed on them as something they have to do. They should be free to choose the most valuable way of life for them. In the terms proposed by Albert Otto Hirschman they should have the option to exit, to negotiate or to conform.

What Sen says to us is that the focus of public action or social policies should be not on the redistribution of resources, which was the classical way of welfare. Neither should the focus of public action be on functionings, as in the case of workfare, where you impose jobs on people. Nor should the focus be on conversion factors alone, as for example in human capital approaches which try to improve someone's competences. Rather, it should be on capabilities.

That means you have to take into account all of these four dimensions:

- (1) resources, which have to be there even if in this approach they do not determine the whole picture;
- (2) competences and training programs as individual conversion factors;
- (3) social and environmental conversion factors; and
- (4) issue of choice.

The capacity side (left hand side of the graph) is mainly about collective choice: What will society decide? What kind of resources or conversion factors will society put at people's disposal? But if the collective choice is too constraining then the individual freedom of choice shown on the right hand side of the graph will be constrained or maybe even erased or eliminated. The relationship between the capacity and the freedom sides of this graph, between the collective or institutional framework and individual freedom raises the issue of this "Handlungsspielraum" that was mentioned again and again yesterday afternoon.

Now there is one important precision: The normative point of reference for the Capability Approach is not absolute freedom for everyone. The objective is rather the reduction of inequalities between people in term of capabilities. So how should public policies be shaped in order for people to have more or less the same capabilities, the same real freedom, to choose the life they have reason to value.

In our research project we used this approach on two main research issues. The first one was "capability for work". Capability for work means the extent to which people are really free to choose the job they have reason to value. The second one is "capability for voice". As you may have guessed the relationship between the capacity (left hand) side and the freedom side (right hand side) of the graph is very much an issue of democratic participation. How are

people allowed to voice their concerns when it comes to defining resources and conversion factors? If someone says: “This would be a valuable solution for me”, that view does not have to prevail but it has to be seriously taken into account. We did empirical research on these two questions: To what extent is there capability for work and capability for voice in social integrations policies mainly in local employment agencies.

What is meant by resources in this context? You have a formal right to have a valuable job or to be socially integrated. How can we pass from the formal to a real right to be socially integrated or to live the life you have reason to value? In terms of resources we mainly focused on cash resources. What are the level of wages and the level of social or cash benefits? The level of cash or social benefits also defines the cost of the exit option. People are really free if they have these three options: to exit, to voice their concerns and negotiate the way they want to participate in the labour market, or to conform to what is proposed to them.

Modes of allocation also have to be taken into account: How are resources given to people? Are they given in a statutory way, or is it individualised? At least in Switzerland an increasing part of the wage is individualised, and this has a very strong impact in terms of capability for work. Whether your wage is statutory or individualised very much changes the relationship you have with your employer, and thus it very much changes the extent of capability for work that you have. Exactly the same is true for social benefits: Are they conditional, are they distributed without any condition or are they conditional upon the appropriate behaviour of the recipient in his or her search for a job? Both cases are very different in terms of capability for work.

Let us look at conversion factors. The concept of employability can refer to individual conversion factors. But does this simply mean adaptability to the requirements of the labour market? This can mean adaptability in terms of wages, in terms of time tables or in terms of competences. So you have many forms of capability, and then these somehow have to connect with the wishes and expectations people have about the labour market or about their professional activity. Do they mainly expect a good wage or do they expect an attractive job which allows them self-realization, or do they expect a job which gives them more time for family work, leisure or sports? As expectations concerning of work are very diverse, the issue of employability can be emphasised in very diverse ways. And every individual conversion factor can at the same time be an obstruction factor. Depending on the way you conceive

employability this can either impede or obstruct or rather facilitate or promote capability for work.

Of the many social or environmental conversion factors emphasised in the project Jean-Michel Bonvin just mentions two. First of all: are there available jobs? If you insist only on employability and you forget employment, people can be employable but still have no jobs. This raises the issue of who is responsible for creating jobs. Is it a public responsibility, as in Fordism, is it a corporate social responsibility or is it even an individual responsibility? How do we define employment policies or employment strategies? The second environmental conversion factor was anti-discrimination policies: What anti-discrimination strategies are being designed in order to bring women and immigrants into the labour market question, or to question prevailing social norms concerning the gender division of labour?

The last issue is participation. How do collective choices and individual choice relate to each other? Is collective choice an obstacle in the path of individual choice, or do they both somehow connect? Within the project, three forms of regulation were distinguished (as proposed by Jean-Daniel Renaud):

- Controlling regulation is the top down form of regulation.
- Autonomous regulation can be a very dysfunctional way in which people in a strongly controlled environment try to use their “Handlungsspielraum”: for example, in a day-labour firm workers try to slow down on their job.
- A third form would be joint regulation which means that the collective does not impose its choices on the individual but leaves some space for individual freedom and individual choice. In this case, two kinds of regulation meet and build together what should be a combination of collective choices, resources, individual and social conversion factors and individual choices.

### *Discussion*

*Heinz-Herbert Noll* objects that the Swedish level-of-living is much more operational and much closer to empirical research, as it takes into account both arenas of social action and subjective assessments of resources. *Manfred Moldaschl* asks about the distinction between resources and capabilities: Is formal freedom a resource, or rather a conversion factor? *Jean-Michel Bonvin* concedes that the view EUROCAP takes on resources differs from that of Sen. The project does not focus on the transformation of resources into capabilities, as Sen would do, but rather on the transformation of formal into real freedom. In this view, resources are a

conversion factor just like the others that determine to what extent a person is able to transform a formal right into a real right. “You may have just resources but no conversion factors. Or you may have just employability but no employment. Or you may have just social benefits but there is no employment policy.” In all these cases, freedom would remain formal. Real freedom to have a job would require a combination of these three factors. “But this is not Sen’s orthodoxy.”

*Ortrud Leßmann: Zum Verhältnis von Lebenslage und Capability*

*Ortrud Leßmann* hat über die Entwicklung des deutschen Lebenslagenansatzes, über das Konzepte der Verwirklichungschancen nach Amartya Sen und über ihre Verwendung in der Sozialberichterstattung gearbeitet. Im Versuch, das Verhältnis zwischen beiden Ansätzen theoretisch besser zu bestimmen, greift sie auf die Geschichte des Lebenslagenkonzepts zurück.

Das Konzept der Lebenslage und das der Capability weisen, so Ortrud Leßmann, drei Übereinstimmungen auf (vgl. Foliensatz in der Materialsammlung):

- Beide Ansätze haben sich aus der Auseinandersetzung mit der Wohlfahrtsökonomie ergeben. Sie fordern eine multidimensionale Betrachtung von Wohlergehen, Lebensstandard, Lebensqualität und Armut und wenden sich dagegen, bloß den Nutzen oder das Einkommen als monetarisierte Form des Nutzens zu betrachten.
- Beide blicken kritisch auf das Einkommen als Indikator für Wohlergehen.
- In beiden Ansätzen findet sich das Konzept eines Handlungsspielraums, der in der social-choice-Theorie als „opportunity set“ beschrieben wird.

Ortrud Leßmann beginnt ihren historischen Abriss des Lebenslagenkonzepts mit Otto Neurath (1882 – 1945). Als Vertreter des logischen Empirismus und Organisator des Wiener Kreises setzte er sich mit der Frage auseinander, ob Nutzen interpersonell vergleichbar ist. In zwei Beiträgen (1911 und 1912) kam er zu dem Schluss, dass Nutzen nicht kardinal messbar ist und daher das Wohlergehen von zwei Personen nicht verglichen werden kann. Die Lösung lag für ihn im Übergang zur Lebenslage, die diesen Nutzen hervorbringt und bedingt: Beispiele aus seiner „Empirischen Soziologie“ (1931) sind Wohnung, Nahrung, Kleidung, Gesundheitspflege, Bücher, Theater, freundliche menschliche Umgebung und die Menge an Malaria-keimen, die bedrohlich einwirken. Statt das Problem der interpersonellen Vergleichbarkeit gelöst zu haben, hat er nun noch ein anderes Problem: Ein solcher „Lebenslagenkataster“ (1937) ist multidimensional, und nicht alle Elemente der Lebenslage zeigen in die gleiche Richtung.

Hier sieht Ortrud Leßmann eine Parallele zu Amartya Sen. Auch er hat sich zunächst mit der mangelnden interpersonellen Vergleichbarkeit des Nutzens beschäftigt („Collective Choice And Social Welfare“, 1970). Mit seiner Kritik des Nutzenbegriffs geht er über Neurath hinaus, doch wie Neurath kommt er zu dem Schluss, man müsse das Leben anschauen, das Menschen führen. Unter „functionings“ versteht Sen Tätigkeiten, Zustände und Fähigkeiten („doings and beings“). Sen schlägt die Dominanz einzelner Dimensionen der Lebenssituation als eine gute Ausgangsbasis für multidimensionale Vergleiche vor, und hier setzt ein, was Martin Kronauer als „radikaldemokratisch“ bezeichnet hat: Sen ist so optimistisch zu glauben, wir könnten uns darüber einigen, welche Dimensionen wie wichtig sind.

Um von „functionings“ zu „capabilities“, von der Lebenslage zum Handlungsspielraum zu kommen, geht Ortrud Leßmann in ihrer historischen Rekonstruktion des Lebenslagenansatzes zu Gerhard Weisser (1898 – 1989) weiter. Als Lebenslage gilt ihm „der Spielraum, den die äußeren Umstände dem Menschen für die Erfüllung der Grundanliegen bieten“ (Weisser 1972). Das ist das klassische Zitat zum Lebenslageansatz, aber Gerhard Weisser verweist hier auf Kurt Grelling (1886 – 1942), der nach dem ersten Weltkrieg in Göttingen Assistent von Leonard Nelson war, bei dem Weisser studiert hat. Leonard Nelsons Interessentheorie steht aber in einer komplett anderen philosophischen Tradition als Otto Neurath.

Kurt Grelling hielt im Wintersemester 1919/1920 für die Göttinger Ortsgruppe des von Nelson gegründeten Internationalen Jugendbunds (IJB) ein sozialpolitisches Seminar. In einem wirtschaftlichen Newsletter, der innerhalb des IJB kursierte, findet sich das Zitat (Grelling 1921): „Die Gesamtheit der von einem Menschen in einer bestimmten Periode seines Lebens faktisch befriedigten Interessen, wobei jedes einzelne mit dem Grade zu versehen ist, bis zu welchem es befriedigt wird, will ich die Lebenshaltung dieses Menschen während dieser Periode seines Lebens nennen. Die Gesamtheit der möglichen Lebenshaltungen, zwischen denen er am Anfang der Periode (etwa bei Aufstellung eines Haushaltsplanes) wählen kann, nenne ich seine Lebenslage.“

Wer sich mit dem Capability-Ansatz auskennt und das liest, wird sofort die gleiche Struktur wieder erkennen wie bei Amartya Sen. Kurt Grelling hat genau wie Sen die Vorstellung, dass ein multidimensionaler Raum aufgespannt wird: bei Sen der Raum der „functionings“ und bei Grelling der Raum der Interessen. Damit lässt sich das Leben, das eine Person führt, als Punkt in diesem Raum beschreiben: Sen würde sagen, „a bundle of functionings“ Grelling spricht von Lebenshaltung. Beide haben schließlich diese Idee einer Auswahlmenge – eines „capability set“ oder einer Lebenslage als Menge möglicher Lebenshaltungen.

## Übersicht 2: Vergleich der Lebenslage- und „capability“-Ansätze

Ansatz	Lebenslage-Ansatz			„capability approach“	
	Neurath	Grelling	Weisser	Sen	Nussbaum
<b>Bewertungsraum: Dimensionen</b>	Bestandteile der Lebenslage	Interessen	Grundanliegen	functionings	central functional capabilities
<b>Bündel</b>	Lebenslage	Lebenshaltung	/	bundle of functionings	functionings
<b>Teilmenge</b>	/	Lebenslage	Lebenslage	capability-set	/

Quelle: Ortrud Leßmann.

Ortrud Leßmann weist darauf hin, dass es nicht nur Unterschiede zwischen dem „capability approach“ auf der einen Seite und dem Lebenslagenansatzes auf der anderen Seite gibt, sondern auch große Unterschiede innerhalb des Lebenslagenansatzes, und wenn man neben Sen auch noch Martha Nussbaum einbezieht, auch innerhalb des „capability approach“ (vgl. Übersicht 2).

- Was versuchen diese Ansätze multidimensional zu bestimmen? Neurath spricht von Bestandteilen der Lebenslagen, Grelling von Interessen, Weisser irgendwann von Grundanliegen; Sen spricht von „functionings“ und Nussbaum von „central functional capabilities“.
- Das Leben, das ein Mensch führt, beschreibt Neurath als Lebenslage, Grelling spricht von Lebenshaltung, und Weisser lässt das komplett fallen. Sen spricht von einem „bundle of functionings“ und Nussbaum spricht immer dann von „functionings“, wenn etwas erreicht worden ist. (Nussbaum bezeichnet mit „capability“ eine Möglichkeit und mit „functionings“ das Ausschöpfen dieser Möglichkeit.)
- Die Idee eines Handlungsspielraums und das konkrete Konzept eines „opportunity set“, einer Auswahlmenge, finden wir nur bei Grelling und Weisser als Lebenslage und bei Sen als „capability set“.



Gerhard Weisser lässt diese Idee einer Lebenshaltung fallen, weil er zu der Auffassung kommt, Sozialpolitik habe keine bestimmte Lebenshaltung zu garantieren oder den Menschen vorzuschreiben. Aufgabe der Sozialpolitik sei es hingegen, einen Spielraum zu garantieren. Im Jahr 1951 steht der Begriff noch in seinem Vorlesungsmanuskript, im Jahr 1952 nicht mehr. Damit, meint Leßmann, schneidet er die Verbindung zur empirischen Untersuchung des konkreten Lebens ab, das die Menschen führen.

Ortrud Leßmann beendet ihren Beitrag mit Anmerkungen zu Umsetzungsproblemen. Multidimensionalität ist sicherlich ein großes Problem, birgt aber auch die große Chance eines Wertpluralismus: Es zählt nicht nur der Nutzen, nicht nur das Einkommen, und genau da setzt eben Sen mit seiner Einladung ein, partizipativ festzulegen, welche Wertedimensionen relevant sind und in welchem Verhältnis sie zu einander stehen.

Hinter dem Konzept des Handlungsspielraums steht die sehr präzise Vorstellung einer Auswahlmenge, die jedoch nicht beobachtbar ist, sondern rekonstruiert werden muss. Doch gibt es auch innerhalb des „capability approach“ nicht allzu viele empirische Arbeiten, die sich wirklich dieser Herausforderung stellen, wie man das „capability set“ empirisch messen könnte. Die Ansätze, die es gibt, setzen typischerweise bei Annahmen über „conversion factors“ an, also bei Annahmen darüber, dass eine bestimmte Gruppe von Menschen wahrscheinlich die gleichen Umwandlungsfaktoren nutzen. Wenn ich etwas über Einkommen und Ressourcen weiß und über das Leben, das Menschen führen, kann ich solche Funktionen schätzen. Hier, so Ortrud Leßmann, sei noch viel mehr Phantasie zu entwickeln.

*Petra Böhnke: Gesellschaftliche Teilhabe als Berichtskonzept*

*Petra Böhnke* leistet seit Jahren Beiträge zur Operationalisierung des Konzepts sozialer Ausgrenzung als Etikett für gesellschaftlichen Strukturwandel. Wie sich Bevölkerungsumfragen (Wohlfahrtssurvey, Eurobarometer, European Quality of Life Survey) nutzen lassen, um subjektive Ausgrenzungserfahrungen im Ländervergleich zu untersuchen, steht im Mittelpunkt ihrer jüngsten Arbeiten. An sie richtete der Forschungsverbund vor allem die Frage, wie „berichtsfähig“ das Konzept der Teilhabe und der Ausgrenzung sei (vgl. Foliensatz Petra Böhnke: Gesellschaftliche Teilhabe.)

Petra Böhnke stellt einen Paradigmenwechsel in der Beobachtung sozialer Ungleichheit fest: das Interesse verlagert sich von Ressourcenmangel auf Teilhabedefizite. Sie fragt, welche Implikationen die Wahl gesellschaftlicher Teilhabe als Berichtskonzept für die Beschreibung der Lebensbedingungen und für die Analyse sozialer Ungleichheit hat.



Zunächst nennt Petra Böhnke eine Reihe von Thesen zu sozialer Ungleichheit, die dem Diskurs über Teilhabe und Ausgrenzung zugrunde liegen:

- Soziale Benachteiligungen nehmen zu.
- Soziale Benachteiligungen kumulieren.
- Soziale Benachteiligungen führen zu einer verstärkten Polarisierung der Gesellschaft.
- Soziale Benachteiligungen erfassen die gesellschaftliche Mitte.
- Soziale Benachteiligungen führen zu verringerter politischer Partizipation und politischem Machtverlust.
- Soziale Benachteiligungen führen zu politischem Extremismus.
- Soziale Benachteiligungen gehen mit sozialer Isolation und fehlenden sozialen Unterstützungsnetzwerken einher.
- Soziale Benachteiligungen führen zu einer Abkehr vom Wertekanon der Mehrheitsgesellschaft.
- Integration wird in erster Linie über einen Arbeitsplatz hergestellt. (Von dieser Annahme geht die EU-Sozialpolitik aus.)

Will man diese Thesen empirisch überprüfen, benötigt man erstens Verlaufsanalysen und Zeitreihen. Zweitens muss man einen analytischen Zugang zur Mehrdimensionalität von Teilhabe finden. Drittens muss man Einstellungen und Wahrnehmungen in die Beobachtung einbeziehen: Wie bewerten die Betroffenen Teilhabechancen? Welcher materielle Grundstandard gilt gesellschaftlich als angemessen?

Die Relevanz subjektiver Indikatoren in der Debatte um soziale Ausgrenzung ergibt sich daraus, dass Integration und Ausgrenzung individuell erfahren werden. Subjektive Indikatoren erlauben nicht nur eine direkte Messung von Integrationsdefiziten, sondern auch Rückschlüsse auf objektive Benachteiligungen, die zu Marginalisierungserfahrungen führen, und Rückschlüsse auf Umstände (wie z.B. soziale Beziehungen), unter denen solche objektiven Benachteiligungen auch subjektiv als Marginalisierungserfahrung wahrgenommen werden. Bedeutsam sind auch Rückschlüsse auf Schutzmechanismen gegen solche Erfahrungen.

Beispielhaft benennt Petra Böhnke Fragen, die im Rahmen von Surveys (wie Wohlfahrts-survey oder Eurobarometer) erhoben werden bzw. erhoben werden können:

- Voraussetzungen von Integration,
- Bewertung individueller Teilhabechancen (Fühlen Sie sich ausgegrenzt? Fühlen Sie sich respektiert? Fühlen Sie sich nutzlos oder wertlos? Sehen Menschen aufgrund Ihrer Jobsi-

tuation oder Ihres Einkommens auf Sie herab? Wie zufrieden sind Sie mit Ihren Teilhabechancen?),

- Gründe für Integrationsdefizite (im Allgemeinen: z.B. Arbeitslosigkeit, Kürzung der Sozialleistungen, Faulheit, fehlende Willensstärke; oder im persönlichen Fall: erfolglose Stellensuche, Arbeitslosigkeit im Haushalt, Pflege von Familienangehörigen, Tod eines nahe stehenden Menschen usw.),
- Verunsicherungen (Konfliktwahrnehmung, Orientierungslosigkeit, Pessimismus / Optimismus, Angst vor Arbeitslosigkeit, Arbeitsplatzunsicherheit, individuelle soziale Absicherung etc.).

Einige Befunde lassen sich benennen. Marginalisierungserfahrungen stehen in engem Zusammenhang mit Langzeitarbeitslosigkeit und dauerhafter Armut, wobei jedoch einschränkend anzumerken ist, dass Verlaufsanalysen zum Verlust von Anerkennung bei Arbeitslosigkeit fehlen. Marginalisierungserfahrungen sind weiterhin an schichtspezifische Risikofaktoren gebunden. Werden gleichzeitig soziale Netzwerke instabil, erhöht sich die Wahrscheinlichkeit sozialer Ausgrenzung. Verunsicherungstendenzen und Verlustängste reichen bis in mittlere Gesellschaftsschichten hinein. Es gibt geschlechts- und altersspezifische Ausgrenzungsmuster (etwa im Zusammenhang mit Scheidung und Alleinelternschaft). Prekäre Lebenslagen führen eher zu Wahlverzicht und zu Verlust an Vertrauen ins politische System als zu politischem Extremismus.

Petra Böhnke plädiert dafür, die Diskussion über Teilhabe und Ausgrenzung in Deutschland ein wenig von den hierzu definierten EU-Indikatoren<sup>9</sup> zu lösen. Ergänzend zu diesen sind Verlaufsdaten zu analysieren und die Auswirkungen prekärer Lebenslagen auf soziale Netzwerke und politische Partizipation zu betrachten.

Für die Berichterstattung ergibt sich aus ihrer Sicht die Anforderung, die Analyse sozialer Ungleichheit um Aspekte sozialer Integration zu erweitern. Thesen zur Mehrdimensionalität und Dynamik, zu Auswirkungen sozialer Benachteiligungen auf soziale Unterstützungsnetzwerke und politische Partizipation sollten überprüft werden. Teilhabeprofile sollten nach Alter und Geschlecht getrennt erstellt werden. Anerkennungsdefizite und Marginalisierungserfahrungen schlägt sie als Schlüsseldimensionen für die Messung sozialer Ausgrenzung vor.

---

<sup>9</sup> Gemeint sind die sog. „Laeken“-Indikatoren zur Bekämpfung von Armut und sozialer Ausgrenzung; vgl. Bundesrepublik Deutschland 2004: Strategien zur Stärkung der sozialen Integration, Nationaler Aktionsplan für Deutschland zur Bekämpfung von Armut und sozialer Ausgrenzung (NAPincl.) 2003–2005 (Aktualisierung 2004), Berlin.

## *Diskussion*

*Ortrud Leßmann* fragt nach den Verlaufsdaten, mit denen sich Ausgrenzung als Prozess abbilden lässt, und nach der Steuerung solcher Prozesse. *Michael Corsten* wirft die Frage auf, ob soziale Benachteiligung der richtige Begriff sei und welche normativen Implikationen seine Verwendung hat (etwa Bezug auf Gerechtigkeitstheorien). *Jan Marbach* merkt an, eine Konsequenz von Multidimensionalität könne sein, dass jemand in einem Bericht als ausgegrenzt zählt, in einem anderen nicht. *Petra Böhnke* erklärt in ihrer Antwort, in der Tat gebe es zu wenig quantitative und qualitative Verlaufsdaten, mit denen Ausgrenzung als Prozess untersucht werden könne. Als soziale Benachteiligung bezeichnet sie im Rahmen von Ungleichheitsdiagnosen Lagen wie Armut, Arbeitslosigkeit, schlechte Wohnmöglichkeiten.

## **2.6 Politische Diskurse 2 – Nachhaltigkeit in Arbeit und Lebensweise**

### *Sebastian Brandl: Nachhaltigkeit in Arbeit und Lebensweise*

Wie die Lissabon-Strategie der EU, so begründen Nachhaltigkeitsstrategien ein im politischen Raum verankertes umfassendes Zielsystem für gesellschaftliche Entwicklung. Mit *Sebastian Brandl* hat der Verbund einen Sozialwissenschaftler zur Diskussion eingeladen, der u.a. in einem Verbundprojekt „Arbeit und Ökologie“<sup>10</sup> am Versuch beteiligt war, diese beiden Großthemen in eine gemeinsame Perspektive zu bringen. (Vgl. Foliensatz Sebastian Brandl: Nachhaltigkeit.)

Zunächst gibt Sebastian Brandl einen Überblick über den Diskussionsstand zum dreidimensionalen Leitbild nachhaltiger Entwicklung. Zum Leitbild der Nachhaltigkeit gehören die Sicherung menschlicher Entwicklungsfähigkeit (Bedürfnisbefriedigung), die Suche nach gemeinsamen Lösungsstrategien für Umwelt und Entwicklung, die Forderungen nach Gerechtigkeit innerhalb einer und zwischen den Generationen sowie nach internationaler Gerechtigkeit, die Abstimmung zwischen sozialen, ökonomischen und ökologischen Interessen und die Beteiligung aller gesellschaftlichen Gruppen am Prozess der Strategiefindung und –umsetzung.

---

<sup>10</sup> Das Verbundprojekt „Arbeit & Ökologie“ wurde von Anfang 1998 bis Anfang 2000 von DIW, WI und WZB transdisziplinär durchgeführt. Es wurde von den bundesdeutschen Gewerkschaften begleitet und von der Hans-Böckler-Stiftung finanziert.

Nach Sebastian Brandls Einschätzung widersprechen Umweltforschung und Umweltbewegung in Deutschland wenigstens teilweise dem „Dreisäulenansatz“, wonach die ökonomische, ökologische und soziale Dimension von Entwicklung gleichberechtigt ist.

Als Elemente sozialer Nachhaltigkeit sind allgemein die verpflichtenden Ziele der Kopenhagener Erklärung<sup>11</sup> anerkannt, also

- Beseitigung von Armut,
- Vollbeschäftigung als prioritäres Ziel, um allen Menschen zu ermöglichen, sich durch eine frei gewählte Erwerbstätigkeit und produktive Arbeit den Lebensunterhalt dauerhaft zu sichern,
- Förderung sozialer Integration, Schutz aller Menschenrechte und Nichtdiskriminierung,
- Gleichberechtigung und Gleichbehandlung von Frauen und Männern.

Relevante soziale Themen in der europäischen Nachhaltigkeitsstrategie<sup>12</sup> und in der Revision der Lissabon-Strategie der EU sind Gesundheit, soziale Ausgrenzung, Demografie und Migration sowie Armut und Entwicklung als globale Herausforderung. Die nationale Nachhaltigkeitsstrategie der Bundesregierung<sup>13</sup> orientiert sich an den vier Leitlinien der Generationengerechtigkeit, der Lebensqualität, des sozialen Zusammenhalts und der internationalen Verantwortung. Ein zentrales Thema der deutschen Nachhaltigkeitsstrategie sind die Potenziale älterer Menschen in Wirtschaft und Gesellschaft.

Neben diese politischen Nachhaltigkeitsstrategien stellt Sebastian Brandl die Bewegung für Corporate Social Responsibility (CSR) als „bottom-up“-Vorgehensweise. Im Leitfaden der Global Reporting Initiative (GRI) ist die Indikatorenbildung zu Bereichen sozialer Nachhaltigkeit weit fortgeschritten, dort werden gesellschaftliche bzw. soziale Leistungsindikatoren etwa zu Arbeitspraxis und Arbeitsqualität, Menschenrechten und Produktverantwortung behandelt. Aufgrund von Quantifizierungsproblemen werden viele Zielgrößen qualitativ beschrieben. Wegen ihres Anspruchs, den dreidimensionalen Berichtsansatz auf Unternehmensebene zu erproben, und aufgrund ihres Beitrags zur Integration arbeitspolitischer Themen in die Nachhaltigkeitsberichtserstattung empfiehlt Brandl die GRI als „Fundus für Berichtsfelder und Indikatorenbildung“. Auch die kommunale Einbindung der Unternehmen etwa in lokale

---

<sup>11</sup> Gemeint ist die auf dem Weltgipfel für soziale Entwicklung 1995 in Kopenhagen verabschiedete Erklärung.

<sup>12</sup> Kommission der Europäischen Gemeinschaften 2005: Mitteilung von Herrn Almunia an die Mitglieder der Kommission, Indikatoren für nachhaltige Entwicklung zur Überwachung der Umsetzung der EU-Strategie für nachhaltige Entwicklung, SEK(2005) 161 endgültig v. 9.2.2005, Brüssel.

<sup>13</sup> Bundesregierung 2002: Perspektiven für Deutschland, Unsere Strategie für eine nachhaltige Entwicklung, Berlin.

Nachhaltigkeitsstrategien (Agenden 21), Entwicklungspartnerschaften (GTZ) und andere „Multistakeholderinitiativen“ sind unter diesem Gesichtspunkt nützlich.

Im zweiten Teil seines Beitrags stellt Sebastian Brandl dar, wie das Problem, arbeitspolitische Gegenstände unter Nachhaltigkeitsperspektiven zu beobachten, im Verbundprojekt „Arbeit und Ökologie“ gelöst wurde. Arbeit, so das Argument, gehört in den Fokus von Nachhaltigkeit, weil die Bedürfnisbefriedigung der Menschen zentral über Arbeit verläuft, diese also den zentralen gesellschaftlichen Reproduktionsmechanismus darstellt. Entgrenzungsprozesse der Arbeit und der umfassende Anspruch des Nachhaltigkeitskonzepts deuten in Richtung einer Reintegration von Arbeit und Leben. Jedoch ist Arbeit „janusköpfig“, als „Transformation von Unordnung in Ordnung“ zerstört sie zugleich notwendigerweise auch andere Ordnungen. Daher ist (nach Biesecker/v. Winterfeld) zu fragen, welche Arbeit die Regenerationsfähigkeit der Natur – einschließlich der menschlichen – ebenso wie die Regenerationsfähigkeit der Gesellschaft bzw. der sozialen Gemeinschaft unterstützt und stärkt. Das Projekt plädiert für einen erweiterten Arbeitsbegriff unter Einschluss informeller und illegaler Tätigkeiten.

Brandl schlägt vor, Arbeit als vermittelnde Instanz ins Zentrum einer Beobachtungsperspektive zu stellen, der es um Wechselwirkungen zwischen den „disziplinären Zielsetzungen“ geht, d.h. um Wechselwirkungen zwischen der ökonomischen Zieldimension der Bedürfnisbefriedigung und Wettbewerbsfähigkeit, der ökologischen Dimension der Verminderung von Ressourcenverbrauch und der sozialen Dimension menschenwürdigen Lebens, von sozialem Zusammenhalt und Gerechtigkeit.

Im Projekt „Arbeit und Ökologie“ wurden Trendanalysen zu solchen sozialökologischen Wechselwirkungen in fünf Themenfeldern durchgeführt:

- Arbeit im und durch Umweltschutz: Umfang und Qualität,
- Erosion der Normalarbeit,
- Arbeitsschutz – Gesundheitsschutz – Umweltschutz,
- Neue Formen der Arbeit und der Versorgung,
- Arbeitsbeziehungen: Neue Kooperations- und Regulierungsformen.

Bei den disziplinären Zustands- und Trendanalysen zeigten sich nicht nur Wissensgrenzen (etwa zu informeller Arbeit), sondern auch Zielkonflikte: Die beteiligten „disziplinären Schulen“ konnten sich nicht immer auf gemeinsame Interpretationen etwa des Zusammenhangs von Wirtschaftswachstum, Vollbeschäftigung und Lebensqualität, der Bedeutung informeller und flexibler Arbeit oder verschiedener Formen sozialer Sicherung (Statussicherung vs. Grundsicherung) einigen.

Das Projekt „Arbeit und Ökologie“ setzte – ähnlich wie in soeb 2 angedacht – Szenariotechniken ein. Die qualitativen Szenarien wurden nicht von Trendfortschreibungen angetrieben, sondern von bewusster, „stilisierter“ Schwerpunktsetzung auf bestimmte Entwicklungen, und sie wurden dann anhand „disziplinärer“ Nachhaltigkeitskriterien bewertet. Das umwelt-ökonomische Modell PANTA RHEI<sup>14</sup> wurde genutzt, um diese Entwicklungsannahmen durch längerfristige Simulationen auf Plausibilität und Konsistenz zu prüfen. Für eine solche makroökonomische Simulation bedürfen die qualitativen Aspekte der stilisierten Szenarien einer besonderen Übersetzung; Wechselwirkungen mit dem ökologischen System wurden auf einen bzw. zwei ökologische Indikatoren reduziert.

Sebastian Brandls Fazit: Nachhaltigkeitsstrategien und -konzepte liefern sozial und arbeitspolitisch relevante Beobachtungsthemen und konzentrieren sich auf aktuelle Politikfelder. Das Thema Arbeit ist in diesen Strategien programmatisch wichtig, in Handlungsfeldern und Indikatoren jedoch nur begrenzt abgebildet. Von Nachhaltigkeitsinitiativen sind keine vollständigen Indikatorensets oder soziale Regeln zu erwarten, aber sie bieten einen Fundus für Indikatorbildung. In der deutschen wissenschaftlichen Diskussion ist umstritten, ob man sich von einem rein ökologischen Nachhaltigkeitskonzept verabschieden sollte. Als vierte Dimension (institutionelle Nachhaltigkeit) gewinnt die Prozessdimension an Bedeutung.

„Arbeit und Ökologie“ blieb ein singuläres Projekt. Eine mögliche Fortführung müsste zu einem Indikatorenset und zu einer stärkeren Quantifizierung von Wechselwirkungen führen. Als Erfahrung lässt sich festhalten, dass solche Projekte „in der Tendenz disziplinär“ bleiben. Für die sozioökonomische Berichterstattung schlägt Brandl aus der Nachhaltigkeitsperspektive eine Reihe von „Ergänzungsfeldern“ vor:

- die gesellschaftliche Faktoren (Handlungsspielräume für Individuen), die Governanceperspektive (Veränderung und neue Formen gesellschaftlicher Interessenregulierung),
- Gesundheit und Arbeitsschutz sowie
- Wechselwirkungen zwischen den Nachhaltigkeitsdimensionen.

### *Diskussion*

*Peter Bartelheimer* äußert Bedenken, ob sich der Nachhaltigkeitsbegriff auf das ökonomische und soziale Zielsystem anwenden lässt. Er problematisiert den Begriff der Generationengerechtigkeit: Generationen seien weder ökonomische noch soziale Subjekte. *Waltraud Cornli-*

---

<sup>14</sup> Zur Eignung dieses Modells für die sozioökonomische Berichterstattung vgl. auch den Vortrag „Konsumchancen im Spiegel von differenzierten Lebenslagen“ im Werkstattgespräch 5 am 16. – 17. Mai 2006.

ßen vermerkt als positiv, dass die Reproduktion der Gesellschaft in vorgestellten Nachhaltigkeitskonzept nicht als Störfall, sondern als Ziel vorkommt und „care“ als Form der Arbeit und Versorgung systematisch integriert wird. Ihr widerspricht *Ortrud Leßmann*, die gerade den Bereich der „care“-Tätigkeiten im Nachhaltigkeitskonzept vermisst. *Manfred Moldaschl* hält eine klarere Differenzierung zwischen Ressourcen und ihrem Gebrauch für erforderlich. Etwa schneidet Deutschland nicht schlecht bei den Ressourcen ab, die ins Bildungssystem hineingesteckt werden, „aber im Vergleich mit anderen holen wir viel weniger heraus“. Er schlägt als Nachhaltigkeitsdefinition vor, Ressourcen so zu gebrauchen, dass sie zumindest erhalten oder eben vermehrt werden.

*Sebastian Brandl* räumt ein, dass noch kein Projekt das Problem, Nachhaltigkeit gleichgewichtig zu definieren, befriedigend gelöst hat. Er habe sich auf Bedürfnisbefriedigung, nicht auf Ressourcensicherheit oder Ökologie konzentriert. Brandl verweist auf den in „Arbeit und Ökologie“ verwendeten erweiterten Arbeitsbegriff. Informelle Arbeit und Versorgungsarbeit kann nachhaltiger sein als Erwerbsarbeit.

## 2.7 Der heiße Stuhl – Wie sehen uns andere Berichtsansätze?

Da sozioökonomische Berichterstattung bestehende Berichtssysteme nicht ersetzen, sondern ergänzen soll, hatte der Verbund vier Kolleginnen und Kollegen um „Rezensionen“ von soeb 1 gebeten: *Norbert Schwarz*, im Statistischen Bundesamt zuständig für sozioökonomische Berichterstattung für eine nachhaltige Gesellschaft (vgl. Foliensatz *Norbert Schwarz: Makroökonomische Ansätze*), *Silke Bothfeld* als Mitautorin des *FrauenDatenReport* des Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Instituts des DGB<sup>15</sup>, *Jan Marbach* vom Deutschen Jugendinstitut (vgl. Foliensatz *Jan Marbach: Veränderungen des Sozialkapitals*) und *Heinz-Herbert Noll* als Leiter der Abteilung Soziale Indikatoren im Zentrums für Umfragen, Methoden und Analysen (vgl. Foliensatz *Heinz Herbert Noll: Kommentar zum Werkstattgespräch*). Insbesondere war von Interesse, wie sich das sozioökonomische Berichtskonzept zu ihrem jeweils eigenen Berichtsansatz verhält.

*Norbert Schwarz: Makroökonomische Ansätze zur sozioökonomischen Berichterstattung*

Aus Sicht des Statistischen Bundesamts bilden Satellitensysteme zu den Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnungen (VGR), etwa Berichtssysteme zu Gesundheit, Bildung, Haushaltspro-

---

<sup>15</sup> Bothfeld, S. / Klammer, U. / Klenner, Ch. / Leiber, S. / Thiel, A. / Ziegler, A. 2005: WSI-FrauenDatenReport, Handbuch zur wirtschaftlichen und sozialen Situation von Frauen, Berlin.



duktion, Lebenslagen und Infrastruktur, wichtige Bausteine einer sozioökonomischen Berichterstattung. Das Statistische Bundesamt arbeitet an einem sozioökonomischen Gesamtrechnungssystem<sup>16</sup>, das monetäre Daten der VGR sozioökonomisch erweitert und differenziert. Dies geschieht zum einen über sozioökonomische Input-Output-Tabellen (SIOT), die Auskunft über das gesamte Aktivitätsspektrum der Bevölkerung in Stunden geben und diese als empfangene und geleistete Zeiten bilanzieren, zum anderen über Sozialrechnungsmatrizen (SAM), die die Makroaggregate für Sektoren der VGR – auch unter Rückgriff auf nicht-monetäre Daten, etwa zu Bevölkerung und Haushalten, Erwerbstätigen und Arbeitskräftepotenzial, unbezahlter Arbeit und Zeitverwendung – weiter disaggregiert.

Für die Verwendung von Daten der VGR in einer sozioökonomischen Berichterstattung spricht, so *Norbert Schwarz*, dass der Bezug auf das konzeptionelle Gerüst des Europäischen Systems Volkswirtschaftlicher Gesamtrechnungen (ESVG) und des System of National Accounts der UNO (SNA) internationale Vergleiche ermöglicht. Die Daten sind abgestimmt, vollständig und in langen Reihen vorhanden. Die Kreislaufbetrachtung von Güternachfrage, Güterangebot, Produktion, Arbeitsmarkt und Einkommensverteilung, auf der die VGR beruht, bildet einen guten Ausgangspunkt, um Ökonomie, Ökologie und soziale Entwicklungen zu verknüpfen und Interdependenzen zwischen diesen Bereichen zu analysieren und zu modellieren.

Daher arbeitet das Statistische Bundesamt an weiteren Datenbausteinen, die auch für sozioökonomische Modellierungen genutzt werden können<sup>17</sup>. In ihnen werden insbesondere die Einkommensverteilung nach Einkommensarten für sozioökonomische Haushaltsgruppen, das Sparen dieser Haushaltsgruppen und ihr Konsum nach 43 Verwendungszwecken sowie die Qualifikation (in ISCED-Stufen) der Erwerbstätigen nach Alter, Geschlecht und Wirtschaftszweig in auf die VGR abgestimmten Zeitreihen ab 1991 angeboten. Was diese Daten leisten können, zeigt *Norbert Schwarz* an den Komponenten des verfügbaren Einkommens privater Haushalte: Während der Anteil der Nettolöhne und Gehälter von 48,1 % im Jahr 1991 auf 40,9 % im Jahr zurückging, stieg der Anteil der Nettotransfers aus Sozialleistungen im gleichen Zeitraum von 22,3 % auf 26,4 %.

---

<sup>16</sup> Statistisches Bundesamt 2005: Sozialrechnungsmatrix 2000, Sozio-ökonomisches Berichtssystem für eine nachhaltige Gesellschaft, Band 6 der Schriftenreihe ‚Sozio-ökonomisches Berichtssystem für eine nachhaltige Gesellschaft‘, Wiesbaden.

<sup>17</sup> Statistisches Bundesamt 2005a: Sozioökonomische Entwicklung, Zeitreihen zu Erwerbstätigkeit, Einkommen und Konsum, Datenbausteine für sozioökonomische Modellierung, Band 7 der Schriftenreihe Sozio-ökonomisches Berichtssystem für eine nachhaltige Gesellschaft, Wiesbaden.

Jedoch stoßen makroökonomische Ansätze an Grenzen: Sie bleiben mit ihren quantitativen Daten auf der Makro- oder Mesebene, und wo Ökonomen „niveauorientierte“ Daten reichen, fragen Sozialwissenschaft und Sozialpolitik nach Verteilungsdaten und auch nach qualitativen Daten. Eine Antwort auf die Frage nach dem Verhältnis von sozioökonomischer Berichterstattung mit Makro- und mit Mikrodaten könnte lauten: Die VGR-Daten bieten einen Einstieg und einen Anknüpfungspunkt, die Sozialberichterstattung muss bei der Analyse der Lebensverhältnisse tiefer gehen und zur mikroökonomischen Fundierung beitragen.

*Silke Bothfeld: Der FrauenDatenReport des WSI*

Leitend für die zweite Version des WSI-FrauenDatenReports, die (nach einer ersten Ausgabe aus dem Jahr 2001) 2005 erschien, war die Idee, Daten für Gleichstellungspolitik, Frauenpolitik und Sozialpolitik problemorientiert anzubieten. Zwar sind heute Daten wesentlich einfacher zugänglich als noch 2001, doch bestand weiterhin Bedarf, anhand dieser Daten fokussiert auf bestimmte Problembereiche einzugehen.

Sozialwissenschaftliches Wissen, so *Silke Bothfeld*, kann in drei Formen in den politischen Prozess eingehen: erstens in Form von Daten, das heißt kleinteiligen Wissensseinheiten, zweitens in Form von Ideen, welche sozusagen schon akkumulierte Wissensseinheiten und Zusammenhänge sind, die möglicherweise schon der Formulierung von politischen Programmen zumindest den Weg ebnen, und drittens als Argumente, die keine objektive Nutzung von Wissen mehr zulassen, sondern eine zielgerichtete Nutzung von Wissen anleiten. Der WSI Frauendatenreport würde sich nach dieser Einteilung der Datenebene zuordnen, da er auf kleinteiliges Wissen abzielt, welches abfragbar und leicht präsentierbar ist. Dies trifft nach *Silke Bothfelds* Einschätzung auch auf die sozioökonomische Berichterstattung zu. Einen Unterschied zwischen beiden Projekten sieht sie jedoch beim Übergang zu Ideen und Argumenten. Zwar will auch der erste sozioökonomische Bericht erklärtermaßen der Selbstaufklärung und der Politikberatung dienen, doch ist er noch nicht entschieden auf Problembereiche oder auf Ideen und Fragestellungen wie Teilhabe oder Nachhaltigkeit zentriert, „an denen man möglicherweise die zusammengetragenen Daten aufhängen kann“. Dagegen hatte der WSI-FrauenDatenReport den Anspruch, Daten in Form eines Arguments zu verpacken: Es sollte deutlich gemacht werden, dass es geschlechterspezifische Unterschiede in Deutschland gibt, und mit dieser Grundvoraussetzung wurde die Analyse und Zusammenstellung der Daten begonnen. Der Report ist auch ein interessengeleitetes politisches Projekt. Er richtet sich an bestimmte Zielgruppen: Einmal an politische Akteure/innen in den Gewerkschaften, aber

auch an gleichstellungspolitische und sozialpolitische Akteure/innen sowie Journalist/innen und Studierende. Der WSI-FrauenDatenReport ist als Handbuch und als Lehrbuch konzipiert. Für jeden Themenbereich, den er behandelt, werden zunächst Probleme benannt, zu denen dann entsprechende Daten zusammengestellt werden. Dazu wurden auch eigene Analysen unternommen, aber vor allem wurden die gängigen Datenquellen genutzt und auf aktuelle sozialwissenschaftliche Studien verwiesen. Mit dieser speziellen Form der Datenberichterstattung haben die Herausgeberinnen ein starkes Medieninteresse gefunden und „anscheinend eine aktuelle politische Debatte getroffen“ – im Unterschied zur „eher akademisch geprägten Datenberichterstattung“, welche in Silke Bothfelds Augen die sozioökonomische Berichterstattung plant.

Bei den Themen ist der FrauenDatenReport „relativ klassisch in den Ressortgrenzen verblieben“. Vorangestellt ist ein Demographiekapitel; dem folgen Kapitel zu Bildung, Arbeitsmarkt, Arbeitszeit, Einkommen, sozialer Sicherung und Frauen in Politik und Gesellschaft. Dies ist von der Anlage her nicht innovativ, bedient aber den Bedarf der Akteur/innen in den verschiedenen Bereichen. Dagegen vermutet Silke Bothfeld bei der sozioökonomischen Berichterstattung eher den Anspruch, aktuelle soziale Entwicklungen im Sinne von „Themenscouts“ aufzuspüren und entsprechend zu beschreiben, und ein anderes Potenzial an methodischen und soziologischen Kompetenzen.

Silke Bothfeld beschließt ihren Beitrag mit zwei Anmerkungen. Die eine ist die Funktion des giving voice, welche Charles C. Ragin einmal als eine Funktion der Sozialwissenschaften formuliert hat. Empirische Sozialwissenschaft ist dafür verantwortlich, die kleinen Entwicklungen, die sich abzeichnen und die auch von größerer Tragweite sind, sichtbar zu machen, also auch neue Sachen zu wagen und neue Probleme zu beschreiben. Statt an politische Diskurse als Referenz denkt Silke Bothfeld eher an einen breiten Blick und eine Vorgehensweise, die dem Grundverständnis für die sozialen Entwicklungsprozesse ruhig auch explorativ nachgeht.

Ihre zweite Anmerkung bezieht sich auf die Frage von Petra Böhnke: „Wann wird Benachteiligung zur Marginalisierung?“ und auf die Frage nach Teilhabe und institutionellen Rahmenbedingungen. Bei beiden Forschungsfragen kommt man nicht ohne die Beobachtung von Dynamiken aus. Für den zweiten Bericht wird es eine Herausforderung sein, nicht ein statisches Modell und gegebene Bedingungen zu beschreiben, sondern wirklich auch die Prozesse, in denen Personen von unterschiedlichen institutionellen Rahmenbedingungen betroffen sind und in denen sie sich auch wieder aus bestimmten Lebenslagen oder Situationen be-

freien können. Silke Bothfeld verweist hier auf die Arbeiten von Günther Schmid zu Arbeitsmarktübergängen, wozu es heute sehr viele Daten gibt, aber auch noch sehr viele Datenlücken. Es wäre interessant zusammenzustellen, wie weit eigentlich diese dynamischen Prozesse im Arbeitsmarkt erfassbar sind, um die es auch bei der Diskussion zu „Flexicurity“ geht.

*Jan Marbach: Wechselwirkung zwischen Ökonomie und Lebensweise:  
„Veränderung des Sozialkapitals in Ost- und Westdeutschland“*

*Jan Marbach* (in Vertretung für *Walter Bien*) greift in seinem Beitrag die Frage nach den Wechselwirkungen zwischen ökonomischem Modell und Sozialmodell auf. Zwischen diesen beiden Bereichen gibt es keine stringenten, deterministische Zusammenhänge; vielmehr folgen sie getrennten Logiken, die mal zusammen gehen können, aber auch mal nicht. Er stellt Ergebnisse des dji-Familiensurvey zu der Frage dar, inwiefern sich ökonomischer Stress oder ökonomische Krisen in sozialen Netzwerken und im Sozialkapital widerspiegeln.

Es gibt zwei Konzepte von Sozialkapital. James Coleman denkt dabei an ein geschlossenes, dicht verflochtenes soziales Netzwerk, das auch unter dem Begriff „strong ties“ bekannt ist. Hierbei betrachtet man sozusagen den dichten Kokon von sozialen Beziehungen um Individuen, in dem Personen, die dem Individuum ähnlich sind untereinander verflochten sind und in dem auch soziale Kontrolle ausgeübt wird. Davon zu unterscheiden ist das zweite Konzept. Marc Granovetter hat am Beispiel der Suche von Arbeitslosen nach Arbeitsplätzen die Idee entwickelt, dass gerade die schwachen Beziehungen, die funktional nicht vielfältigen, sondern einfältigen Beziehungen, die aber weiter in die Gesellschaft hinausreichen, etwa zu Bekannten, als Sozialkapital für diese Suche wertvoller sind.

Auf Grundlage des Familiensurveys wurden für beide Konzepte Indikatoren gebildet (so genannten Namensgeneratoren, z.B.: Mit wem führen Sie Gespräche? Mit wem teilen Sie Ihre Freizeit?). Die „strong ties“ werden nach den Kriterien der Verfügbarkeit, der Häufigkeit und Intensität des Kontakts, der Komplexität und der Dichte zu einem so genannten Coleman-Indikator des Sozialkapitals operationalisiert.

Beim Indikator für „weak ties“ wird zunächst auf der Basis der qualitativen Variationen (z.B. kategoriale Variable und Beziehungsvariable) ein qualitatives Streumaß gebildet. Man kann hierbei nicht mit Varianzen rechnen, da es keine Nullpunkte gibt. Vielmehr wird ein Index qualitativer Variation berechnet und mit der Netzwerkgröße gewichtet.

Das Coleman-Sozialkapital („strong ties“) hat über die drei Wellen des Familiensurveys (1988/90, 1994, 2000) zugenommen. Bei den „weak ties“ hat die qualitative Variation signi-

fikant etwas abgenommen, d.h. die Zusammensetzung des Netzwerks ist etwas schwächer geworden.

Jan Marbach fragt nun, wie sich eine ökonomische Krise, die den Osten getroffen hat und die im Westen praktisch nicht stattgefunden hat, aus der Sicht der Befragten dargestellt hat. Ein Krisenindikator ist die Arbeitslosenrate von west- und ostdeutschen Befragten, die im Osten von 1990 auf 1994 sprunghaft anstieg, danach ist sie ungefähr gleich hoch geblieben. Ein zweiter Indikator ist der Anteil von Personen, die erwerbstätig sind; dieser Wert nimmt im Osten zwischen 1990 und 1994 ab und bleibt danach ungefähr gleich.

Bei der Entwicklung des Indikators für „strong ties“ ist in beiden Landesteilen ein Anstieg zu beobachten. Dabei bleibt ein Abstand zwischen Ost und West bestehen, der aber in der Mitte nicht mehr signifikant ist. Was die Menschen um sich als dichtes Beziehungsnetz aufgebaut haben, reagiert nicht auf die ökonomische Krise. Im Gegenteil: es zeigt sich völlig unbeeindruckt und wächst sogar leicht.

Bei den „weak ties“ zeigt sich eine völlig andere Entwicklung. Im Westen kommt es zu einem unwesentlichen Anstieg. Wir sehen im Westen einen Anstieg, aber keinen wesentlichen. Nach Kontrolle aller möglichen Variablen der sozialen Ungleichheit und der Sozialdemografie nimmt das „Granovetter-Sozialkapital“ im Osten zwischen 1990 und 1994 stark ab, es reagiert sehr deutlich auf die Krise. Aber genauso wichtig ist, dass es – bei fortdauernder Krise – bis 2000 zu einer Anpassung kommt, so dass der Abstand nun nicht mehr signifikant ist. Man sieht also im Bereich der „weak ties“ eine befristete bzw. temporäre Reaktion auf die ökonomische Krise und danach etwas, was man als „Resilienz“, als unerklärliche Erholung bezeichnen kann.

Abschließend stellt Jan Marbach einige Überlegungen dazu an, wie man diese unterschiedlichen Reaktionen erklären könnte. Man könnte die „strong ties“ als eine Art Basis sehen, von der aus man nach dem Schock und nach dem gesellschaftlichen Rückzug wieder beginnt, die „weak ties“ neu aufzubauen. Dies entspricht der psychologischen Bindungstheorie, deren Grundaussage lautet, dass eine sichere Bindung Exploration fördert. Nur wer sicher gebunden ist, befindet sich in der Lage, sich in die Gesellschaft hinauszuwagen, Erfahrungen zu machen und durchzustehen. Genau das könnte stattgefunden haben, nimmt man als sichere Bindung die „strong ties“, welche völlig unbeeindruckt waren von der Krise. Doch dies ist natürlich nur eine mögliche Interpretation.

*Heinz Herbert Noll: Kommentar zum Werkstattgespräch*

*Heinz-Herbert Noll* stellt zunächst die Plausibilität des Konzepts der sozioökonomischen Entwicklung und der Umbruchhypothese in Frage und bezweifelt, dass sie sich als Bezugsrahmen für eine systematische kontinuierliche Berichterstattung eignen. Die besondere Leistungsfähigkeit und Kohärenz des Produktions- und Sozialmodells der Nachkriegszeit wird in der Retrospektive „grandios vereinfachend und modellhaft“ betrachtet, und die Umbruchhypothese „überzeichnet“ die Entwicklung. Noll fragt: Wie würden wir diese Zeit sehen, wenn wir sie mit demselben Instrumentarium betrachten würden, das uns heute zur Verfügung steht, insbesondere mit Verlaufsanalysen auf Paneldatenbasis. Dann wäre die Diskontinuität von Erwerbsverläufen vielleicht auch in den 50er Jahren sehr deutlich zum Ausdruck gekommen. Das ist ein Punkt, warum ich die Plausibilität dieses Ansatzes als Folie in Frage stelle.

Die These, dass es einen Umbruch gegeben hat, sollte nicht Grundlage der Berichterstattung, sondern Befund oder Diagnose eines Umbruchs einer solchen Beobachtung sein. Erst wenn wir ein Beobachtungsraster haben, mit dem wir gesellschaftliche oder sozioökonomische Entwicklung beobachten, kann man (muss man natürlich nicht) zu dem Ergebnis kommen, dass es in einer bestimmten Periode einen Umbruch gegeben hat. Und wie lange kann ein Umbruch eigentlich dauern? Er dauert bereits deutlich länger als das Modell der Nachkriegszeit, das als Referenz verwendet wurde, und das ist schon ein Problem. Nun hatte, so Noll, die Umbruchsthese keine sehr große Bedeutung für die einzelnen Kapitel des vorliegenden Berichts. Er zitiert Jürgen Kocka, der bei einer Präsentation des Berichts kommentierte, es sei eine kluge Entscheidung gewesen, die Umbruchshypothese für den Bericht nicht zu ernst zu nehmen. „Allerdings muss man dann natürlich fragen: wozu benötigt man diesen konzeptionellen Rahmen?“

Zweifel äußert Heinz-Herbert Noll auch an der internationalen Anschlussfähigkeit dieses Ansatzes. Vielen Beobachter scheint das Modell der Nachkriegszeit schon für die deutsche Entwicklung exzeptionell. Muss man für einen Vergleich mit Portugal und Irland oder gar mit Slowenien und Litauen nicht ganz andere Referenzpunkte verwenden? Das europäische Sozialmodell und die Lissabon- Strategie erscheinen ihm als „Hilfskonstruktion“, die jedoch nicht trägt. „Man sollte entweder den konzeptionellen Ansatz aufgeben oder auf den internationalen Vergleich verzichten.“

Der erste Bericht zur sozioökonomischen Entwicklung entspricht, so Noll weiter, nicht dem Anspruch eines „comprehensive reporting“. Welche Logik liegt hinter der Auswahl von Themenfeldern und Berichtsgegenständen? Warum kommt das Thema Wohlfahrtsstaat und soziale Sicherung überhaupt nicht vor? Innerhalb der einzelnen Kapitel kann man „kaum auch nur den Versuch erkennen, Produktion und Lebensweise wirklich im Zusammenhang zu analysieren“. Die große Bedeutung, die der Umbruchthese beigemessen wird, hätte sich im Zeithorizont der Beobachtung niederschlagen müssen. Tatsächlich geht der Beobachtungszeitraum ganz selten hinter die 80er Jahre zurück.

An diese kritische Kommentierung des vorliegenden Berichts zur sozioökonomischen Entwicklung schließt Heinz-Herbert Noll ein Plädoyer an, sich an Grundprinzipien der Sozialberichterstattung zu orientieren. Der Schwerpunkt liegt darauf, Wohlfahrt zu messen und über Wohlfahrt in einer Gesellschaft zu informieren. Was dies für Definitionen und Konzepte bedeutet, illustriert er am Beispiel des Social Report New Zealand (2001 ff.), bei dem wegen der räumlichen Entfernung nicht so leicht der Verdacht aufkommt, dieser sei stark von der „Zapf-Schule“ beeinflusst.

Der Social Report New Zealand “provides information on the social health and well-being of New Zealand society. Indicators are used to measure levels of well-being, to monitor trends over time, and to make comparisons with other countries.” „Wellbeing“, in the context of this report, means those aspects of life that society collectively agrees are important for a person’s happiness, quality of life and welfare. Dazu gehören Informationen über „New Zealander’s living standards, health, knowledge and skills, our sense of identity and belonging; the quality and sustainability of our natural environment; the human rights that we enjoy; our ability to access meaningful and re-warding work; and our freedom from crime and violence“. Der neuseeländische Bericht

- “assesses how well we are performing over time, how different groups within the community are faring and how our performance compares with other OECD nations,
- enables us to think about the direction in which we are heading and to consider where concerted effort and investment may be required,
- is based on a set of key outcomes and indicators that captures the characteristics of a good society”.

Dieser Anspruch über Wohlfahrtsniveaus, Ungleichheit und internationale Wohlfahrtsvergleiche zu informieren und sich an Charakteristiken einer guten Gesellschaft zu orientieren, erscheint Heinz-Herbert Noll „paradigmatisch für das, was man im Allgemeinen unter Sozialbe-



richterstattung versteht“. Sozialberichterstattung muss sich auch beschränken. Die Outputorientierung ist beispielsweise eine dieser Beschränkungen. Natürlich kann man leicht fordern, man müsse immer alles in seinen Zusammenhang betrachten: Inputs und Outputs, Wirtschaft und Gesellschaft. An dieser Forderung ist sicherlich an der einen oder anderen Stelle etwas richtig, und man sollte nicht generell bei Beschreibungen stehen bleiben. Man tut jedoch der Sozialberichterstattung keinen Gefallen, wenn man ihr „die ganze Last aufbürdet“. Sie kann die „vielen wichtigen und nützlichen Beiträge der empirischen Sozialforschung“ und der Politikberatung nicht ersetzen.

Als Beispiel dafür, wie man konzeptgeleitet zu einem Beobachtungsraaster kommt und wie man aus der potenziell unendlichen Fülle von Möglichkeiten eine sinnvolle Auswahl von Beobachtungsdimensionen und Indikatoren treffen kann, stellt Heinz-Herbert Noll seine Arbeiten an einem europäischen Indikatorensystem<sup>18</sup> vor. Das Konzept unterscheidet zwischen zwei Perspektiven, der Wohlfahrtsmessung und der Beobachtung ausgewählter Aspekte des sozialen Wandels, und zwei Beobachtungsebenen, einer individuellen Ebene und einer gesellschaftlichen Ebene. Wohlfahrtsmessung auf der individuellen Ebene orientiert sich am Konzept der Lebensqualität, wobei als Unterdimensionen objektive Lebensbedingungen und subjektives Wohlbefinden unterschieden wird. Um neben Lebensqualität auf der Individualebene auch Aspekte der Qualität von Gesellschaft einzubeziehen, orientiert sich das System zum einen am Konzept der Nachhaltigkeit und zum Anderen am Konzept der sozialen Kohäsion. Beides sind Qualitäten, die man nur auf der kollektiven Ebene sinnvoller Weise betrachten kann. Natürlich nicht nur auf der nationalen, sondern auch etwa auf der betrieblichen oder auf anderen Ebenen.

In Anlehnung an den „Capital Approach“ werden zwei Dimensionen der Nachhaltigkeit operationalisiert: Bestand, Erhaltung und Mehrung von natürlichem Kapital und Humankapital sollen gemessen werden. Die Dimension des sozialen Kapitals wird dagegen durch das Konzept der sozialen Kohäsion abgedeckt, mit den Unterdimensionen Disparitäten, Ungleichheiten und Exklusion einerseits und soziale Beziehungen, Bindungen und Inklusion andererseits. Diese Dimensionen von Wohlfahrt und sozialem Wandel werden nun auf verschiedene Lebensbereiche („Life Domains“) angewandt. Diese „Systemarchitektur“ organisiert den Prozess der Beobachtung, d.h. sie definiert, welche Indikatoren für die etwa 30 einbezogenen Länder im Beobachtungszeitraum erfasst werden. Heinz-Herbert Noll stellt klar, er

---

<sup>18</sup> European System of Social Indicators – vgl. Foliensatz Heinz Herbert Noll: Kommentar zum Werkstattgespräch.

wolle mit diesem Beispiel kein Konzept „verkaufen“, sondern nur darauf aufmerksam machen, dass man bei auf längere Frist angelegten, systematischen und kontinuierlichen Berichterstattungen etwas Entsprechendes benötigt: Eine klare Dimensionalisierung dessen, was man beobachten möchte und eine klare Vorstellung darüber, wie man das organisieren kann.

### *Diskussion*

Die Diskussion konzentriert sich auf die kritischen Bemerkungen von *Heinz-Herbert Noll*. *Rainer Land* merkt an, ohne die Umbruchshypothese verliere der Berichtsansatz des Verbunds seine Existenzberechtigung. Aber dann müsste man auch über einen anderen Begriff nachdenken, auf den man die Veränderungen und Ereignisse der letzten zwanzig Jahre bringen wolle. *Manfred Moldaschl* plädiert dafür, den Unterschied zwischen sozioökonomischer und Sozialberichterstattung klar auszuweisen. *Peter Bartelheimer* spricht sich für eine „gute Nachbarschaft“ unterschiedlicher Berichtsansätze aus. Da man sich Nachbarn „nur bedingt aussuchen kann“, soll man nicht versuchen, sich über unterschiedliche Berichtsansätze zu streiten, was dem Modell von „strong ties“ entsprechen würde, sondern in einem Netz aus „weak ties“ bei der Nutzung der Dateninfrastruktur zu kooperieren, Indikatoren anschlussfähig zu halten und Doppelarbeit zu vermeiden. Ein Anschluss von soeb 2 an die VGR ist sinnvoll und erwünscht. Die Thematisierung von Wohlfahrtsstaat und soziale Sicherung stieß in soeb 1 auf die zusätzliche Schwierigkeit, dass in zentralen Bereichen gerade ein Systemwechsel stattfand. Beim Zeithorizont stand man – wie jeder Berichtsansatz – vor dem Problem, für die Zeit vor Mitte der 70er Jahre keine mit den heutigen vergleichbaren Mikrodaten analysieren zu können. *Heinz-Herbert Noll* stellt noch einmal klar, dass sich die Umbruchsthese aus seiner Sicht für ein Forschungsprojekt eignet, nicht aber für ein systematisches, auf Kontinuität ausgerichtetes Berichtssystem, da man damit nicht mehr offen ist für andere Entwicklungen.

## 2.8 Versuch eines Schlussworts

*Tatjana Fuchs: Schlussbemerkungen für den Forschungsverbund*

*Tatjana Fuchs* dankt den Teilnehmerinnen und Teilnehmern dafür, dass sie in den vergangenen beiden Tagen der Einladung des Forschungsverbunds zu einer kollegialen Beratung gefolgt sind und versucht, die erhaltenen Anregungen zu bündeln.

Dass der Verbund der Berichterstattung ein Entwicklungsmodell zu Grunde legt, welches sich an Umbrüchen in Form von Zäsuren orientiert und den Blick auf Gesellschaft aus verschiedenen Perspektiven erlaubt, wurde mehrfach begrüßt. Aber noch bleibt die theoretische Fundierung des Entwicklungsmodells schwach, und ebenso die theoriegeleitete Interpretation der Daten. Auch an der Verzahnung von theoretischen Makroansätzen und Konzepten, die sich eher auf die Mikroebene beziehen, ist zu arbeiten.

Interessiert man sich weiterhin für die Bedingungen stabiler Gesellschaftsentwicklung, also für jene Faktorenbündel, die einen wechselseitigen Verstärkungszusammenhang zwischen ökonomischer und sozialer Entwicklung wahrscheinlich machen, dann sind stärker als bisher die Dynamiken im ökonomischen Bereich unter die Lupe der Berichterstattung zu nehmen. Denn vieles deutet darauf hin, dass hier die größten Umbrüche stattfinden. Dies bedeutet nicht Rückkehr zum Ökonomismus, da ökonomische Entwicklung immer sozial eingebettet werden muss, um stabil zu sein.

Möglicherweise, so *Tatjana Fuchs*, muss der Verbund sich aber auch partiell von der Umbruchsthese lösen: „zumindest insoweit, dass wir uns zunächst vergewissern, welche Dimensionen Relevanz für das sozioökonomische Entwicklungsmodell haben, auch wenn sie sich – für sich genommen – derzeit nicht in einem Umbruch befinden.“

In diesem Zusammenhang gilt es auch den Blick auf die staatliche Seite sozioökonomischer Entwicklung zu schärfen, also zu fragen, welche Bedeutung öffentliche Infrastruktur bzw. die Privatisierung derselben haben.

Und da gesellschaftliche Veränderungen immer umkämpft waren und sind, haben einige Referenten zu Recht gefragt, ob nicht auch Widerständiges einen Ort in der Berichterstattung haben sollte.

Keine einfache Frage ist auch weiterhin, wie man sich in Zukunft auf politische bzw. normative Diskurse beziehen soll. Einerseits bieten sowohl die Lissabon-Strategie und die Diskussion über die Konturen und normativen Grundlagen eines zukünftigen Europäischen

Sozialmodells, aber auch die politischen Diskurse über Nachhaltigkeit wichtige Bezugspunkte für die Berichterstattung. Denn diese Diskurse haben die gesellschaftliche Entwicklung und die Wechselwirkungen zwischen ökonomischem, sozialem und ökologischem System im Blick. Und sie ringen um eine geeignete Indikatorik, also haben sie auch Berichterstattung im Blick. Man sollte vermutlich nicht versuchen, diese Diskurse komplett zu „verwissenschaftlichen“, aber sie bieten eine Basis für gesellschaftliche Perspektiven, im Sinne von Relevanzanzeigern.

Die Anregung, dass auch Diskurse und Ideologien real sind, sollte man ernst nehmen; diese sollten im Rahmen einer Beobachtung politischer Diskurse ihren Ort in der Berichterstattung haben. Was daraus in Form von Konzepten und Indikatoren in die wissenschaftliche Beobachtung eingeht, ist eine andere Frage.

Das Konzept des Handlungsspielraums, als wichtiges Charakteristikum von Lebensqualität, wird im nächsten Bericht mit Sicherheit einen größeren Stellenwert erlangen. Vieles deutet darauf hin, dass es einen zusätzlichen Erkenntnisgewinn bringt, auf der Mikroebene zu beschreiben, welche Optionen, welche Gelegenheitsstrukturen Individuen haben. Das wird keine Abkehr von der Verwendung klassischer Ungleichheitsmerkmale bedeuten – im Gegenteil sind in Zukunft stärker und durchgängiger als bisher v.a. Geschlecht, Bildung und Einkommen in die Berichterstattung einzubeziehen.

Handlungsspielräume zu beobachten, widerspricht keineswegs dem Konzept der Teilhabe. Denn das Konzept von Teilhabe und Ausgrenzung in den Kontext des sozioökonomischen Wandels zu stellen, scheint doch ausgesprochen fruchtbar zu sein. Zudem ermöglicht es uns, den Blick vom Rand der Gesellschaft auf die gesamte Gesellschaft zu werfen und gesellschaftliche Prozesse zu beobachten. Aber es ist zu überlegen, Elemente des Capability-Ansatzes zu berücksichtigen. Schließlich war deutlich zu sehen, dass es zwischen den verschiedenen Ansätzen, Mikroprozesse zu beobachten und zu bewerten, viele Gemeinsamkeiten gibt. Der gemeinsame Kern dieser Ansätze ist die Frage: wie können Ressourcen in Nutzen und Wahlmöglichkeiten transformiert werden? Die unterschiedlichen Stärken der verschiedenen hier vorgestellten Ansätze sind genauer zu betrachten.

Mit diesen multidimensionalen Ansätzen gerät in viel stärkerem Maße das Wohlergehen der Individuen in den Blick – in der Gesellschaft, in der sie leben, in einer Gesellschaft, die sich ändert. Wesentlich besser muss jedoch geklärt werden, welche Dimensionen für gelingende Teilhabe wichtiger sind als andere: Dazu sind noch weitere theoretische, aber auch empirische Anstrengungen nötig: Was versteht eine Gesellschaft zu einem gegebenen Zeitpunkt

unter Zugehörigkeit und Teilhabe? Wie wird Ausgrenzung subjektiv erfahren? Eine weitere Anforderung besteht darin, diese Indikatoren stärker als bisher aufeinander zu beziehen. Es geht also nicht nur darum, Risikokumulationen zu beschreiben, wie es soeb 1 bereits in Ansätzen tat, sondern die Bedingungen in den Blick zu nehmen, unter denen Ausgrenzungserfahrungen in der einen Dimension Ausgrenzungen in anderen Dimensionen nach sich ziehen.

In vielen Diskussionsbeiträgen und Referaten ist deutlich geworden, dass die Verwendung von Indikatoren, auch relativ einfacher Indikatoren etwa für Ländervergleiche, und eine dichte Beschreibung des deutschen Produktions- und Sozialmodells einander nicht ausschließen, sondern ergänzen können. Diese dichten Beschreibungen sollten auch für die Analyse von Regionen und Räumen offen sein.

Nötig sind dafür ausgewählte, vertiefende qualitative Untersuchungen. Ein Beispiel hierfür ist das Konzept der alltäglichen Lebensführung; Nicht nur, dass dadurch sehr anschaulich die Alltagspraxis in den Blick kommt; auch die – in der Berichterstattung bereits angelegte – konsequente Erweiterung des Blicks auf Arbeit ist in diesem Ansatz gut aufgehoben. Auch eröffnet das Konzept eventuell die Möglichkeit, die Konzeption von Regulierung und sozialer Strukturen stärker personenbezogen zu analysieren.

Eine weitere methodische Anregung betrifft Verlaufsanalysen: Der erste Bericht hat diese Verfahren in Ansätzen bereits genutzt, und der Verbund wird sich in Zukunft noch intensiver – auch auf der Basis von Kohortenanalysen – mit der Dynamik sozioökonomischer Entwicklung und mit den Auswirkungen z.B. von prekären Lebenslagen auf Lebensverläufe beschäftigen.

Zum Schluss eine weitere wichtige Anregung: Wir müssen uns stärker als bisher fragen, wer unsere Zielgruppen sind. Dies können mehrere sein, mit durchaus unterschiedlichen Interessen. Aber vielleicht gelingt es, über intelligente und anschauliche Zusammenfassungen, über eine stärkere Staffelung von einfachen Indikatoren und über ein gut strukturiertes Themenangebot zu komplexen Zusammenhängen die sozioökonomische Berichterstattung mehr Menschen mit verschiedenen Leseinteressen zugänglich zu machen.

### **3. Werkstattgespräch 2: Regulierung des Umbruchs – Umbruch der Regulierung?**

*(Autorin: Nicole Mayer-Ahuja, SOFI)*

#### **3.1 Einführung: Regulierung im Umbruch als Problem sozioökonomischer Berichterstattung**

*Nicole Mayer-Ahuja: Regulierung im Umbruch*

Der einführende Beitrag von *Nicole Mayer-Ahuja* (siehe Einleitungsstatement und Foliensatz in der Materialsammlung) konzentrierte sich vor allem auf drei Punkte: (a) auf den Stellenwert der Werkstattgespräche für den neuen Abschnitt der Berichterstattung; (b) auf den Umbruch des deutschen Produktions- und Sozialmodells; und (c) auf die Notwendigkeit und Schwierigkeit, Regulierung und sozioökonomische Berichterstattung zusammenzubringen.

Im ersten Punkt wurde die Funktion der Werkstattgespräche im Rahmen einer Neuausrichtung der Sozioökonomischen Berichterstattung umrissen (siehe dazu das Diskussionspapier zu Werkstattgespräch 2 in der Materialsammlung) und betont, dass der Fokus auch weiterhin auf die *sozioökonomische* Entwicklung in Deutschland gerichtet sein sollte. Der genaue Zuschnitt und Aufbau eines zweiten Berichtes, der (vorbehaltlich der Zustimmung des BMBF) bis Herbst 2008 vollendet sein soll, müsse diesen erkennbar als Fortsetzung der sozioökonomischen Berichterstattung ausweisen, doch könnten durchaus neue Themenfelder aufgenommen, andere zurückgestellt werden. Einigkeit herrsche im Projektverbund darüber, dass Regulierungsfragen im zweiten Bereich eine größere Rolle spielen sollen als bisher. Für das Werkstattgespräch wurden folgende Fragen formuliert: Wie untersucht man Regulierungsaspekte überhaupt im Rahmen einer Berichterstattung? Wie wirken Regulierungsstrukturen und Regulierungsaktivitäten zusammen? Was sind zentrale Gegenstandsbereiche, an denen man (exemplarisch) solche Zusammenhänge untersuchen kann? Haben wir es mit einem Umbruch in Gegenstand, Reichweite oder Ebene von Regulierung zu tun, der (zumindest teilweise) für Veränderungen in den Bereichen Arbeit und Lebensweise verantwortlich ist; oder zeitigen weitgehend unveränderte Regulierungspraktiken und -strukturen im Zuge ökonomischer und sozialer Umwälzungen „nur“ andere Ergebnisse?

Die Themenauswahl des Werkstattgesprächs sei keine Vorentscheidung für die Struktur des zweiten Berichts, doch Arbeit werde auch künftig eine zentrale Berichtskategorie sein, anhand deren Regulierung man das (möglicherweise konflikthafte) Zusammenwirken von Staats-, Unternehmens- und Haushaltsstrategien gut analysieren könne.

Zum Umbruch des Produktions- und Sozialmodells wurde betont, dass langfristige Wandlungsprozesse (wie Tertiarisierung, Globalisierung, Demographie oder Wertewandel) in verschiedenen Gesellschaften unterschiedlich bewältigt würden. Um die Entwicklung in Deutschland zu verstehen, müsse man also den konkreten sozioökonomischen Entwicklungszusammenhang berücksichtigen, „der die ökonomischen Bedürfnisse von Unternehmen und Haushalten als Wirtschaftssubjekten und die individuellen Bedürfnisse und Lebensziele sozial handelnder Gesellschaftsmitglieder mehr oder weniger gut in Einklang bringt.“ Die Umbruchhypothese besage nun, dass sich in Produktionsmodell, Sozialmodell sowie in deren Zusammenwirken etwa seit Anfang der 1970er Jahre wesentliche Neuerungen vollzogen hätten: In der Nachkriegszeit habe zwar keine Symmetrie, aber zumindest eine „Gleichgerichtetheit von ökonomischem Wachstum und sozialem Fortschritt“ bestanden, die bis heute Bezugspunkt für die öffentliche Wahrnehmung sei. Die wirtschaftliche Dynamik dieses Modells habe sich jedoch ab Mitte der 1970er erschöpft. Allerdings sei der Bezug auf eine solche Umbruchhypothese umstritten: Zum einen werde moniert, dass eine Sozialberichterstattung Daten aufzubereiten, aber nicht zu interpretieren habe. Zum anderen sei im ersten Bericht unklar geblieben, was unter dem deutschen Produktions- und Sozialmodell oder unter dessen Umbruch zu verstehen sei, weil sich Besonderheiten nur im internationalen und historischen Vergleich zeigten, die bisher beide (auch aufgrund von Datenmangel) eher unterbelichtet geblieben und zudem nicht leicht miteinander kombinierbar seien.

Regulierungsfragen, so der dritte Punkt des Vortrags, seien zentral, wenn man etwa von Produktions- und Sozialmodell(en), institutionell vermittelter Ausgrenzung oder Sens Capabilities-Ansatz spreche. Sie seien aber schwer in eine Berichterstattung zu integrieren: Zum einen finde Regulierung auf Makro- und Mesoebene statt, während sozioökonomische Veränderungen in der Berichterstattung auf Basis von Mikrodaten abgebildet würden. Zum anderen werde Regulierung oft (im Sinne von Regulierungsaktivität) als punktueller Eingriff verstanden, während sozioökonomische Veränderungen sich über längere *Zeiträume* vollziehen. Sozialberichterstattung müsse aber sowohl die Ebene der Regulierung als auch die Ebene messbarer sozioökonomischer Veränderung betrachten. Dies setze jedoch voraus, dass man Regulierung nicht als punktuellen Eingriff, sondern als Prozess fasse, in dessen Verlauf Regulie-



rungspraktiken die bestehenden Regulierungsstrukturen verstärken oder schwächen können. Habe man sozioökonomische Veränderungen sowie die Veränderung von Regulierung als parallele Entwicklungslinien skizziert, so dürfe man nicht nach einfachen Kausalzusammenhängen zwischen beiden suchen: Regulierung sei ein Kraftfeld, auf das Staat, Unternehmen und Haushalte einwirkten, wobei deren Strategien weder in sich stimmig sein noch in dieselbe Richtung weisen müssten. Das Resultat von Regulierung, also Veränderung, die man statistisch messen könne, sei (wie in einem Kräfteparallelogramm) nicht deckungsgleich mit einem der Inputfaktoren, sondern ergebe sich im Zusammenspiel unterschiedlich wirkungsmächtiger und teilweise gegenläufiger Regulierungsbemühungen.

### *Diskussion*

In der anschließenden Diskussion wurden verschiedene Punkte des Vortrages (zum Teil kritisch) aufgegriffen. Erstens wurde kritisiert, dass das Bild eines Kräfteparallelogramms nicht zur Messbarkeit von Regulierung beitrage. Zweitens wurde darauf hingewiesen, dass man etwa in der Industriesoziologie nicht mehr von *dem* Produktionsmodell eines Landes spreche, sondern von Produktionsmodellen auf Unternehmensebene. Statt den Übergang von Fordismus zu Postfordismus nachzeichnen zu wollen, sollten wir punktuell spezifische Regulierungsansätze untersuchen und auf Trendaussagen verzichten. Drittens wurde in Frage gestellt, inwiefern man überhaupt von einer Zäsur um 1975 ausgehen könne, solange die Beurteilung der vorausgehenden Jahre (auch aufgrund mangelnder Daten) unklar sei – immerhin sei etwa die „soziale Marktwirtschaft“ selbst in den 1960er Jahren eher propagiert als gelebt worden. Brüche seien anders zu datieren (etwa auf die Jahre 1945 oder 1989). Wenn man hingegen am Jahr 1975 als Zäsur festhalten wolle, so sei als wesentlichstes Element der Verzicht auf keynesianische Regulierung zu nennen, der sich vor allem auf ideologischer Ebene niederschlage: Neoliberalismus sei in erster Linie eine Philosophie der Regulierung, und es sei zu hinterfragen, inwiefern Aspekte neoliberaler Ideologie wie Individualisierung oder Wertewandel von breiten Bevölkerungsschichten getragen würden. Falls Umbrüche hingegen nur behauptet würden, weil sich bei Wenigen die Paradigmen und damit die Regulierungsphilosophien geändert hätten, handle es sich nicht um Umbruch, sondern um Umsturz. Dieser Einschätzung wurde entgegnet, um 1975 habe sich nicht nur die Ideologie, sondern auch die Praxis der Regulierung geändert. Zum einen seien wesentliche Schriften von Neoliberalen wie Milton Friedmann schon in den 1950er Jahren erschienen (die Ideologie sei also der Regulierung vorausgegangen), zum anderen sei durchaus ein realer Umbruch festzustellen, wie etwa die

monetäre Regulierung (Abschaffung des Wechselkurssystems von Bretton Woods; Beginn eines „Finanzmarktkapitalismus“) zeige. Zudem habe es Veränderungen in der Weltwirtschaft gegeben, die gegen die Einschätzung sprächen, „wir hätten heute kein Problem, wenn man die politischen Entscheidungen nicht getroffen hätte“ (*Rainer Land*). Politische Interventionen seien nicht nur Ursachen von Entwicklungstrends, sondern auch Folgen dieser Entwicklungen oder Krisen (z.B. Ölkrise etc.). Zusammenfassend wurde bemerkt, man müsse nicht nur Mikroindikatoren, sondern auch angemessene Makroindikatoren für den Umbruch finden, die ggf. ein Nebeneinander von Regulierungsmodellen (etwa: Versicherungs- neben Fürsorgeprinzip in der sozialen Sicherung) belegen würden. Ziel einer Sozialberichterstattung sei jedenfalls nicht die „Erklärung der Entwicklung von Wirtschaft und Gesellschaft in der Welt“. Vielmehr brauche man Kategorien und Konzepte mittlerer Reichweite, die sowohl Strukturen und Wandel beschreiben könnten als auch empirisch umsetzbar und interpretierbar, also operationalisierbar seien. Zudem müsse Anschlussfähigkeit an möglichst viele vorhandene Konzepte bestehen: „Sozialberichterstattung muss eklektizistisch sein!“ (*Ludger Pries*)

### **3.2 Regulierung von Arbeit: Perspektiven und Dimensionen**

*Ludger Pries: Kräftefelder der Strukturierung und Regulierung von Erwerbsarbeit*

*Ludger Pries* verwies in seinem (wesentlich durch den in der Materialsammlung enthaltenen Foliensatz dokumentierten) Beitrag zunächst darauf, dass sich sein Begriffsapparat ausschließlich auf Erwerbsarbeit beziehe und (im Gegensatz zum ersten soeb-Bericht) Eigenarbeit oder Anerkennungsarbeit nicht einschlieÙe. Allerdings gehe er davon aus, dass auch die Erwerbsarbeit selbst dem doppelten Ziel von Daseinsvorsorge und Anerkennungserwerb diene. Weil neben dem „homo oeconomicus“ auch der „homo sociologicus“ in den Blick gerate, müsse man sich auf Basis seiner Begriffe also nicht auf eine reine Wirtschaftsberichterstattung beschränken. „Erwerb“ umfasse in seinem Verständnis Beschäftigungsbeziehungen (Entäußerungsbeziehungen im Arbeitskontrakt), Arbeitsbeziehungen (Transformation von Arbeitskraft in Arbeitsleistung im Arbeitsprozess) und Partizipationsbeziehungen (Entscheidungsprozess). Als erwerbsstrukturierende Institutionen (zur Institutionen-Definition siehe Foliensatz „Ludger Pries“) bezeichnet Pries den Markt, die (vom Markt getrennte und nach eigenen Regeln funktionierende) Organisation, (in Anlehnung an amerikanische Diskussionen) den Beruf, das Netzwerk (wozu er etwa Familie, Geschlechterarrangements, Haushaltsstrukturen oder soziale Nahbeziehungen zählt) sowie das öffentliche Regime (verstanden als

Staat, Tarifvertragsparteien etc.). Ein integrierter Blick auf diese fünf Institutionen ermögliche sowohl Längs- als auch Querschnittvergleiche. So könne man etwa feststellen, dass Marktlichkeit in Großbritannien oder den USA eine größere Rolle spiele als in der Bundesrepublik, dass aber im Zuge sozialen Wandels in den vergangenen 15 Jahren Marktlichkeit auch in der Bundesrepublik an Bedeutung gewonnen habe. Der Stellenwert von Beruflichkeit habe sich verändert, sei aber nicht geschmälert etc. Nach einem knappen Überblick über die mit jeder der fünf erwerbsstrukturierenden Institutionen verbundenen Hauptressourcen, Handlungsnormen, Handlungskontexte und Kommunikationsmedien betonte er, man könne nun betrachten, welche Bedeutung bestimmte Institutionen für Erwerbsarbeit hätten und daraus ein je national und historisch spezifisches Kräftefeld rekonstruieren. Im nächsten Schritt wandte sich Pries den Dimensionen der *Erwerbsregulierung* zu. Während erwerbsstrukturierende Institutionen ähnlich wie Straßen fungierten, die den Verkehr strukturierten, ohne dass jemand direkt eingreife, sei beim Begriff der Regulierung an eben solche direkten Eingriffe (also etwa an den Bau eines Kreisverkehrs oder das Aufstellen einer Ampel) zu denken. Um Charakter und Veränderung von Erwerbsregulierung zu fassen, schlug Pries vor, insgesamt acht ihrer Dimensionen zu betrachten (Regulierungsgegenstand, Regulierungsarena, räumliche Reichweite, Regulierungsmodus, Akteure, Machtquellen, Akteurskonstellation, Ideologie/politischer Diskurs), und nannte knapp die Aspekte, an die hier jeweils zu denken sei.

### *Diskussion*

In der Diskussion über diesen Beitrag wurde zunächst die Verbindung zum Einführungsstatement gezogen: Während dort von Regulierung auf Staats-, Unternehmens- und Haushaltsebene die Rede gewesen war, unterschied *Ludger Pries* zwischen einer individuellen, betrieblichen, tarifvertraglichen, gesetzlichen und diskursiven Regulierungsarena, wobei Letztere (in Anlehnung an Habermas) nicht-justiziable Standards der Beachtung von Menschenrechten oder „Corporate Social Responsibility“ beinhalte. Pries betonte, dass zur Regulierung sowohl formelle (gesetzliche) Regelungen als auch informelle Regeln gehörten. Nachgefragt wurde, inwiefern der Begriff „individuelle Regulierung“ überhaupt Sinn mache und ob man ihn nicht zumindest von kollektiver Regulierung abgrenzen müsse. Der zweite Fragekomplex bezog sich auf die Operationalisierung der vorgestellten Begriffe für eine Sozialberichterstattung: Nach deren „Datenhunger“ befragt, betonte Pries, ein Aspekt wie „Betrieblichkeit“ lasse sich etwa unter Rückgriff auf Meldedaten zur Sozialversicherung operationalisieren, die nahe legten, dass 80% der abhängig Beschäftigten in stabile Beschäftigungsverhältnisse eingebunden

sein. Auf die Nachfrage, ob er (wie im Vortrag angedeutet) Vermutungen zu bedingenden Faktoren bzw. Faktorenbündeln habe, verwies Pries auf eine gewisse Wahrscheinlichkeit, dass ein Vorherrschen von Betriebsvereinbarungen und Tarifverträgen sich z. B. eher nicht mit informeller Regulierung verträglich verhalte, vertiefte dies aber nicht weiter. Ein dritter Fragenkomplex bezog sich auf die konkrete Fassung der erwerbsstrukturierenden Institutionen: Auf Nachfrage zur Institution des Berufes betonte Pries, es gehe ihm weniger um spezifische Varianten von Beruflichkeit (etwa um deutsche Facharbeit) als um eine breit verstandene berufliche Praxis, in der Arbeitsvermögen geformt und Rollen gebündelt würden. Besondere Unklarheit bestand offenbar über den Begriff des öffentlichen Regimes, das Pries erst spät in sein Konzept aufgenommen hat, weil er es sich nach eigenem Bekunden zunächst als Teil der „Gesellschaft“ vorstellte, das in die Erwerbsarbeit „eingelassen“ sei. Inzwischen begreife er es allerdings als eine spezifische Logik, ein „Impulsfeld“, das regulierend auf Arbeit und andere Lebensbereiche einwirke, wobei Regulierung als Aushandlung, Festlegung und Kontrolle zu verstehen sei. Seines Erachtens hätten staatliche Instanzen schon früher auf die Regulierung von Arbeit eingewirkt (Bsp.: Bergwerksordnungen), als die gängige Argumentation vermuten lasse, Gewerkschaften hätten einen bestimmten Regulierungsstandard erstritten, den der Staat später abgesichert habe. Man müsse vielmehr davon ausgehen, dass die fünf erwerbsstrukturierenden Institutionen parallel entstanden seien. Der letzte Diskussionspunkt bezog sich schließlich auf Pries' Vorstellung von sozialem Wandel: Seien Strukturen etwa in sich statisch, wenn erwerbsstrukturierende Institutionen tatsächlich wie betonierte Straßen funktionierten? Pries argumentierte, sein Begriffsapparat könne den Wandel von Erwerbsarbeit besser fassen als zum Beispiel der „Varieties of Capitalism“-Ansatz, der nur Markt und Staat berücksichtige, andere Institutionen hingegen ausblende, oder als der gängige Verweis auf Dualitäten (Post-, Neo- etc.), die sowohl das Vorher als auch das Nachher unzulässig vergrößerten und die Frage, ob man Wandel feststellen könne, letztlich davon abhängig machten, wo man „den Schnitt setzt“. Sein Konzept erlaube es vielmehr, Wandel in doppelter Hinsicht zu analysieren: Zum einen als spezifischen Formwandel einzelner Institutionen, denn wenn z.B. statt Abteilungsstrukturen immer mehr Projektstrukturen dominierten, habe sich offensichtlich die Institution „Organisation“ selbst verändert. Zum anderen könne man Wandel an der relativen Bedeutung einer Institution innerhalb des Institutionensettings festmachen, etwa an einem Bedeutungsverlust des öffentlichen Regimes nach Ende der „konzertierten Aktion“.

### 3.3 Regulierung von Arbeitszeit und Einkommen

*Diana Auth: Arbeitszeitpolitik und Geschlechterverhältnis*

*Diana Auth* zeichnete zunächst die tarifliche Arbeitszeitpolitik nach (vgl. Foliensatz Diana Auth). Zwischen den 1950er und 1970er Jahren sei die 40-Stunde-Woche etabliert, eine Verlängerung des bezahlten Urlaubes durchgesetzt und der arbeitsfreie Samstag verbreitet worden, wobei stets klar gewesen sei, dass „Vati“ „samstags mir“ gehören solle, während „Mutti“ sich den Rest der Woche um die Kinder kümmere. In den 1980er Jahren hingegen sei tarifliche Arbeitszeitpolitik vor allem durch Auseinandersetzungen um die 35-Stunden-Woche geprägt gewesen, wobei es nur nachrangig um eine Überwindung geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung gegangen sei, wie der Verzicht auf Verkürzungen der *täglichen* Arbeitszeit zeige. In den 1990er Jahren habe sich tarifliche Arbeitszeitpolitik dann auf Altersteilzeitmodelle sowie auf beschäftigungssichernde Arbeitszeitverkürzungen (wie die 28-Stunden-Woche bei VW) fokussiert, die aber explizit keinen neuen Arbeitszeitstandard etablieren sollten. Seit dem Jahr 2000 sei schließlich ein Trend zu befristeten Arbeitszeitverkürzungen und –verlängerungen auf Betriebsebene bzw. zu unbezahlten Arbeitszeitverlängerungen festzustellen. Die Rolle des Staates bei der Regulierung von Arbeitszeiten habe in der gesamten Zeit darin bestanden, (indirekt) Rahmenbedingungen zu setzen und (direkt) Gesetze mit Arbeitszeitrelevanz zu erlassen. Zwischen den 1950er und 1970er Jahren habe staatliche Arbeitszeitpolitik vor allem tarifliche Regulierung nachvollzogen, etwa indem man in Reaktion auf die Ausweitung tariflicher Urlaubsansprüche auch den gesetzlichen Mindesturlaub verlängert habe. In den 1980er Jahren habe die konservativ-liberale Koalition hingegen keine eindeutige Strategie verfolgt: So sei tarifliche Arbeitszeitpolitik teilweise konterkariert worden, indem man durch Vorruhestandsregelungen die gewerkschaftliche Forderung nach der 35-Stunden-Woche parierte. Teilweise sei regulierende Arbeitszeitpolitik betrieben worden, indem staatliche Regulierung sich auf neue Bereiche (wie Befristungen im Beschäftigungsförderungsgesetz von 1985) ausweitete, für die Gewerkschaften bis dahin bewusst keine (als Legitimation interpretierbare) tarifliche Regulierung angestrebt hatten. Speziell das BeschFG zeige jedoch auch die Bedeutung dessen, was *nicht* reguliert werde – so habe geringfügige Beschäftigung trotz ihrer massiven Zunahme keine Rolle gespielt. Zudem sei de-regulierende staatliche Arbeitszeitpolitik betrieben worden (etwa bei der Reform des Arbeitszeitgesetzes), und teilweise auch komplementäre Arbeitszeitpolitik, etwa wenn das Altersteilzeitgesetz tarifliche Vorruhe-

standsregelungen ergänzte. Staatliche Arbeitszeitpolitik unter der rot-grünen Koalition habe schließlich zunächst regulierend gewirkt, indem man sozialversicherte Teilzeitarbeit durch Etablierung eines Rechtsanspruchs gefördert, mit der Reform der Elternzeit (2001) Möglichkeiten für familienbedingte Teilzeitarbeit ausgebaut und gleichzeitig Maßnahmen gegen geringfügige Beschäftigung ergriffen habe (Festschreibung der Einkommensgrenze, Ersatz der Lohnsteuerpauschale durch Sozialversicherungsbeiträge). Der Rechtsanspruch auf Teilzeit werde allerdings vor allem von Frauen genutzt, was zu einer weiteren Segregation auf dem Arbeitsmarkt führe. Schon mit den Hartz-Reformen habe man hingegen umgesteuert und nun wieder geringfügige Beschäftigung (Mini- und Midijobs) gefördert, die in der Folge rapide zunahmen. Insgesamt sei in den vergangenen Jahrzehnten ein Wandel in der Bedeutung von Regulierungsebenen festzustellen: Zwar seien nach wie vor alle Regulierungsebenen von Bedeutung, doch zum einen habe Verbetrieblichung stattgefunden (betriebliche Umsetzung der 35-Stunden-Woche; tarifliche Öffnungsklauseln zur betrieblichen Beschäftigungssicherung), zum anderen eine Individualisierung von Arbeitszeitpolitik, weil sich individuelle Arbeitszeitdauer, -lage und -verteilung in Umsetzung der 35-Stunden-Woche ausdifferenziert habe und weil abhängige Selbständigkeit, Teilzeitarbeit und Vertrauensarbeitszeiten zunähmen. Dies führe zu einer Flexibilisierung und Entstandardisierung von Arbeitszeiten, speziell zu deren „Ausfransen“ mit immer größeren Abweichungen nach unten (Kurzarbeit, Teilzeitarbeit, Minijobs) und nach oben (Mehrarbeit, überfüllte Arbeitszeitkonten, Vertrauensarbeitszeit). Eine wichtige Neuerung bestehe darin, dass sich die Gewerkschaften in den letzten Jahren zunehmend für Teilzeitarbeit interessierten: Diese habe lange nicht als arbeitszeitpolitisches Problem gegolten und erst tarifliche Aktivitäten ausgelöst, als Vollzeitstellen in Teilzeitjobs aufgespalten worden seien. In Hinblick auf die Umbruchhypothese des Projektverbundes betonte Auth, arbeitszeitpolitischer Wandel sei am ehesten auf Mitte der 1980er Jahre zu datieren, als tarifliche und staatliche Arbeitszeitpolitik von Arbeitszeitverkürzung abrückten und zu Arbeitszeitflexibilisierung und -verlängerung übergegangen seien, durch Verbetrieblichung und Individualisierung die Regulierungsebene gewechselt worden sei und flexible bzw. entstandardisierte Arbeitszeitmuster an Bedeutung gewonnen hätten. Allerdings habe es sich dabei nicht um einen *Umbruch* gehandelt, weil die Veränderungen langsam und widersprüchlich gewesen seien. Dennoch sei die Veränderung nicht zu unterschätzen, denn sie markiere ein Rollback zu Arbeitszeitverlängerung, und gerade die 35-Stunden-Woche, die doch neue kollektive Arbeitszeitstandards festlegen sollte, habe letztlich zur Entstandardisierung von Arbeitszeiten beigetragen.



## Diskussion

In der anschließenden Diskussion wurde zunächst nachgefragt, wie man Wirkungen arbeitszeitpolitischer Regulierung messen könne. Als Möglichkeiten wurde die Analyse von Diskursen und Legitimationssemantiken angeboten, wozu *Ulrike Kress* später ein konkretes Vorgehen vorschlagen sollte. *Diana Auth* betonte, dass die Politikwissenschaft ohnehin eher untersuche, welche Forderungen Akteure erhöben und welche Maßnahmen daraus resultierten, als Wirkungsforschung zu konkreten Ergebnissen solcher Entscheidungsprozesse zu betreiben. Allerdings gebe es keinen Zusammenhang zwischen der Härte der Auseinandersetzung um ein bestimmtes arbeitszeitpolitisches Vorhaben und dessen späteren Folgen: Das umstrittene BeschFG von 1985 sei jedenfalls arbeitszeitpolitisch weitgehend folgenlos geblieben, während die recht einmütige Neuregelung von Minijobs enorme Auswirkungen auf den Arbeitsmarkt gehabt habe. Der zweite Fragenkomplex bezog sich auf die Ausführungen zu Umbruch bzw. Wandel: Zunächst wurde betont, dass der Umbruch-Begriff des Projektverbundes durchaus langsame, widersprüchliche Veränderungen einschlieÙe, dass man jedoch eher nicht von „Wandel“ sprechen wolle, weil der Begriff „akteurfrei“ ablaufende Prozesse nahe lege. Speziell in der Bundesrepublik, wo Arbeitszeiten im internationalen Vergleich besonders radikal flexibilisiert worden seien, habe man es immerhin mit einer „verhandelten Flexibilisierung“ (Pries) zu tun, die höchst polarisierend wirke: Auf der einen Seite habe Arbeitszeitflexibilisierung zu Deutschlands Status als „Exportweltmeister“ und damit zu einer Stabilisierung von Beschäftigung beigetragen, auf der anderen Seite zu einer Prekarisierung von Arbeitsverhältnissen, was eher Umbruch als Wandel nahelege. Im dritten Diskussionskomplex ging es schließlich um die Frage, warum manche arbeitszeitpolitischen Regulierungsakte (wie Altersteilzeit oder die Minijob-Neuregelung) sofort messbare Folgen zeitigten, während andere (etwa der Teilzeit-Rechtsanspruch oder Maßnahmen zur Modifizierung geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung) weitgehend folgenlos verpufften. Auth selbst verwies zur Erklärung auf das arbeitszeitpolitische Kraftfeld, in das die finanzielle Situation und der Arbeitskräftebedarf von Unternehmen ebenso einfließen wie Gesetze oder Geschlechterarrangements, wobei Unternehmerverbände und Gewerkschaften eher stabile arbeitszeitpolitische Positionen verträten, da sie jeweils ein bestimmtes Klientel repräsentierten, während staatliche Arbeitszeitpolitik je nach Regierungszusammensetzung eher variere. Argumentiert wurde allerdings auch, dass sich Minijobs und Frühverrentung vor allem deshalb durchgesetzt hätten, weil sie durch die Bundesanstalt für Arbeit subventioniert worden seien, was den Eindruck erweckt habe,



dass niemand etwas verliere und der „unbekannte Dritte“ die Rechnung zahle. Besonders wichtig für den weiteren Umgang mit Regulierungsfragen dürften allerdings drei Überlegungen sein: Erstens die Anregung, bei Beurteilung eines Regulierungskomplexes auch Aspekte in den Blick zu nehmen, die explizit *nicht* reguliert würden; zweitens der Hinweis, dass vorgebliche und tatsächliche Ziele von Regulierung nicht deckungsgleich sein müssten (aktuell werde etwa Arbeitszeitverlängerung von Unternehmerverbänden propagiert, um Lohnkürzungen durchzusetzen); und drittens der Gedanke, dass gesetzliche oder tarifliche Normen auch Praktiken nachträglich legitimieren könnten, die vorher etabliert worden seien. In diesem Sinne könne etwa die tarifliche Festschreibung flexibler Arbeitszeiten eher ein Beitrag zur Standardisierung realer Flexibilisierungspraktiken als zur Entstandardisierung von Arbeitszeiten gewesen sein.

*Claus Schäfer: Einkommensverteilung im Schnittpunkt von Wirtschaft und Politik*

Schäfer leitete seinen Beitrag (vgl. Foliensatz Claus Schäfer) mit einer grundsätzlichen Kritik an der Umbruchhypothese des Projektverbundes ein: In der Einkommensregulierung seien in den vergangenen Jahrzehnten keine Brüche nachzuweisen, und doch bestehe heute eine grundlegend andere Einkommensverteilung als vor 20 Jahren, speziell die Polarisierung zwischen hohen und geringen Einkommen habe massiv zugenommen. Zudem bezeichnete er die im Einführungsstatement genannten langfristigen Entwicklungstrends als wenig eindeutig: So sei etwa Wertewandel weniger bei den Bürgern als bei Unternehmens- und Staatsvertretern festzustellen, und Individualisierung (festgemacht etwa am Verzicht auf Familiengründung) könne die Folge freier Wahl, aber durchaus auch durch Mangel an Arbeit oder Einkommen erzwungen sein. Grundsätzlich sei nicht auszuschließen, dass „Umbrüche“ vorgeschützt würden, um politische Ziele zu legitimieren, oder dass alte Probleme (wie Armut) heute verstärkt diskutiert würden, weil die Sensibilität für damit zusammenhängende Regulationsstrukturen und -defizite gewachsen sei. Jedenfalls sei der Bereich „Einkommen“ besonders geeignet, um Charakter und Veränderung von Regulierung zu analysieren: Immerhin sei Einkommen leicht messbar; es verbinde individuelle Lebensplanung mit der Einkommenssituation von Gruppen und Gesellschaft und damit letztlich mit gesellschaftlicher Nachfrage, und zudem hätten Einkommensfragen große Bedeutung für den sozialen Zusammenhalt. Was die jeweilige Relevanz von staatlicher, unternehmerischer und individueller Regulierung im Einkommensbereich betrifft, so argumentierte Schäfer, individuelle Wahlmöglichkeiten seien gering und „Lebensplanung“ nur bedingt möglich. Wichtiger sei hingegen staatliche Einkommensregulierung.

lierung, die offen (durch Regeln, Ge- und Verbote) oder versteckt (etwa durch Steuern) wirken könne, doch selbst diese stehe hinter der Regulierung durch Gewerkschaften und Unternehmerverbände zurück: Letztlich sei die Regulierung von Markteinkommen „Verbandssache“, und der Sozialstaat „schieße“ ggf. im Bereich der Familieneinkommen „nach“. Die Entwicklung des damit gewichteten Szenarios der Einkommensregulierung folge seit 50-60 Jahren nur begrenzt einem „Plan“, doch man müsse stets davon ausgehen, dass staatliche und tarifliche Regulierung nicht getrennt voneinander funktionierten (die Tarifautonomie z. B. habe immer staatliche Rahmenbedingungen gehabt). Im Folgenden beschränkte sich Schäfer weitgehend auf die Tarifautonomie, die er als wichtigste Ebene der Einkommensregulierung ausgemacht hatte: Ein zentrales Defizit der Tarifautonomie bestehe darin, dass sie nicht alle Beschäftigten erfasse. Man wisse zwar nicht, ob tarifvertragsfreie Zonen wirklich zugenommen hätten, da es keine „langen (Daten-)Reihen“ gebe, doch offensichtlich handle es sich hier um ein sehr verbreitetes Phänomen. Zudem habe Tarifpolitik Frauen stets vernachlässigt, weil das männlich dominierte „Normalarbeitsverhältnis“ auch für Tarifverträge Orientierungspunkt gewesen sei. Die Ungleichbewertung von Männer- und Frauenarbeit komme etwa darin zum Ausdruck, dass Tätigkeitsbeschreibungen für Männerarbeitsplätze stets viel detaillierter ausfielen, und linear-proportionale Lohnerhöhungen hätten die Einkommens-Ungleichheit zwischen Mann und Frau noch vergrößert. Tarifliche Öffnungsklauseln schließlich hätten (auch zu Lasten von Frauen) „betrieblichen Wildwuchs“ verstärkt, weil trotz angeblich „objektiver“ Bezahlungskriterien letztlich doch Gewohnheiten, Hierarchien und Rollenverständnisse bestimmten, wer wie viel „verdienne“. Staatlicherseits begrenzt werde die Tarifautonomie zum einen explizit, z. B. durch gesetzliche Mindeststandards auf nationalstaatlicher und EU-Ebene; so dürfe laut Europäischer Sozialcharta für einen Vollzeitarbeitsplatz eigentlich nie weniger als 60% des nationalen Durchschnittslohns gezahlt werden. Zum anderen erfolge die Begrenzung implizit, etwa durch Sozialhilfe für Erwerbslose, das Lohnabstandsgebot oder die Pfändungsfreigrenze, die das Minimum für den Lebensunterhalt auf 985 € (netto) festsetze. Darüber hinaus trage staatliche Politik allerdings auch aktiv zur Destabilisierung der Tarifautonomie bei, indem sie die Segmentierung des Arbeitsmarktes (Stichwort: atypische Beschäftigung) und die Polarisierung von privatem Reichtum und privater Armut, vor allem aber auch zwischen privatem Reichtum und öffentlicher Armut dulde oder sogar fördere. Insgesamt sei die Einkommensverteilungsfrage jedenfalls eine zentrale Stellschraube für gesellschaftliche Entwicklung, die in einem zweiten soeb-Bericht unbedingt aufgenommen werden sollte, wo-

bei sehr darauf zu achten sei, dass man politikgemachte Trends nicht mit naturwüchsigen Trends verwechsle.

### *Diskussion*

Die anschließende Diskussion entzündete sich vor allem an Schäfers markanter These, dass es keinen Umbruch in der Einkommensregulierung, sondern „nur“ eine Polarisierung der Einkommensverteilung gegeben habe. Dagegen wurde zum einen argumentiert, es habe insofern durchaus einen Regulierungs-Bruch gegeben, als sich die Verortung in der Einkommensstruktur etwa seit Mitte der 1990er Jahre faktisch nicht mehr nach „Beruf“, sondern nach „Betrieb“ richte, weil man sich nicht mehr darauf verlassen könne, dass das Einkommen für einen Beruf kollektiv reguliert werde. Zum anderen wurde die These zunehmender Einkommenspolarisierung unterstrichen: In den 1980er Jahren sei hier dergestalt ein Bruch festzustellen, dass Produktivitäts- und Einkommensentwicklung sich nicht mehr gleichgerichtet entwickelt hätten und sich zudem das Phänomen nicht existenzsichernder Erwerbsarbeitseinkommen verbreitet habe, zumal der „Fahrstuhleffekt“, den Castel für die Entwicklung geringer Einkommen ausgemacht hatte, nicht mehr funktioniere. Vor allem aber wurde in lebhafter Debatte Konsens darüber hergestellt, dass ein „Umbruch“ nicht unbedingt auf ein bestimmtes Jahr datiert, mit einem spezifischen Ereignis oder einem plötzlichen Eingriff verbunden sein müsse, sondern auch als Trendwende, als „Wandel der Art des Wandels“ (*Rainer Land*) oder schlicht als Situation verstanden werden könne, in der nicht mehr Kontinuitätslinien die gesellschaftliche Entwicklung dominierten. In diesem Sinne (so Schäfers Fazit) könne man wohl auch von Umbruch im Sinne eines qualitativen Entwicklungssprunges sprechen, wenn alle Elemente von Regulierung bereits seit langem vorhanden seien, sich aber das Mischungsverhältnis bzw. das Zusammenwirken zwischen ihnen verändere oder die Bereiche zunähmen, in denen alte Regulierungsformen keine Wirkung mehr entfalteten. Zu ergänzen wäre, dass letztlich auch in einer Situation „Umbruch“ stattfindet, in der unveränderte Regulierungsstrukturen und -praktiken andere Ergebnisse (etwa Einkommenspolarisierung) zeitigen.

### 3.4 Regulierung von Bildung und Qualifikation

*Martin Baethge, Markus Wieck: (Wie) diskutiert man Institutionengefüge im Rahmen von Bildungsberichterstattung?*

Der Vortrag der beiden Bildungsberichtersteller gliederte sich in drei Teile: (a) Einführung in die Bildungsberichterstattung; (b) Besondere Form der Regulierung in der Bildungspolitik: „Regulierung durch Struktur“; und (c) Zentrale Probleme der Regulierung am Beispiel des Übergangssystems. Zur Einführung in die Bildungsberichterstattung bemerkte Baethge zunächst, dass man sich mit diesem Projekt auf einem zwischen Bund und Ländern umstrittenen Gebiet bewege, und skizzierte knapp Projektkonditionen und –konsortium. Fokus der Bildungsberichterstattung sei Bildung im Lebensverlauf, wobei Bildung in drei Dimensionen gefasst werde: als individuelle Regulationsfähigkeit; als soziale Teilhabe im Sinne von Chancengleichheit sowie als Humanressource. Diese drei Zieldimensionen könnten durchaus miteinander in Konflikt geraten, und sie verdeutlichten bereits, dass Bildung in vielfältige sozioökonomische Rahmenbedingungen eingebettet sei. Den Anspruch, Bildung im Lebensverlauf („vom Kindergarten bis zur Bahre“) abzubilden, könne die Bildungsberichterstattung allerdings nicht einlösen, da bislang keine Längsschnittdaten über individuelle Bildungsverläufe existierten. Entsprechend müsse man sich damit begnügen, die selektiven Übergänge zwischen bestimmten Bildungsstufen nachzuzeichnen. Dabei bestünden für die Bildungsberichterstattung vor allem drei Begrenzungen: Erstens dürfe man (im Gegensatz zur sozioökonomischen Berichterstattung) explizit nur indikatorgestützte Daten liefern (eine gewisse Offenheit gelte wegen Datenmangels allenfalls für das Migrationsthema als Schwerpunkt des ersten Berichtes), wodurch man letztlich auf eine strukturkonservative Darstellung festgelegt sei und aktuelle Probleme kaum erfassen könne. Zweitens gebe es in den verfügbaren amtlichen Statistiken zwar Input- und Outputindikatoren, aber keinerlei Qualitäts- oder Prozessindikatoren, wodurch Qualität von Bildung eine „Blackbox“ bleibe. Drittens bestehe die Vorgabe, keine politischen Empfehlungen auszusprechen, wohl aber eine problemorientierte Analyse zu ermöglichen, die politisches Handeln anleiten könne, was zu großer Unsicherheit bezüglich der Ergebnisformulierung führe. Im anschließenden zweiten Block des Vortrages führte Baethge zu den besonderen Regulationsformen im Bildungssystem („Regulierung durch Struktur“) aus, dass seines Erachtens nicht die Bildungsexpansion den Bildungsreformen vorausgegangen sei, wie Ludwig v. Friedeburg bemerkt habe, sondern dass es faktisch nur Bildungsexpan-

sion, aber keinerlei Bildungsreform gegeben habe. Immerhin habe sich die Bildungsexpansion innerhalb des überkommenen dreigliedrigen Schulsystems vollzogen, und nach wie vor bestehe eine strikte Trennung zwischen höherer Schulbildung und Berufsbildung. Als Folge dieser „Regulierung durch Struktur“ sei eine beträchtliche Expansion der weiterführenden Schulbildung (gymnasiale Sekundarstufe II) auf derzeit 35-40% eines Jahrgangs festzustellen, während die Hauptschule „ausgehungert“ worden sei. Das durchschnittliche Qualifikationsniveau habe sich derart verändert, dass etwa Baumert von einer „Neudefinition der bürgerlichen Grundbildung“ ausgehe. Im Zuge dieser Entwicklung habe sich die Selektion nach sozialen Merkmalen (u. a. nach Migrationshintergrund) deutlich verschärft. Zudem gebe es kaum Übergänge aus der Berufsbildung an die Hochschulen, was ebenfalls einen Selektionsprozess von hoher Dysfunktionalität darstelle. Besonders problematisch sei, dass die Zuordnung zu unterschiedlichen Schultypen auch beträchtliche Unterschiede in der Kompetenzvermittlung beinhalte, die lebenslang wirkten und schwer korrigierbar seien. Das Zusammenwirken zwischen staatlicher und unternehmerischer Regulierung, für das sich der Projektverbund interessiere, komme besonders deutlich im Weiterbildungsbereich zum Tragen, der sich entsprechend als Schwerpunkt für soeb II eignen würde. Wie viel hier in Bewegung sei, zeige sich etwa darin, dass seit Ende der 1990er Jahre die Teilnehmerzahlen und Finanzmittel in der beruflichen Weiterbildung massiv zurückgegangen seien und auch die öffentliche Hand (speziell die Bundesagentur für Arbeit) ihr Fördervolumen mehr als halbiert habe. Zudem bringe die europäische Ebene „echte Regulation“ in Gestalt des Europäischen Regulationsrahmens für Berufsbildung und Hochschule mit sich. Im Bereich der Berufsbildung beinhalte dieser eine Modularisierung, was bei Gewerkschaften und Unternehmen die Befürchtung geweckt habe, dass betriebliche Ausbildungsprozesse und Beruflichkeit ausgehöhlt werden könnten. Der dritte Punkt des Vortrages war schließlich dem Übergangssystem gewidmet, das speziell nach Sekundarstufe I greife. Zwar gebe es dort weder ein pädagogisches Konzept noch würden berufsbildende Abschlüsse vermittelt, doch trotzdem entfielen inzwischen etwa 40% aller Neuzugänge zur beruflichen Bildung auf diesen Bereich. Anhand von Daten zu einem Indikator des Bildungsberichts zur Berufsbildung (siehe Foliensatz in der Materialsammlung) erläuterte Wieck den Strukturwandel der Berufsausbildung als Teil sozioökonomischen Strukturwandels: Während der Anteil der Ausbildung im dualen System noch immer am größten sei, aber langsam zurückgehe (2003 auf 45,1%) und die vollzeitschulische Berufsausbildung auf geringem Niveau wachse (2003 auf 14,3%), sei das Übergangssystem (bestehend aus Berufsgrundlegungsjahren oder berufsvorbereitenden Maßnahmen) seit den 1990ern massiv (auf

40,7% in 2003) expandiert. Dieses Übergangssystem nehme nicht nur aktuelle Schulabgänger/innen auf, die weder duale noch vollzeitschulische Ausbildung fänden, sondern auch Personen, die in vergangenen Jahren keinen entsprechenden Start in die Ausbildung geschafft hätten. Hinter diesen Verschiebungen im Berufsausbildungssystem verberge sich dreierlei: Der Rückgang von Ausbildungsplätzen im industriellen Sektor; die zunehmende „Verschulung“ personenbezogener Dienstleistungen (etwa in Pflegeschulen), die mit veränderter gesellschaftlicher Nachfrage, aber auch mit veränderten staatlichen Vorgaben zusammenhänge; sowie die Verschiebung der Integrationsprobleme von der zweiten Schwelle (Übergang von der Ausbildung in den Arbeitsmarkt) auf die erste Schwelle (von der Schule in die Berufsausbildung). Ein Blick auf die Verteilung der Neuzugänge auf die Bereiche des Übergangssystems (Folie 2 aus Foliensatz Baethge/Wieck in der Materialsammlung) belege zudem, dass vor allem das „Jugendsofortprogramm“ und die berufsvorbereitenden Maßnahmen (beide finanziert durch die Bundesagentur für Arbeit) massiv an Bedeutung gewonnen hätten. Auch die schulischen Angebote des Übergangssystems (wie Berufsvorbereitungs- oder Berufsgrundbildungsjahr) nähmen zu, doch deren Veränderung sei schwerer zu fassen: So werde etwa das BGJ teilweise als erstes Ausbildungsjahr anerkannt (und dann dem dualen System zugeschlagen), und das BVJ werde länderspezifisch sehr unterschiedlich gehandhabt und erfasst. Auch die Gründe für die Ausweitung des Übergangssystems seien umstritten: Einerseits sei von einer Krise des Ausbildungsmarktes die Rede – andererseits heiße es, Defizite in den Schulen führten zu individuellen Defiziten, die einer (direkten) Berufsausbildung entgegenstünden. Insgesamt starteten jedenfalls 4 von 10 Neuzugängen in die berufliche Bildung im Übergangssystem und damit mit enormer Unsicherheit, im Anschluss eine Ausbildung oder später eine Beschäftigung zu finden, was nicht ohne Folgen für die Motivation der Betroffenen bleiben könne. Ein genauerer Blick auf den Kreis dieser Betroffenen zeige zudem eine deutliche Polarisierung von Ausbildungschancen nach schulischer Vorbildung (Folie 3): Im vollzeitschulischen Berufssystem sei ein Haupt- oder Realschulabschluss teilweise Voraussetzung, weshalb geringer Qualifizierte dort kaum vertreten seien. Im Übergangssystem hingegen „landeten“ mehr als zwei Drittel aller Personen ohne Hauptschulabschluss, fast die Hälfte der Hauptschul- und knapp 30% der Realschulabsolvent/innen, was nicht zuletzt auf deren Verdrängung durch die wachsende Personengruppe mit Hochschul- oder Fachhochschulreife zurückzuführen sei.

## *Diskussion*

In der anschließenden Diskussion wurde die Frage aufgeworfen, warum man angesichts dieser Situation nicht das Vollzeitschulsystem ausbaue, und festgestellt, das Hauptproblem bestehe darin, dass Unternehmen immer weniger ausbilden, während die „aufgestauten Personen“ (*Dostal*) in staatliche Programme gelenkt würden. Darauf wurde in der Abschlussdiskussion Bezug genommen und betont, dass man in vergleichbarer Situation in den 1980er Jahren tatsächlich auf Berufsfachschulen mit qualifizierendem Abschluss gesetzt habe, um Ausbildungsmöglichkeiten für Jugendliche zu schaffen. Damals sei es allerdings allgemein akzeptiert gewesen, dass das Hauptproblem im Mangel an Lehrstellen bestehe, während man heute schlicht davon ausgehe, dass die betroffenen Jugendlichen „nicht ausbildungsreif“ seien, und sie folglich in Maßnahmen stecke, die jene „Ausbildungsreife“ herstellen sollten. Mehrere Fragen zielten sodann auf den Verbleib von Individuen nach Aufenthalt in dem (im Vortrag beschriebenen) Übergangssystem. Wie lange blieben Personen in diesem System, und wechselten sie danach in Arbeitslosigkeit oder in eine Berufsausbildung? Für Sachsen-Anhalt zeige eine Studie (Burkhard Lutz) auf, dass meist kein Wechsel aus dem Übergangssystem in Ausbildung oder qualifizierte Berufe gelänge. Diese Studie sei jedoch nicht verallgemeinerbar, und das große Problem liege, laut den Bildungsberichterstattem, darin, dass es eine „Black-Box“ bleibe, was mit den Betroffenen nach dem Übergangssystem geschehe. Die Datensituation müsse hier verbessert werden. Immerhin führe ab 2007 die Berufsschulstatistik für alle Personen eine Identnummer, obgleich die berufsvorbereitenden Maßnahmen dort auch nicht enthalten seien, da sie nicht von den Berufsschulen durchgeführt würden. Auf die (für die sozioökonomische Berichterstattung zentrale) Frage, wie man von der Beobachtung des Institutionensystems auf individuelle Bildungsoutputs schließen könne (und umgekehrt), wurde entgegnet, dies sei nur möglich, wenn insgesamt alle Schüler/innen mit einer „Identnummer“ versehen würden, mit deren Hilfe man Bildungswege im Institutionensystem nachvollziehen könne. Ob eine solche Identnummer eingeführt werde, sei unklar, da datenschutzrechtliche Gründe dagegen sprächen. Um individuelle Leistungsmerkmale und institutionelle Merkmale zusammenzubringen, seien zudem Daten über Inputgrößen der Institutionen, wie beispielsweise Zahlen zu Lehrerausstattung oder materiellen Ressourcen erforderlich.



*Heike Solga: Gering Qualifizierte als Regulationsproblem*

Solga leitete ihren Beitrag (Foliensatz: siehe Materialsammlung) mit der Bemerkung ein, das Phänomen Geringqualifizierung habe inzwischen eine neue Qualität erreicht, die durchaus ein Regulierungsproblem geschaffen habe. Dessen ganzer Umfang werde allerdings nur deutlich, wenn man einen mehrdimensionalen Bildungsbegriff zugrunde lege. Bildung sei nämlich im Gegensatz zu der in Ökonomie und Soziologie üblicherweise verwendeten Definition, die Bildungsbiographie und –zertifikate in den Mittelpunkt rücke, nicht nur ein Individualmerkmal im Sinne formaler *Kompetenzausweisung*. Entsprechend lasse sich das Problem Geringqualifizierung auch nicht (nur) dadurch beheben, dass man mehr gering qualifizierte Jobs schaffe oder Individuen besser qualifiziere. Vielmehr müssten Bildung und Bildungsprozesse zugleich als Gruppenmerkmal betrachtet werden, weil es dabei auch um Veränderungen in der formalen *Kompetenzzuschreibung* (im Sinne von Stereotypen und Erwartungshaltungen), um die Einbindung in Netzwerke und Beziehungsstrukturen, die in Hauptschulen anders aussähen und andere Erwartungshorizonte eröffneten als in Gymnasien, sowie um Zertifikate als identitätsstiftende Zeichen für Selbsttypisierungsprozesse gehe. Stelle man auf Grundlage eines solchen Bildungskonzeptes die Frage, was in den vergangenen 50 Jahren mit Geringqualifizierten geschehen sei, so könne man zum einen beobachten (Folie „Qualifikationsspezifische Arbeitslosenquoten“), dass die Schere zwischen der jeweiligen Arbeitslosenquote von Personen mit und Personen ohne abgeschlossene Ausbildung (hier: seit 1975) deutlich auseinander gehe, und zum anderen, dass der Anteil der Geringqualifizierten (Folie „Erhöhung des Schulbildungsniveaus“) und speziell der geringqualifizierten Frauen (Folie „De-Feminisierung“) an den Geburtskohorten (seit 1930) massiv gesunken sei. Für die Auseinanderentwicklung der Arbeitslosenquoten gebe es verschiedene Gründe. Der erste Grund betreffe Veränderungen im Rekrutierungsverhalten der Beschäftigten: Hier werde gemeinhin mit einer kaskadenartigen Verdrängung Geringqualifizierter durch jeweils höher Qualifizierte in Zeiten argumentiert, in denen das Arbeitsangebot die Arbeitsnachfrage übersteige. Eine solche Verdrängung finde laut Solga zwar statt, reiche aber nicht aus, um die Kluft in den Erwerbschancen zu erklären. Zum einen habe Wolfgang Franz (ZEW) errechnet, dass der Verdrängungswettbewerb nur 20-30% der „Scherenöffnung“ erkläre, und zum anderen stelle sich das Problem der Verdrängung erst, wenn es ein Überangebot an Hochqualifizierten gebe. Wichtiger als das Verdrängungsargument sei hingegen die Diskreditierung gering Qualifizierter (hier auch bezeichnet als „Labeling“), die beinhalte, dass diese Gruppe zunehmend als „nicht ausbildungsbereit, nicht qua-

lifizierungsbereit, nicht ausbildungsfähig“ bezeichnet werde. Solche neuen Semantiken der Kompetenzzuschreibung deuteten auf eine veränderte Signalwirkung von Bildungsleistungen hin: So würden Personen ohne Hochschul- oder Berufsausbildung immer seltener rekrutiert, obwohl sich z. B. unter den 25jährigen ohne Ausbildungsabschluss auch immer mehr Abiturient/innen und Realschüler/innen fänden und obwohl selbst formal gering Qualifizierte (etwa aufgrund veränderter Hauptschul-Curricula und längerer Schulzeiten, die auch auf das Übergangssystem zurückgingen) heute mehr Kompetenzen hätten als in früherer Zeit. Der zweite Grund für die Kluft in den Erwerbchancen liege hingegen in einem veränderten Bewerbungsverhalten gering qualifizierter Personen: Weil die Bildungsexpansion (wie auch Baethge betont hatte) ohne Strukturwandel vollzogen worden sei, sei etwa das in Hauptschulen verfügbare soziale Kapital extrem geschrumpft, was nicht zuletzt auch auf die „Ethnisierung“ der gering Qualifizierten, also auf die Zunahme des Migrant/innen-Anteils zurückzuführen sei. Wenn aber zu dieser Bildungsgruppe überproportional Menschen mit sozial schwachen „Verkehrskreisen“ zählten, so verfügten diese über besonders geringe Netzwerkressourcen oder Erfahrungskontexte, die etwa bei der Arbeitsplatzsuche helfen könnten, was Solga als „soziale Verarmung“ bezeichnet. Zudem steige die Stigmatisierungsgefahr, denn gering Qualifizierte stammten zunehmend aus einem gesellschaftlichen Umfeld, in dem demotivierende Arbeitsmarkterlebnisse vorherrschten, und sie machten selbst aufgrund veränderter Bildungsbiographien mehr Scheiternserfahrungen schon vor Eintritt ins Berufssystem, etwa durch spätere Einschulung, Sitzenbleiben oder dadurch, dass sie zu den 20% gehörten, die „nur“ auf die Hauptschule wechselten. Entsprechend bestehe die Gefahr von Radikalisierung, Vereinzelung und der Internalisierung des Fremdbildes der „Leistungsschwäche“, denn Bildung sei nicht zuletzt ein Statuszuweisungsprozess. Allerdings werde nach wie vor auch von gering Qualifizierten verlangt, dass sie in das Berufssystem einmündeten. Betrachte man nun die Lebensverläufe der 1970 Geborenen, so stelle man fest, dass 90% von ihnen in die berufliche Bildung eingemündet seien (wenn auch zu großen Teilen in das von Wieck skizzierte Übergangssystem), während nur 40% der Jugendlichen *ohne Schulabschluss* im Alter von 25 Jahren auch nur auf insgesamt zwei Jahre Erwerbstätigkeit zurückblicken könnten. Schaut man über die deutschen Grenzen hinaus, so habe die Diskussion über die Problemgruppe der gering Qualifizierten in allen frühindustrialisierten Ländern extrem zugenommen, selbst wenn (wie in Spanien) deren Anteil bei ca. 30% liege. Betrachte man nun die relative Bedeutung der vier Mechanismen (Verdrängung, Diskreditierung, soziale Verarmung und Stigmatisierungsgefahr) im internationalen Vergleich, wie es ansatzweise etwa Jutta Allmen-

dinger getan habe, so zeige sich, dass alle vier Mechanismen in Staaten wie Deutschland, Österreich oder der Schweiz „voll durchschlagen“, in denen es stark standardisierte und stark stratifizierte Bildungssysteme gebe (Folie 6). Nur bei geringer Standardisierung und geringer Stratifizierung im Bildungssystem seien hingegen der Zustand des Arbeitsmarktes und der Verdrängungswettbewerb ausschlaggebend, auf den Ökonomen meist ausschließlich verwiesen, um die Stellung gering Qualifizierter zu erklären. Sobald man es jedoch (wie in Deutschland) mit einem stark strukturierenden Bildungssystem zu tun habe, reiche der Verweis auf Arbeitsmarkt-Angebot und –Nachfrage nicht mehr aus. Vielmehr müsse man dann die genannten vier Dimensionen von Bildung berücksichtigen: formale Kompetenzausweisung, die zur Verdrängung gering qualifizierter Personen führen könne; formale Kompetenzzuschreibung, die (über die Signalwirkung von Bildungszertifikaten) zu deren Diskreditierung beitragen könne; die Einbindung in Netzwerke und Beziehungsstrukturen, deren Fehlen zu sozialer Verarmung beitrage, sowie die identitätsstiftenden Zeichen für Selbsttypisierungsprozesse, die über Stigmatisierung entscheiden könnten. Für die sozioökonomische Berichterstattung empfahl Solga, den Begriff der „Bildungsarmut“ (Allmendinger) aufzugreifen, der ein Bildungsniveau bezeichne, das in einer spezifischen historischen Situation für eine gleichberechtigte Teilhabe an Arbeitsmarkt und gesellschaftlichem Leben *unzureichend* sei. „Bildungsarmut“ sei dabei weder mit Kompetenzarmut (die etwa die PISA-Studien im Blick hätten) noch mit dem hier präsentierten mehrdimensionalen Bildungskonzept deckungsgleich – wer ohne Abschluss die Schule verlasse (10%) müsse nicht per se zu der Gruppe (25%) gehören, die nur die PISA-Kompetenzstufe I (Lesen, Mathematik) erreiche. Wenn man Solgas (von Zertifikaten ausgehende) Operationalisierung für die sozioökonomische Berichterstattung nutzbar machen wolle, liege allerdings die Frage nahe, welches Niveau von Bildung eigentlich als bildungsarm gelte (wer wird verdrängt, wer als unzureichend gelabelled?), wer warum bildungsarm sei (wie wird man qua Verarmung und Stigmatisierung geringqualifiziert *gemacht*?) und welche Folgen Bildungsarmut zu unterschiedlichen historischen Zeitpunkten habe (welcher Zusammenhang bestehe jeweils mit Arbeitsmarktintegration, Scheidungsraten, teenage motherhood oder Gesundheit?). Für die zweite und dritte Frage seien statistische Arbeitsmarkt-Indikatoren verfügbar, und wo man über den Arbeitsmarkt hinausgehe, könne man zumindest Personen mit und ohne Qualifizierung gegenüberstellen. Zu beachten sei jedenfalls stets, dass Bildungsmodule nicht für sich sprächen, sondern ihre Nutzbarkeit vom jeweiligen sozialen Kontext abhängen.

### *Diskussion*

In der anschließenden Diskussion, die aufgrund der fortgeschrittenen Zeit leider recht kurz ausfiel, wurde zunächst das Problem angesprochen, dass man Bildungsarmut definieren müsse, bevor man sie als Berichtsgegenstand nutzen könne, dass jedoch allein die Existenz eines halbwegs akzeptierten Indikators die Politik zu dem Versuch motivieren werde, die Betroffenen mit formalen Tricks „über die Schwelle zu hieven“ (*Bartelheimer*) – auch das Übergangssystem sei letztlich ein Trick, um Jugendarbeitslosigkeit formal gering zu halten. Zudem wurde angemerkt, dass „Bildungsarmut“ in der sozioökonomischen Berichterstattung nicht als Zertifikats-, sondern als Kompetenzarmut verstanden werden müsse, was das Problem aufwerfe, wie man Kompetenzen eigentlich messe: Wer entscheide etwa, wo das gesellschaftlich akzeptierte Minimum von Kompetenzen liege und welche Kompetenzen wofür erforderlich seien? Dieser Position wurde entgegengehalten, dass die Messung von Bildungsarmut bewusst nicht an „Jahren der Beschulung“, sondern an Zertifikaten ansetze, die Leistungs- und Kompetenzaspekte einschlossen. Trotz der damit angedeuteten Schwierigkeiten im statistischen Umgang mit Bildungsarmut ermutigte *Solga* den Projektverbund abschließend, sich den Umgang mit gering Qualifizierten als ein Regulierungsproblem vorzunehmen, das im Schnittfeld von Bildungs-, Familien- und Arbeitsmarktpolitik angesiedelt sei.

### **3.5 Regulierung von Lebensläufen und Geschlechterarrangements**

*Sigrid Betzelt: Gleichstellungs- oder Familienpolitik: Sozialstaat, Arbeit, Genderarrangements*

Der zweite Tag des Werkstattgesprächs begann mit einem Beitrag von *Betzelt*, in dem sie zunächst auf die theoretischen Grundlagen der Analyse von Geschlechterverhältnissen einging (vgl. Foliensatz Sigrid Betzelt). Grundsätzlich seien Geschlechterverhältnisse nach soziologischem Verständnis das Ergebnis gesellschaftlicher Prozesse. Sie unterlägen historischem Wandel und würden von (länderspezifisch unterschiedlicher) politischer Regulierung beeinflusst. Die feministische Wohlfahrtsstaatsforschung habe allerdings verschiedene Ansätze zur Analyse von Geschlechterverhältnissen im Ländervergleich hervorgebracht. Zu nennen seien hier zunächst Analysekonzepte mit Fokus auf Geschlechterregime („gender regimes“), denen der kritische Bezug auf Esping-Andersens „Welfare regimes“ gemeinsam sei. In den Blick gerieten hier speziell Länder-Unterschiede in der Ausprägung des männlichen Familienernäh-

rer-Modells (also in Haushaltsarrangements oder Erwerbsbeteiligung), wobei es vor allem um wohlfahrtsstaatliche Regulierung gehe. Ein umfassenderer Ansatz sei hingegen von Walby (1990ff) entwickelt worden, die von einem System interagierender Sphären von Geschlechterbeziehungen ausgehe und dabei Ökonomie (Produktions- und Reproduktionssphäre), Polity (staatliche Institutionen) sowie Zivilgesellschaft (inter-personale Beziehungen) in den Mittelpunkt rücke. Diese Sphären würden durch ein Set von Praktiken kollektiver und individueller Akteure hergestellt. Die Regulierung von Beschäftigung durch die „Polity“ staatlicher und parastaatlicher Institutionen und durch industrielle Beziehungen zum Beispiel sei prägend für Erwerbsmuster. Entsprechend würden diese nicht nur durch den Wohlfahrtsstaat beeinflusst, sondern auch durch die politische Repräsentation von Frauen in Politik und industriellen Beziehungen, also letztlich durch deren Partizipation an Macht. Aus einer solchen Perspektive zeigten sich komplexe Ländervarianzen, die sich bei aller Pfadabhängigkeit im Zeitverlauf wandeln könnten. Als drittes Konzept stellte Betzelt schließlich den Geschlechterarrangement-Ansatz von Pfau-Effinger (2000) vor, in dessen Zentrum kulturelle Leitbilder (als unabhängige Variable) stünden, die auf Institutionen und Verhaltensmuster individueller und kollektiver Akteure, also etwa auf die Erwerbsbeteiligung von Frauen (als abhängige Variable) einwirkten. Entsprechend erscheine z. B. auch die männliche Versorgerrolle nicht als Konstrukt von universeller Gültigkeit, sondern als Ergebnis historisch veränderlicher Leitbilder für geschlechtsspezifische Arbeitsteilung. Sozialer Wandel komme aus dieser Sicht vor allem durch die Infragestellung des Arrangements von Institutionen und Werten, also durch neue Aushandlungsprozesse zustande, woran Frauen als kollektive Akteure wichtigen Anteil hätten. Der Begriff „Geschlechterarrangement“ sei allerdings weniger scharf gefasst als der Regimebegriff, da er auch für Beziehungen zwischen den Geschlechtern in Partnerschaften, also etwa für individuelle häusliche Arbeitsteilung und Erwerbsbeteiligung gebraucht werde. Im zweiten Block entwickelte Betzelt, wie man das Konzept der Geschlechterregime, das sie für die weitere Arbeit des Projektverbundes empfahl, zum Beispiel für eine Analyse der Regulierung von Beschäftigung nutzen könne: Die Regulierung von Beschäftigung könne als Ergebnis eines komplexen Zusammenwirkens zwischen Institutionen, dem Handeln sozialer Akteure und veränderlichen Leitbildern beschrieben werden. In den Blick gerate dabei direkte staatliche Regulierung, etwa Gesetze zur Gleichbehandlung am Arbeitsplatz (einschließlich gegenläufiger Arbeitsschutzgesetzgebung), die staatliche Einwirkung auf das Verhältnis von Erwerbs- und Reproduktionsarbeit (von Arbeitszeitpolitik bis zu Elternurlaubsgesetzen) sowie die Gewährung von sozialen Rechten (etwa deren Koppelung an das

„Normalarbeitsverhältnis“ in der Sozialversicherung), aber auch indirekte staatliche Regulierung, etwa durch das geschlechtsspezifisch segregierte Bildungssystem. Darüber hinaus werde die Regulierung von Beschäftigung allerdings auch durch Industrielle Beziehungen beeinflusst, etwa durch tarifliche und betriebliche Arbeitszeitgestaltung, die Normierung von Eintritts- und Aufstiegsqualifikationen im Ausbildungssystem, durch tarifliche Eingruppierung (etwa im Rahmen männlicher Familienlöhne) oder innerverbandliche Partizipation (Quotierungsregelungen etc.). Insgesamt habe man es mit länderspezifischen Varianzen von „Gender Regimes“ zu tun, die (verknüpft mit politischer Regulierung, industriellen Beziehungen und Wohlfahrtsstaatsregimen) das Arbeitsangebot von Frauen und Männern mit bestimmten. Um konkrete Geschlechterverhältnisse in den Blick zu bekommen, müsse man allerdings zudem die vielfältigen Wechselwirkungen zwischen Regulierung und individuellem Handeln berücksichtigen. So stellten institutionelle Regelungen Rahmenbedingungen für individuelle Handlungsmöglichkeiten dar, die sich zu Erwerbs- und Familienmustern aggregierten, und wirkten zudem sozial normierend (etwa im Sinne des Leitbildes Hausfrau-Mutter). Leitbilder und Institutionen könnten allerdings mehr oder weniger mit sozialer Praxis übereinstimmen, und wenn sich soziale Praxis schneller oder anders verändere als Institutionen, komme es zu gesellschaftlichen oder individuellen Konflikten, wie etwa die Kluft zwischen egalitärer werdenden Familien-Leitbildern und weiblichen Erwerbswünschen einerseits, der institutionellen Förderung der Versorgerehe andererseits zeige. Abschließend ging Betzelt kurz auf die Fragen nach dem Verhältnis von Familien- und Gleichstellungspolitik sowie nach Kontinuität und Umbruch in beiden Bereichen ein. Zunächst betonte sie, dass Familienpolitik ein Querschnittsthema sei, das verschiedene Politikfelder verbinde, weshalb es nahe liege, (wie Kaufmann) von „familienbezogener Politik“ zu sprechen, die rechtlich, ökonomisch, ökologisch oder auch pädagogisch ansetzen könne. Als zentrale Brüche in diesem Bereich identifizierte Betzelt das erste Gesetz zur Ehe- und Familienrechtsreform von 1976 als Abkehr vom rechtlichen Leitbild der Hausfrauenehe sowie die schrittweise Etablierung des Erziehungsurlaubs als neue Statuspassage im Lebenslauf westdeutscher Frauen, die zunächst eine Disemployment-Strategie beinhaltet habe, etwa seit 2001 jedoch eher auf Erwerbskontinuität im Sinne des Leitbildes „Zweiverdiener-Haushalt“ abziele. Entsprechend habe im Ressort Familienpolitik eine Modernisierung des Leitbildes stattgefunden, während in anderen Bereichen (etwa im Steuerrecht, in der Arbeitsmarktpolitik oder im Kinderbetreuungssystem) am Ernährermodell festgehalten werde. Diese uneinheitlichen Leitbilder schlugen sich in einer beträchtlichen Heterogenität von Familien und Erwerbsmustern nieder, wobei in deren Geltung schichtspezifi-



sche Unterschiede auszumachen seien. Die vorgesehenen Ausführungen zur Gleichstellungspolitik wurden aus Zeitgründen ausgespart, können jedoch aus dem Foliensatz in der Materialsammlung rekonstruiert werden. Für die Neuausrichtung der sozioökonomischen Berichterstattung empfahl Betzelt, explizit „Gender Regimes“ in den Blick zu nehmen, Gender dabei als politikfeldübergreifendes Querschnittsthema zu behandeln und supranationale Regulierungen (speziell in der Gleichstellungspolitik) zu berücksichtigen. Ob es hier einen Umbruch gebe, ließ Betzelt offen, doch auf jeden Fall seien uneinheitliche Dynamiken in verschiedenen Feldern und teilweise eine Auseinanderentwicklung von Regulierung und sozialer Praxis festzustellen.

### *Diskussion*

In der anschließenden Diskussion wurde zunächst die Frage nach dem Kausalzusammenhang zwischen Leitbildern und sozialer Praxis aufgeworfen: Während die Politik in den 1950ern die Alleinverdienerreihe institutionalisiert und dann bis in die 1990er sozialen Wandel allenfalls nachvollzogen habe, werde inzwischen das Zweiverdienermodell propagiert, aber kaum angenommen. Insofern sei zu vermuten, dass nicht in erster Linie Leitbilder, sondern soziale Praxis (unter spezifischen ökonomischen Bedingungen, die etwa den Mangel an Kinderbetreuungsplätzen einschlossen) für den Wandel von Geschlechterverhältnissen verantwortlich seien. Betzelt ergänzte dies durch den Hinweis auf die Bedeutung von Arbeitsmarktsituation und betrieblichen Personaleinsatzstrategien, betonte allerdings auch, dass ein einheitliches Leitbild staatlicher Politik (wie die Orientierung am „individual worker“ in Dänemark) durchaus Koordinationsfunktion habe und praktisch wirksam werden könne, während umgekehrt soziale Praxis nicht einheitlich sein müsse. Schichtspezifische Unterschiede ergäben sich etwa, wenn Hochqualifizierte egalitäre Arrangements präferierten oder Geringqualifizierte weniger Arbeitsplätze fänden, die egalitäre Arrangements zuließen. Die Frage, ob man Geschlechterregime und Geschlechterarrangements nicht zusammendenken müsse, bejahte *Betzelt* und betonte, der Regimebegriff schließe Wechselwirkungen mit der sozialen Praxis explizit ein. Als besonders wichtige Erkenntnis wurde schließlich hervorgehoben, dass selbst zu Zeiten, in denen Wirtschafts- und Sozialmodell halbwegs kohärent zusammenwirkten, mit einer insofern vergleichbaren Grundkonstellation in verschiedenen frühindustrialisierten Ländern ganz unterschiedliche Geschlechterarrangements verbunden gewesen seien, und dass Umbruch aktuell vor allem beinhalten könnte, dass verschiedene Geschlechterarrangements parallel zueinander existierten.



*Dorit Sing: Regulierung des Übergangs in den Ruhestand*

*Sing* leitete ihren Vortrag, der durch den (nur teilweise referierten) Foliensatz in der Materialsammlung ausführlich dokumentiert ist, mit der These ein, dass die rentenrechtlichen Rahmenbedingungen (verstanden als Regulierungen) nachhaltig das Alter des Ausscheidens aus dem Erwerbsleben bzw. das Alter des Rentenzugangs bestimmten. Dabei sei das Renteneintrittsalter zweifelsfrei aus den Rentenstatistiken der BA, das Ausscheiden aus dem Erwerbsleben hingegen weniger eindeutig aus den Arbeitsmarktstatistiken abzulesen. Als Ausgangspunkt ihres Beitrages wählte *Sing* die im Diskussionspapier WG2 formulierte Frage, wie staatliche Rentenpolitik in ein Verhältnis zu ökonomischen und sozialstrukturellen Veränderungen (etwa in der Arbeitsmarktsituation) und zu individuellen Erwerbsverläufen (hier: zum Übergang in den Ruhestand) gesetzt werden könne. Zunächst wandte sich *Sing* der „analytischen Maßnahme“ zu, Alters-, Perioden- und Kohorteneffekte voneinander zu trennen: Der Alterseffekt kennzeichne spezifische Altersstufen, in denen sich eine Personengruppe *normalerweise* in einem bestimmten Übergangstatus befinde; so werde das Rentenzugangsalter z. B. maßgeblich durch die Rentengesetzgebung determiniert, wobei markante Altersstufen bei 65 Jahren und bei 60 Jahren (Rente wegen Arbeitslosigkeit) lägen. Der Periodeneffekt hingegen bezeichne konjunkturelle Erscheinungen (wie Arbeitsmarktkrisen), die verschiedene Alterskohorten unterschiedlich stark treffen könnten, je nachdem, ob man aufgrund einer solchen Krise die Erwerbsbiographie mit Arbeitslosigkeit beginne oder sie am Ende des Arbeitslebens erlebe. Der Kohorteneffekt schließlich verdeutliche bestimmte Einstellungs- oder Verhaltensänderungen innerhalb einer Kohorte, aber auch zwischen Kohorten in gleichen Altersstufen (etwa: 25 Jahre), zeige also zum Beispiel, inwiefern Betroffene den Renteneintritt aus Arbeitslosigkeit in den 1990er Jahren anders empfunden hätten als etwa in den 1980ern, als diese Form des Ausscheidens noch nicht „normalisiert“ gewesen sei. Im zweiten Block ihres Vortrages skizzierte *Sing* dann eine „gewichtete Chronologie“ der Rentengesetzgebung, auch in Hinblick auf die Frage, inwiefern hier Umbrüche zu erkennen seien. Als erste wesentliche Einschnitte bezeichnete sie die Rentenreformen von 1957 und 1972, die beide eine Expansion des Sozialstaates bewirkt hätten. Spätestens die Rentenreform von 1992 habe hingegen insofern eine Trendwende hin zu einer Reduktion des Sozialstaates eingeleitet, als das Rentenzugangsalter erstmals hochgesetzt und somit letztlich der Weg zu einer Senkung des Rentenniveaus geebnet worden sei, wobei die schnelle Folge weiterer Reformmaßnahmen belege, als wie groß die Probleme der Rentenversicherung gälten. Letztlich müsse man also vor allem

zwei Rentenreformen auf ihren Umbruchcharakter hin untersuchen: 1957 sei die „dynamische Rente“ eingeführt worden, deren Höhe sich künftig nach der Entwicklung der Bruttovergütungen gerichtet und die erstmals Lohnersatzfunktion gehabt habe. Mit der Reform von 1992 hingegen sei die Rentenentwicklung an die Nettolöhne gekoppelt worden, was 2001 durch eine modifizierte Bruttoanpassung abgelöst worden sei. Besonders interessant sei zudem die Entwicklung der Altersrente wegen Arbeitslosigkeit, die es ab 1929 Angestellten und ab 1957 auch Arbeitern ermöglicht habe, nach Vollendung des 60. Lebensjahres und einem Jahr Arbeitslosigkeit in Rente zu gehen. Obwohl diese Möglichkeit jahrzehntelang bestanden habe, habe sie erst durch den Periodeneffekt steigender Arbeitslosenzahlen in den 1970er und 1980er Jahren reale Bedeutung erlangt. Auch die Einführung des Altersruhestandes für Frauen ab dem 60. Lebensjahr (1957) kann als Beispiel für eine Regulierungsmaßnahme gelten, die erst erheblich später (und aufgrund sozialstruktureller Veränderungen) gegriffen hat. Auch die statistisch belegte Tatsache, dass viele Männer, aber kaum Frauen die Altersrente wegen Arbeitslosigkeit nutzten, sei eine direkte Folge der Gesetzgebung, die keinen großen Unterschied zwischen der Altersrente für Frauen und der Altersrente nach Arbeitslosigkeit mache, so dass Frauen eher erstere in Anspruch nähmen. Ganz ähnlich wie die damit angesprochenen Elemente der Rentenreform von 1957 habe sich auch die Rentenreform von 1972 direkt in den Statistiken zum Rentenzugangsgeschehen niedergeschlagen. Dies gelte weniger für die Rente nach Mindesteinkommen, aber sowohl für die Einführung einer flexiblen Altersgrenze (63-67 Jahre) als auch für das Vorziehen der Altersrente für Behinderte, Berufs- und Erwerbsunfähige auf das vollendete 62. Lebensjahr. Als in den 1980er Jahren hingegen die Zugangsvoraussetzungen zur Berufs- und Erwerbsunfähigkeitsrente verschärft worden seien (Haushaltsbegleitgesetz 1984), habe sich dies wiederum umgehend in rückläufigen Zugangszahlen niedergeschlagen. Die Rentenreformen der Folgejahre hingegen hätten letztlich vor allem zur Senkung des Rentenniveaus beigetragen, das schrittweise von 67% auf 46% der durchschnittlichen Bruttoeinkommen reduziert worden sei. Abschließend verwies Sing darauf, dass ein Fokus auf Kohorteneffekte die Bedeutung von Regulierungsmaßnahmen für Lebensverläufe besonders deutlich sichtbar mache: So habe etwa ein Viertel aller 1935 geborenen Rentenversicherten, welche das Rentenalter erreichten, den Weg der Altersrente nach Arbeitslosigkeit beschritten, also die Statuspassage Arbeitslosigkeit durchlaufen. Dies deute bereits auf ein beträchtliches Ausmaß an Polarisierung hin, zumal Exklusionsmechanismen beim Übergang in den Ruhestand sich nicht auf das unfreiwillige Ausscheiden aus dem Erwerbsleben beschränkten, sondern auch in anderen Lebensbereichen spürbar seien. Jedenfalls

gebe es Hinweise darauf, dass der arbeitslosigkeitsbedingte Vorruehstand für manche Menschen (speziell mit höherem Einkommen und vielfältigen Interessen) eher eine Chance darstelle, für andere hingegen eher ein Problem bedeute.

### *Diskussion*

In der anschließenden Diskussion wurde zunächst die Bedeutung der Rentenversicherung mit dem Hinweis relativiert, dass es auch andere gesetzgeberische Maßnahmen mit Relevanz für Alterseinkommen gebe (etwa im Rahmen der Immobilien-, Spar- oder Betriebsrentenförderung). Zudem wurde darauf verwiesen, dass frühere Kohorten ebenfalls Brüche in ihren Erwerbsbiographien aufgewiesen hätten, bedingt etwa durch die Verwerfungen von Krieg und Nachkriegszeit, und zumindest dieses Phänomen keine Besonderheit der Phase nach 1975 darstelle. Kritisiert wurde Sings Anmerkung, dass die Reformdynamik seit den 1990ern die Probleme der Rentenversicherung offenbare; vielmehr sei die „Reformdynamik“ auf gezielte Versuche der Politik zurückzuführen, Lohnkosten zu senken und Unternehmen zu entlasten, weshalb die Probleme der Rentenversicherung letztlich politisch verursacht seien. Ein Beispiel dafür sei etwa auch die staatliche Förderung privater Vorsorge bei gleichzeitiger Aushöhhlung der gesetzlichen Alterssicherung, die langfristig zu weiterer Polarisierung und mehr Altersarmut führen werde. U.a. in Reaktion auf diesen Diskussionsbeitrag wurde vorgeschlagen, bei der Beurteilung von Rentenpolitik die Entpflichtung von Erwerbsarbeit analytisch von der Lohnersatzfunktion der Rente zu trennen, die dann wiederum in Zusammenhang mit anderen Einkommensarten (Betriebsrenten, Eigenkapitalbildung durch Immobilien etc.) analysiert werden müsse. Abschließend bemerkte Sing, sie habe sich auf Kohortenvergleiche konzentriert, was zwar (aufgrund des Mangels an geeigneten Zeitreihen) z. B. keine Analyse der ostdeutschen Entwicklung ermögliche, aber durchaus Hinweise auf den Zusammenhang zwischen Regulierung und Verrentungsgeschehen gebe, die ihres Erachtens im Rahmen der sozioökonomischen Berichterstattung weiter verfolgt werden könnten und sollten.

## **3.6 Regulierung des Arbeitsmarktes**

*Hans-Walter Schmuhl: Geschichte der bundesdeutschen Arbeitsmarktpolitik*

Den Auftakt von *Schmuhls* Vortrag, dessen Schriftfassung sich in der Materialsammlung findet, bildete die Frage, was geschichtswissenschaftliche Methoden zur Erforschung des Arbeitsmarktes beitragen könnten. So sei es u. a. möglich, die wirtschaftlichen, sozialen und

politischen Rahmenbedingungen von Arbeitsmarktpolitik, die Ziele und Interessen beteiligter Akteure sowie arbeitsmarktpolitische Instrumente zu rekonstruieren. Allerdings könne Geschichtswissenschaft die Effektivität arbeitsmarktpolitischer Regulierung nicht exakt messen, sondern müsse sich auf plausible Vermutungen darüber beschränken, wie Arbeitsmarktentwicklungen mit regulierenden Eingriffen zusammenhängen. Selbst dies sei allerdings bislang kaum geleistet, da Arbeitsmarkt und Arbeitsmarktpolitik von der Geschichtswissenschaft lange vernachlässigt worden seien. Zwar sei es eine zentrale These von Wehlers Gesellschaftsgeschichte, dass Deutschland Ende des 19. Jahrhunderts den Durchbruch zu einer modernen Marktgesellschaft geschafft habe, doch der *Arbeitsmarkt* sei bislang historische *terra incognita*. Betrachte man nun die vorliegenden historischen Befunde genauer, so deute vieles darauf hin, dass man die Wirkung von Arbeitsmarktregulierung nicht überschätzen sollte: Immerhin verfüge z. B. die öffentliche Arbeitsverwaltung, obwohl ihr schon 1935 formal das Alleinvermittlungsrecht eingeräumt worden sei, über keinerlei effektive Mittel (wie Melde- oder Vermittlungszwang), um zu verhindern, dass nach wie vor die meisten Arbeitsplätze an ihr vorbei vermittelt würden. Entsprechend habe schon vor Aufhebung des Alleinvermittlungsrechts der Bundesanstalt für Arbeit im Jahre 1994 faktisch ein „reguliertes Koexistenzsystem“ bestanden, an dem etwa auch Kommunen und Leiharbeitsfirmen beteiligt gewesen seien. Was nun die Frage nach Brüchen und Kontinuitäten angehe, so sei die deutsche Arbeitsmarktpolitik, die seit dem Ersten Weltkrieg auf gesamtstaatlicher Ebene betrieben werde, bis in die 1950er Jahre hinein einer Reihe fundamentaler Veränderungen unterworfen gewesen. Trotzdem betonte Schmuhl, dass beträchtliche Kontinuitätslinien zwischen den 1920er Jahren (vom Arbeitsnachweisgesetz 1922 bis zum Aufbau der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung um 1929/30) einerseits und den 1950er Jahren andererseits bestünden, sofern man die Zwischenphase (samt Faschismus und Nachkriegszeit) ausblende. Immerhin habe das Gesetz über Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung (1927) explizit als Grundlage für den Auf- und Ausbau der Bundesanstalt für Arbeit ab 1952 gedient, was sich in deren Organisationsstruktur, Zielstellung und Instrumentarium zeige. Selbst das Arbeitsförderungsgesetz von 1969, das mit dem Konzept der aktiven Arbeitsmarktpolitik eigentlich einen Neuanfang markieren sollte, habe sich (laut Altmann 2004) auf ausgetretenen Pfaden bewegt, kaum Strukturen verändert und teilweise seit 1956 erprobte Instrumente allenfalls neu akzentuiert. Schmuhl relativierte diese Kontinuitätsthese zwar, betonte aber, dass es sich bei der damals durchaus festzustellenden ansatzweisen Neuausrichtung der Arbeitsmarktpolitik eher um eine Wende als um einen Bruch gehandelt habe. Immerhin sei Arbeitsmarktpolitik

weiterhin eindeutig dem Bereich der Sozialpolitik (statt der Wirtschaftspolitik) zugeordnet worden. Entsprechend verfüge sie bis heute vor allem über Instrumente, um das Angebot von Arbeitskraft an eine veränderliche Nachfrage anzupassen, habe aber kaum Möglichkeiten, auf Arbeitsangebot oder -nachfrage selbst einzuwirken. Entsprechend liefen Beschäftigungs- und Arbeitsmarktpolitik oft unverbunden nebeneinander her, und teilweise (etwa im Falle der Brüning'schen Deflationspolitik) habe staatliche Wirtschaftspolitik sogar die Arbeitsmarktpolitik der öffentlichen Arbeitsverwaltung konterkariert. Das Arbeitsförderungsgesetz habe den Verzicht der Arbeitsverwaltung auf Beschäftigungspolitik dann 1969 gleichsam festgeschrieben, weil man die Anzeichen für das nahende Ende der Prosperitätsperiode nicht bemerkt habe und davon ausgegangen sei, dass Arbeitsmarktpolitik weiterhin unter Bedingungen von Wirtschaftswachstum und Arbeitskräftemangel stattfinden und die Hauptaufgabe in der Qualifizierung von Arbeitskräften bestehen werde, die von Rationalisierung betroffen seien. In Folge dieser Weichenstellung gleiche die öffentliche Arbeitsverwaltung seit 1973 einem Florettfechter, der sich auf ein Turnier für schwere Säbel verirrt habe: Sie sei kaum dafür gerüstet gewesen, mit einer kontinuierlich zunehmenden strukturell bedingten Arbeitslosigkeit umzugehen, und speziell der Zusammenbruch des ostdeutschen Arbeitsmarktes nach 1990 habe sie schlicht überfordert, da er alle Maßnahmen zu beruflicher Qualifizierung habe ins Leere laufen lassen. Unter diesen Bedingungen habe aktive Arbeitsmarktpolitik vor allem dazu gedient, Zeit zu gewinnen, den Anstieg der Arbeitslosenzahlen zu verlangsamen, einen Teil der Arbeitslosigkeit statistisch zu verdecken und deren soziale Folgen abzufedern. Dies sei im Prinzip eine beachtliche Leistung, doch habe speziell das Ausmaß der ABM-Maßnahmen in Ostdeutschland seit Mitte der 1990er massive Kritik hervorgerufen. Insgesamt würden Instrumente angebotsorientierter Arbeitsmarktpolitik unter Vorzeichen der „Standortdebatte“ auch im historischen Rückblick immer negativer beurteilt. Dabei sei ihre Effektivität bis heute nicht wirklich unter Beweis gestellt, da der seit 1927 bestehende Finanzierungsmodus ihre Wirksamkeit beeinträchtige. Eines der Grundprobleme der Arbeitsmarktpolitik bestehe nämlich darin, dass diese in Versicherungsform organisiert sei. Das Risiko von Arbeitslosigkeit sei jedoch letztlich unkalkulierbar, und so werde die Höhe von Beiträgen und Leistungen weniger versicherungsmathematisch berechnet und stärker politisch festgelegt als in anderen Zweigen der Sozialversicherung, was man durch staatliche Ausfallgarantien zu kompensieren suche. Entsprechend habe Arbeitsmarktpolitik bereits in ihrer ersten Bewährungsprobe (ab 1929), besonders aber seit 1973 im wesentlichen prozyklisch gewirkt, weil gerade bei steigenden Arbeitslosenzahlen (zuerst in der aktiven Arbeitsmarktpolitik) Einsparungen vorge-

nommen würden. Nach 1990 sei dann die Entscheidung, die öffentliche Arbeitsverwaltung weiterhin an die Arbeitslosenversicherung zu binden, einer der folgenreichsten Fehler der Wendezeit gewesen, der die Bundesanstalt in eine finanzielle Schieflage gestürzt habe. Für die vergangenen 15 Jahre stellte Schmuhl schließlich deutliche Veränderungen im Arsenal arbeitsmarktpolitischer Instrumente (speziell eine Ausweitung „aktivierender“ Elemente) fest, betonte aber, dass die Kontinuitätslinien weiter dominierten, denn zum einen bestehe eine (u.a. von Gewerkschaften getragene) „informelle ‚Große Koalition‘“ gegen aktivierende Arbeitsmarktpolitik, und zum anderen stabilisiere Arbeitsmarktpolitik weiterhin das „Normalarbeitsverhältnis“, während sie speziell Älteren, Ungelernten, Behinderten oder Frauen tendenziell den Zugang zum Arbeitsmarkt versperre.

### *Diskussion*

In der Diskussion zu diesem Beitrag wurde zunächst angemerkt, dass die ostdeutsche Beschäftigungskatastrophe nicht nur durch den maroden Zustand der DDR-Wirtschaft, sondern auch durch den Arbeitsplatzexport in den Westen zu erklären sei, wo 1,5 Mio. Arbeitsplätze geschaffen worden seien und zudem 500.000 Ostpendler arbeiteten. Zweitens wurde festgestellt, dass man es bei der Arbeitsmarktpolitik offenbar (ähnlich wie bei der Einkommensregulierung) mit einem weitgehend unveränderten Instrumentenset zu tun habe, das allerdings in einem grundlegend veränderten ökonomischen und sozialen Kontext ganz andere Wirkungen entfalte. Dies stelle die These der Pfadabhängigkeit selbst dann in Frage, wenn man den handwerklichen Trick akzeptiere, dass der behauptete Pfad stillschweigend für 20 Jahre und einen Weltkrieg unterbrochen werde. Zur oben skizzierten Kontinuitätslinie „Versicherungsprinzip“ wurde kritisch angemerkt, dass es stets eine Dualität von Versicherung und (steuerfinanzierter) Fürsorge gegeben habe, und nachgefragt, wie irreversibel diese Konstruktion sei. *Schmuhl* führte dazu aus, das Nebeneinander von Versicherung und Fürsorge sei in der Arbeitsmarktpolitik durch Verzögerungen beim Aufbau der Arbeitslosenversicherung in den 1920ern zustande gekommen, das ein Zwischenschalten von Krisenfürsorge und kommunaler Wohlfahrtserwerbslosenfürsorge notwendig gemacht habe. Diese Dualität sei von Anfang an umstritten gewesen, zumal sie zu einer bis heute wirksamen Rivalität zwischen Kommunen und Arbeitsverwaltung geführt und die stigmatisierende Unterscheidung zwischen arbeitsfähigen und nichtarbeitsfähigen Arbeitslosen verfestigt habe. Schließlich wurde vorgeschlagen, die Kontinuitätsthese auch in anderer Hinsicht zu relativieren: Zum einen werde derzeit die traditionelle Trennung zwischen aktiver und passiver Arbeitsmarktpolitik aufgehoben, die auf



der Annahme beruht habe, es seien ohnehin nicht genügend Arbeitsplätze vorhanden, und zum anderen gewannen Formen aushandlungsorientierter Regulierung (wie Eingliederungsvereinbarungen) an Bedeutung. Schmuhl entgegnete, es habe seit 1927 keine Trennung, sondern vielmehr eine enge organisatorische Verschränkung zwischen Arbeitslosenversicherung und der „eigentlichen Arbeitsmarktpolitik“ gegeben. Ob sich die Regulierungslogik von Arbeitsmarktpolitik derzeit grundsätzlich verändere, wage er nicht zu beurteilen: Zwar gewinne auf normativer Ebene die aktivierende Arbeitsmarktpolitik an Bedeutung, doch die Umsetzung in Regulierung verlaufe selektiv: Disziplinierende Elemente würden umgesetzt, die Förderung von Mündigkeit und Eigeninitiative bleibe auf der Strecke.

*Max Koch: Der bundesdeutsche Arbeitsmarkt im internationalen Vergleich*

*Koch* leitete seinen Beitrag (siehe Foliensatz und Thesenpapier in der Materialsammlung) mit der Ankündigung ein, er werde die Frage nach der Regulation des Arbeitsmarktes auf drei Aspekte (Lohnfestsetzung, sozio-ökonomische Regulation sowie Rolle des Staates) und den internationalen Vergleich auf die Niederlande, Schweden, Großbritannien und Deutschland beschränken. Vorab ging er auf einige zentrale Begriffe der Regulationstheorie ein: Unter einem Akkumulationsregime würden jene Phasen in der Entwicklung des Kapitalismus verstanden, in denen Produktions- und Konsumtionsnormen kompatibel seien. Als Regulationsweise bezeichne man ein Ensemble sozialer Netzwerke, Institutionen und Wertesysteme, das die Reproduktion des jeweiligen Akkumulationsregimes unterstütze, geographisch und zeitlich begrenzt sei und fünf (nicht weiter begründete) institutionelle Formen umfasse (Lohnverhältnis, Unternehmensform, Geld, Staat und internationale Regulation). Akkumulationsregime und Regulationsweise müssten sich allerdings nicht unbedingt entsprechen: So sei z. B. schon in den 1920ern Fließbandarbeit geleistet worden, während die institutionelle Absicherung der Dominanz von industrieller Massenproduktion erst Jahrzehnte später erfolgt sei. Sodann erläuterte Koch den Begriff „Lohnverhältnis“, der ein Set juristischer und institutioneller Bedingungen bezeichne, die Erwerbsarbeit und somit die Existenzform der Lohnabhängigen bestimmten, während man unter „Lohnfestsetzung“ Prozesse der Verallgemeinerung von Lohn- und Gehaltsnormen verstehe, etwa bi- oder trilaterale Verhandlungen auf Firmen-, Branchen- oder Gesellschaftsebene. Was nun die Lohnfestsetzung im Fordismus (als historischer Vergleichsfolie für die sozioökonomische Berichterstattung) betreffe, so sei die Akzeptanz fordistischer Produktionsmethoden einschließlich einer weitgehenden Kontrolle von Arbeitenden durch das Management dadurch kompensiert worden, dass Löhne und indi-



rekt auch Renten mit dem Produktivitätsfortschritt gestiegen seien. Zudem hätten Unternehmer die Rolle der Gewerkschaften bei Tarifverhandlungen, die Gewerkschaften umgekehrt das Monopol des Managements auf Kontrolle des Arbeitsprozesses akzeptiert. Ob sich derzeit ein „postfordistischer Kompromiss“ (also eine neue Kompatibilisierung von Akkumulationsregime und Regulationsweise) herausbilde, sei allerdings umstritten und nur empirisch zu beantworten. Im Bereich der Lohnfestsetzung sei jedenfalls zu beobachten, dass die Krise des Fordismus (und speziell die Internationalisierung der Wirtschaft) Veränderungsdruck erzeuge, der sich auf Ebene und Inhalt von Kollektivverhandlungen auswirke. Derzeit erfolge Lohnfestsetzung entweder einseitig kapitalorientiert (verhandelt meist auf Individual- oder Betriebsebene) oder aber „arbeitnehmerorientiert“ (Koch), wobei die Lohnkoordinierung weiter auf gesellschaftlicher oder Branchenebene erfolge und ein neuer Kompromiss zwischen Kapitalverwertung, Produktivitätswachstum, Lohnsteigerung und Arbeitsmarktpartizipation angestrebt werde. Von den damit angedeuteten Veränderungen sei auch die Rolle des Staates nicht unberührt geblieben: Im Fordismus habe der Staat das Lohnverhältnis unterstützt, indem er die Zyklen von Kapitalmärkten und Konsumgüterindustrie zu integrieren geholfen und den Interessenkonflikt zwischen Kapital und Arbeit (vor allem bei Lohnfragen) moderiert habe. Zudem habe er die Kapitalakkumulation durch Infrastrukturinvestitionen sowie durch antizyklische Finanz- und Wirtschaftspolitik befördert. Entsprechend sei der Staat nicht nur eine unverzichtbare Institution bei der „Einbettung“ von Marktkräften, sondern auch ein wichtiger ökonomischer Akteur gewesen. Im Zuge der Krise des Fordismus hingegen habe die wirtschaftliche Internationalisierung Regierungen gezwungen, von einer Nachfrage- zu einer Angebotsorientierung überzugehen und (in B. Jessops Terminologie) einen Wandel vom keynesianischen zum „schumpeterianischen“ Staat zu vollziehen, selbst wenn dies Nationalstaaten ausdrücklich nicht auf ausführende Organe globaler Sachzwänge reduziere. Vielmehr könne man zum einen „geschwächte Staaten“ ausmachen, die z. B. Arbeitskosten und Steuern einseitig im kurzfristigen Kapitalinteresse senkten, zum anderen jedoch auch „starke“ und engagierte Staaten, die angebotsorientierte Maßnahmen mit Reformen im Interesse abhängig Beschäftigter kombinierten, in Schlüsseltechnologien, Infrastruktur, Bildung und Arbeitsmarktpolitik investierten und eher auf eine Verbesserung von Arbeitsmarkt- und Sozialsystem als auf die Reduktion sozialer Sicherung setzten. Im Folgenden betonte Koch, dass Großbritannien sich insofern vom schwachen keynesianischen zum schwachen „schumpeterianischen“ Staat entwickle, als es nach wie vor kaum Lohnkoordinierung gebe und das Regulationssystem kapitalorientiert reformiert worden sei. Der schwedische Staat hingegen sei weiterhin

stark engagiert, tätige in der Krise beträchtliche Investitionen und trage durch seine Rolle bei der Erzeugung „neuer Kompromisse“ sogar selbst dazu bei, dass Lohnfestsetzung von gesellschaftlicher Ebene auf Branchenebene verlagert werde. Die Niederlande seien mittlerweile von der automatischen Lohnanpassung zu flexibleren Prinzipien übergegangen, was ihnen (aufgrund der Kombination von Teilzeitarbeit, Kombilöhnen und deren rentenrechtlicher Absicherung) den Titel „first part-time society of the world“ eingebracht habe, und auch dabei fungiere der Staat als entscheidender Akteur. In Deutschland schließlich sei das Lohnfestsetzungssystem formell beibehalten worden, werde jedoch durch die Aushöhlung des Flächentarifvertrages und die Aufwertung der Betriebsebene unterminiert. Hier finde (auch wegen des Verzichts auf staatliche Investitionen) eine Entwicklung vom „moderierenden“ zum „schwachen“ Staat statt, wobei man sich eher am britischen Modell orientiere. Ob sich diese Tendenzen zu einem kohärenten Wachstumsmodell verdichten würden, sei allerdings unklar. Zusammenfassend hob Koch hervor, dass kein automatischer Zusammenhang zwischen „Internationalisierung“ und nationalstaatlichen Reformen bestehe, sondern eine bemerkenswerte Heterogenität jeweils pfadabhängiger nationalstaatlicher Entwicklungswege festzustellen sei.

### *Diskussion*

In der Diskussion wurde zunächst das Problem angesprochen, dass Koch die „Stärke“ eines Staates vor allem an der Höhe der Staatsausgaben bzw. (nach eigenem Bekunden) an Reformen der Lohnfestsetzung festmache. Berücksichtige man hingegen z. B. das Ausmaß staatlicher Eingriffe in individuelle Lebensläufe, so könne man im deutschen Fall angesichts zunehmender Sanktionen im Rahmen der Hartzreformen kaum von einer Schwächung des Staates ausgehen. Zudem wurde angemerkt, dass Koch kleineren Ländern in seiner Übersicht stets einen starken, größeren Ländern hingegen stets einen schwachen Staat attestiere. Die Frage, ob dies verallgemeinerbar und auf die jeweilige Stärke von Partikularinteressen zurückzuführen sei, verneinte Koch mit dem Hinweis auf Irland, das als kleines Land ein wenig koordiniertes Lohnfestsetzungs- und Regulationssystem aufweise, sowie auf die Notwendigkeit, vor Beantwortung einer solchen Frage mehr Staaten in die Betrachtung einzubeziehen. Die Anregung, über den von Koch vorgeschlagenen Vergleich hinaus auch die Wechselwirkungen zwischen unterschiedlichen nationalstaatlichen Entwicklungspfaden in den Blick zu nehmen, weil die Stärke des einen Staates die Schwäche eines anderen Staates bedingen könne, wurde nicht weiter diskutiert. Schließlich wurde nach der Datenbasis des Vorgetragenen gefragt, wobei besonderes Interesse an den auf Länderebene aggregierten Daten geäußert wurde. Koch

führte aus, dass er vor allem Daten der Internationalen Arbeitsorganisation verwende, die insofern international vergleichbar seien, als national definierte Kategorien von ILO-Statistikern vereinheitlicht würden. Auf dieser Grundlage könne man ländervergleichende Zeitreihen von ca. 1970 bis heute anfertigen, wobei er den Datenmangel für die 1950er und 1960er Jahre durch den Kunstgriff auszugleichen suche, dass er die Daten von 1970 bis 1972 als „Normalmaß des Fordismus“ definiere. Dies sei nicht unproblematisch, erlaube es jedoch, bestimmte Umbrüche statistisch zu belegen, etwa in Hinblick auf die Wachstumsraten von Produktivität und Bruttoinlandsprodukt, auf die Arbeitsmarktbeteiligung von Männern und Frauen, auf die Bedeutungsverschiebung zwischen verschiedenen Branchen oder in Hinblick auf selbständige Tätigkeit, deren Anteil bis in die 1980er Jahre kontinuierlich gesunken sei, seitdem jedoch wieder zunehme. In vieler Hinsicht seien seine Zahlenreihen nur Ausgangspunkt für weitere Forschungen, und er würde es sehr begrüßen, wenn der Projektverbund seinen Ansatz in international vergleichender Perspektive weiter verfolge.

### **3.7 Arbeitsmarktmonitoring: Brüche oder Kontinuität der Regulierung?**

*Ulrike Kress: Nutzung arbeitsmarktpolitischer Informationssammlungen für eine Dauerberichterstattung*

Als Spezialistin für angewandte Informationswissenschaft betreut *Kress* das arbeitsmarktpolitische Informationssystem des IAB, das ursprünglich aus der Chronik arbeitsmarktpolitischer Ereignisse in der Printversion der „Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung“ hervorgegangen sei. Dort finde sich zum einen die arbeitsmarktpolitische Chronik, die sich etwa für Volltextsuche eigne, zum anderen die Rubriken „Aktuelles“ (mit neuen Chronikeinträgen, Presse und Links) sowie „Publikationen“ des IAB. Im Folgenden konzentrierte sich *Kress* auf die Möglichkeiten und Grenzen der Nutzung von arbeitsmarktpolitischer Chronik und arbeitsmarktpolitischer Linksammlung (siehe Foliensatz in der Materialsammlung) und betonte, dass diese Instrumente nur sehr begrenzt für arbeitsmarktpolitisches Monitoring einsetzbar seien. Verstehe man unter idealtypischem „Monitoring“ einen Dreischritt, der (a) aus der Dokumentation, aber nicht aus der Erklärung von Erreichung oder Verfehlung politischer Ziele, (b) aus der Operationalisierung und kontinuierlichen Beobachtung statistischer Indikatoren der Zielerreichung und (c) aus dem systematischen Feedback an unterschiedliche Steuerungsebenen bestehe, so könne die arbeitsmarktpolitische Chronik des IAB allenfalls zum ersten Schritt beitragen: Programmziele würden auf gesetzlicher, politischer und/oder admi-

nistrativer Ebene definiert. Wenn man nun Informationsquellen suche, die über die Zielauswahl Aufschluss gäben, so müsse man sich beispielsweise mit Gesetzestexten, EU-Grundsatzpapieren, Dokumenten zum Zielsystem der BA oder zu Zielsystemen dezentraler Akteure befassen, die u.a. auch über die IAB-Chronik zugänglich seien. Im Einzelnen enthalte dieses Informationssystem Grundsatzpapiere und Konzeptentwürfe, die (wie etwa das Schröder-Blair-Papier) der Zielfindung dienen; Dokumente zur politischen bzw. parlamentarischen Ausformung, also letztlich zur Zielbestimmung (darunter etwa Bundestagsdrucksachen); Papiere zur administrativen Umsetzung (im Sinne von Zielsteuerung bzw. Zielindikatoren), worunter etwa BA-Geschäftsanweisungen fielen; Informationen zur Bewertung der Zielerreichung, wozu Kress die Gutachten von Sachverständigenrat oder Wirtschaftsforschungsinstituten, aber auch Ergebnisse sozioökonomischer Berichterstattung zählt, und schließlich Dokumente zu Rechtsprechung bzw. Zielbegrenzung, wie sie beispielsweise der Europäische Gerichtshof produziere. Zur Analyse solcher arbeitsmarktpolitischer Dokumente schlug Kress das sog. Textmining vor, ein Verfahren explorativer Datenanalyse, das (laut Wikipedia) den Benutzer in Stand setzen solle, mit statistischen und linguistischen Mitteln relevante Informationen aus Textdaten zu filtern und auf dieser Grundlage Hypothesen zu generieren, zu überprüfen und zu verfeinern. So sei es etwa möglich, eine Auswertung der Literaturdatenbank LitdokAB in Hinblick auf die Häufigkeit der Vergabe arbeitsmarktpolitischer Schlagworte oder eine Begriffssuche im arbeitsmarktpolitischen Informationssystem vorzunehmen. Abschließend demonstrierte Kress am Beispiel der Schlagworte „sozialpolitische Orientierung“ und „strukturpolitische Orientierung“ (1969-2005) eindrücklich, welche Veränderungen im Zeitverlauf in der Häufigkeit von Begriffsverwendungen auftraten.

### *Diskussion*

Im Anschluss an diesen Beitrag wurde die Frage aufgeworfen, inwiefern man auf Grundlage solchen Datenmaterials auch sozialwissenschaftlich aufwändigere Verfahren, etwa Inhaltsanalysen oder historische Diskursanalysen, durchführen könne, und ob es nicht sinnvoll sei, den einzelnen Einträgen eine kurze Kommentierung voranzustellen. In ihrer Entgegnung betonte Kress zum einen, wenn man über die vorliegenden Textfiles bibliometrische Programme laufen lassen, seien z. B. durchaus auch clusteranalytische Verfahren vorstellbar. Zum anderen wies sie darauf hin, dass eine Verbesserung der Nutzungsmöglichkeiten weniger von einem Ausbau der IAB-Chronik (im Sinne einer Anfertigung von Kurzkomentaren) als von deren Verlinkung mit anderen Informationssammlungen (etwa mit der sozialpolitischen Chronik

von J. Steffen) zu erwarten sei. Auf jeden Fall sei künftig eine Verbreiterung der Datenbasis in dem Maße möglich, wie e-books an Bedeutung gewinnen, welche die heute bestehenden urheberrechtlichen Probleme hinfällig machen würden.

*Volker Baethge-Kinsky: Monitoring und Sozialberichterstattung. Der „Monitor Arbeitsmarktpolitik“ im Vergleich*

Auch *Baethge-Kinsky*, der sich kurzfristig bereit erklärt hatte, in Vertretung von Alexandra Wagner deren gemeinsam durchgeführtes Projekt „Monitor Arbeitsmarktpolitik“ vorzustellen, leitete seinen Beitrag (siehe Foliensatz in der Materialsammlung) mit einer Bemerkung zum Konzept des Monitoring ein. Darunter verstehe man die (Dauer-) Beobachtung eines bestimmten Systems zum Zwecke kurzfristiger Steuerung, wobei es vor allem um die Bereitstellung von Ergebnissen, deren Transfer zu verantwortlichen Akteuren sowie die (korrigierende) Umsetzung dieser Ergebnisse durch die Akteure gehe. Zu unterscheiden sei dabei zwischen quantitativem Monitoring, das auf der Beobachtung statistischer Größen beruhe, und qualitativem Monitoring, das der Beobachtung und Bewertung von Prozessen sowie von deren Zielerreichung oder Nebeneffekten diene. Sodann führte *Baethge-Kinsky* drei Beispiele für Arbeitsmarktmonitoring an: Zunächst verwies er auf die Arbeitnehmerkammer Bremen, die auf ihrer Webseite eine breite Palette von (in der Regel unkommentierten) Dokumenten zur Sozialpolitik (inklusive Arbeitsmarktpolitik) bereitstelle und per Newsletter über neueingestellte Beiträge informiere. Obwohl durchaus analytische Dokumente einbezogen würden, werde kein analytischer Anspruch erhoben. Vielmehr handle es sich um ein Serviceangebot, das politische Debatten begleiten solle. Als zweites Beispiel nannte *Baethge-Kinsky* das Europäische Beschäftigungsobservatorium. Mit dem Ziel, einen Beitrag zur Entwicklung der Europäischen Beschäftigungsstrategie zu leisten, würden dort Informationen zu Beschäftigungspolitiken und Arbeitsmarkttrends bereitgestellt. Schon 1982 sei mit MISEP ein Netzwerk zum Austausch von Informationen über Programme und Praxis der Arbeitsmarktpolitik zwischen Arbeitsmarktverwaltungen und der Öffentlichkeit etabliert worden. 1989 sei mit SYSDÉM ein Gemeinschaftssystem zur Dokumentation von Evaluierungen und Forschungsarbeiten zur Beurteilung von Arbeitsmarktpolitik gefolgt, das später im Kontext der EU-Beschäftigungsstrategie auch zur Ad-Hoc-Beratung der Kommission herangezogen worden sei. Ebenfalls 1989 sei EBO, das Europäische Beschäftigungsobservatorium, gestartet, und 1997 sei mit RESNET ein Forschungsnetzwerk zur wissenschaftlichen Beratung des EBO gegründet worden, das allerdings derzeit nicht aktiv sei. Zur Arbeitsweise des Europäischen

Beschäftigungsobservatoriums wurde ausgeführt, dass ein Netz nationaler Korrespondent/innen schriftliche Informationen zusammentrage, sich auf regelmäßigen Konferenzen treffe und zudem für Ad-Hoc-Beratungen zur Verfügung stehe. Dokumentiert seien die EBO-Arbeiten in Form der Basisinformationsberichte (BIB) im Internet, der EBO-Berichte zur Beurteilung ausgewählter arbeitsmarktpolitischer Trends und Maßnahmen, der Protokolle von Korrespondent/innen-Meetings im Internet sowie der Informationsplattform (Peer Review Programm). Erkenntnisse über Fragen der Arbeitsmarktregulierung seien auf dieser Basis zu gewinnen, indem man das empirische Material für eigene Fragestellungen nutze, indem man durch Ländervergleiche den jeweiligen Einfluss nationalstaatlicher Politik analysiere oder schlicht die Befunde der SYSDÉM-Analysen rezipiere. Allerdings werde ausdrücklich keine umfassende Beobachtung betrieben, sondern es würden einzelne Fragestellungen und Themen behandelt, deren Auswahl sich an der Europäischen Beschäftigungsstrategie orientiere und die zudem meist nicht kontinuierlich verfolgt würden. Als drittes Beispiel führte Baethge-Kinsky schließlich den „Monitor Arbeitsmarktpolitik“ an, an dem er selbst im Auftrag der Hans-Böckler- und Otto-Brenner-Stiftung mitwirke. Dabei handle es sich insofern um ein neuartiges Projekt, als ein wissenschaftsgestütztes Monitoring von Umsetzung und Konsequenzen der aktuellen Arbeitsmarktreformen, ein interessengeleiteter Informationstransfer samt adressatenspezifischer Aufbereitung sowie dialogisches Arbeiten angestrebt werde. Dabei sollten Informationen unterschiedlicher Art nicht nur gesammelt, sondern themenbezogen verknüpft, analytisch verarbeitet und zusammenfassend bewertet werden, indem man Elemente von Monitoring, Berichterstattung und Metaevaluation miteinander verbinde. Der analytische Anspruch des Projektes bestehe darin, Information und Beobachtung mit Interpretation und Analyse zu verbinden, indem man eigene Bewertungskriterien erarbeite, vorhandene Daten interpretiere, selbst hypothesengeleitete Datenanalysen vornehme, die offizielle Hartz-Evaluation und andere wissenschaftliche Studien kritisch kommentiere und Überlegungen zu alternativen Gestaltungsmöglichkeiten anstelle. Dabei sei man den Prinzipien der Vollständigkeit, der zusammenhängenden Betrachtung sowie der Aktualität verpflichtet und greife auf gesetzliche und untergesetzliche Materialien, qualitative Sekundäranalysen, Praxiswissen und sekundärstatistische Analysen zurück. Erkenntnisse zu Fragen der Arbeitsmarktregulierung verspreche man sich vor allem von der Darstellung des Zusammenhangs von Regulierung und Wirkung (etwa durch den Vergleich der Situation vor und nach einer Reform), von der Identifizierung von (regionalen oder organisatorischen) Einflussfaktoren auf Wirkungen der Regulierung (zu denken wäre etwa an den Unterschied zwischen ARGE und Optionskommunen)



sowie von der Beobachtung intendierter und nicht intendierter Effekte, also der Einbeziehung von Nebenwirkungen und mittelbaren Effekten. Allerdings verfüge man bei diesem Vorhaben nur über begrenzte Ressourcen und eine begrenzte Laufzeit, so dass man sich auf aktuelle Prozesse mit hoher Relevanz für politische Entscheidungen konzentrieren müsse. Zusammenfassend bemerkte Baethge-Kinsky, dass Monitoring-Ansätze durchaus als Quelle für Sozialberichterstattung dienen könnten, selbst wenn ihre Ergebnisse nicht unmittelbar zu übernehmen seien. Ihr jeweiliger Nutzen sei jedoch abhängig vom Umfang beobachteter Indikatoren und somit von der Komplexität des Monitoring; von der Beobachtungsdauer, die entscheidend dafür sei, ob man Zeitvergleiche anstellen und mittel- oder langfristige Effekte erfassen könne; vom Grad der Aufbereitung bzw. analytischen Verdichtung der Beobachtungsergebnisse sowie von den zugrundegelegten Bewertungskriterien. Der „Monitor Arbeitsmarktpolitik“ zum Beispiel biete im Prinzip durchaus die Möglichkeit, flexibel auf einen präzisierten Bedarf von Sozialberichterstattung zu reagieren. Allerdings müsse zuvor geklärt werden, welche Trends mit welchen Indikatoren beobachtet werden sollten.

### *Diskussion*

Im Anschluss an diesen Beitrag wurde zunächst nach den Kriterien gefragt, nach denen im „Monitor Arbeitsmarktpolitik“ über die Auswahl der zu behandelnden Themen entschieden werde. Dazu bemerkte Baethge-Kinsky, die Diskussion mit einem „Praxisnetzwerk“ aus Personen, die mit der Umsetzung von Arbeitsmarktpolitik betraut seien, weise in vieler Hinsicht den Weg zu zentralen Problemen, welche die Wirkungsforschung berücksichtigen müsse. Zudem könne man sich an bereits vorliegenden Daten orientieren, von deren Zusammensicht man sich wichtige Erkenntnisse verspreche. Auf die Nachfrage, inwiefern auch qualitative Analysen angestrebt würden, verwies Baethge-Kinsky darauf, dass er parallel an einem Projekt zur teilnehmenden Beobachtung von Vermittlungsprozessen im SGB II-Bereich mitwirke, dessen Ergebnisse im Monitoring berücksichtigt werden könnten. Grundsätzlich habe das „Monitoring Arbeitsmarktpolitik“ jedenfalls mit der Sozioökonomischen Berichterstattung die Kombination von „großem Anspruch und systematischer Überforderung“ gemein.



### 3.8 Regulierung des Umbruchs – Umbruch der Regulierung?

*Peter Bartelheimer: Schlussfolgerungen aus den Diskussionen des Werkstattgesprächs*

*Bartelheimer* leitete seine Ausführungen mit einem Dank an das BMBF für den großen Luxus ein, mit Expert/innen gezielt die Probleme und Fragestellungen sozioökonomischer Berichterstattung beraten zu können. Die Erfahrung mit den ersten beiden Werkstattgesprächen zeige, dass auch Luxuskonsum anstrengend sei, und der Projektverbund nun noch stärker als vorher in der Pflicht stehe, einen guten zweiten Bericht vorzulegen. Seines Erachtens müsse der Projektverbund bei jedem der Werkstattgespräche eine Haltung einnehmen, wie sie in Sigmund Freuds „Ratschlägen für den behandelnden Arzt“ beschrieben sei. Dies beinhalte, den Diskussionen eine „gleichbleibende, frei schwebende, freundliche Aufmerksamkeit“ entgegenzubringen. In unserem Falle lade der Patient gleich viele Therapeuten zum Consilium, und es müsse bei einer solchen Veranstaltung vor allem darum gehen, Anregungen zu sammeln und nicht zu früh „zuzumachen“, etwa indem man sofort nach Operationalisierungen frage. Darüber hinaus wohne jeder Beratung eine gewisse Asymmetrie inne, und es brauche nun einige Zeit, diese Asymmetrie umzukehren, indem man die empfangenen Ratschläge aktiv in die eigene Lebenspraxis umsetze. Beides stehe letztlich in Widerspruch zu der Aufgabe, ein Schlusswort zu halten, und entsprechend könne er im Folgenden nur einen Zwischenstand seiner persönlichen Überlegungen vortragen.

Nach Bartelheimers Einschätzung wurde zunächst die Annahme des Projektverbundes bestätigt, dass die meisten Tatsachen, die für die Berichterstattung von Interesse seien, sowohl eine ökonomische als auch eine soziale Seite hätten. Dies gelte für Erwerbsarbeit, die Pries als Zusammenspiel von Beschäftigungsbeziehungen, Arbeitsbeziehungen und Partizipations- bzw. Anerkennungsbeziehungen definiert habe, ebenso wie für Bildung mit ihren von Solga genannten Elementen (von formaler Kompetenzausweisung und –zuschreibung über die Einbindung in Netzwerke bis hin zu Identitätsstiftung). Auch das von Auth betonte Phänomen, dass tarifliche und staatliche Arbeitszeitregulierung gerade vor dem Hintergrund veränderter Geschlechterverhältnisse als ambivalent erlebt werde, und Kochs Feststellung, dass Produktions- und Konsumtionsnormen mehr oder weniger kompatibel sein könnten, verwiesen auf die Bedeutung sozioökonomischer Kategorien für die Berichterstattung. Zweitens habe die Umbruchhypothese insofern eine Bestätigung erfahren, als sie ganz offensichtlich ein „sensitizing concept“ darstelle, das fruchtbare Diskussionen auslöse. Allein schon die Fülle mate-

rieller Veränderungen seit 1973, die im Laufe des Werkstattgesprächs angesprochen worden sei, spreche dafür, sich weiter mit der Vorstellung von einem Umbruch zu befassen. Erinnert wurde etwa an den Verzicht auf makroökonomische Regulierung, an die Abkehr vom Goldstandard, an die Aufnahme einer neoliberalen Rezeptur, an die zunehmende Wirtschaftssteuerung über Finanzmärkte, an die wachsende Einkommenspolarisierung, an den Übergang von kollektiver Arbeitszeitverkürzung zu individueller Abweichung nach oben oder unten, zu Arbeitszeitflexibilisierung und Arbeitszeitverlängerung (auf Betriebsebene), an die Reduzierung des Anteils der Nettoeinkommen aus unselbständiger Arbeit am Volkseinkommen (von 56% auf weniger als 40%), an das Entstehen tarifvertragsfreier Zonen, an den Beginn von Frauengleichstellungspolitik, an die Trendwende in der Rentenversicherung (mit der Entlastung von Unternehmen ab 1992), an die Zunahme der Arbeitslosigkeit ab 1973 oder an die Trendumkehr bei der Selbständigkeit. Am wenigsten Widerspruch gegen die Umbruchsannahme habe Koch geäußert, der selbst davon ausgehe, dass Akkumulationsregime und Regulationsweise sich in manchen historischen Perioden nicht entsprechen und der Fordismus vorbei oder zumindest in eine Krise geraten sei. Auth hingegen habe zwar gegen den Begriff des Umbruchs eingewandt, man habe es eher mit einem langsamen und widersprüchlichen Wandel zu tun, gleichzeitig aber betont, auch die Rede von Wandel sei unbefriedigend, weil sie eigentümlich täter- und subjektlos sei. Schäfer, der anfangs allenfalls von einer Kluft zwischen gleichbleibender Regulierung und veränderter Realität, aber nicht von Umbruch habe sprechen wollen, habe später betont, dass Veränderungen in Zusammenspiel und Ausmaß von Einkommensregulierung im Ergebnis durchaus zu qualitativen Sprüngen führen könnten. Schließlich habe Betzelt in Hinblick auf Geschlechterarrangements von einem Nebeneinander uneinheitlicher Leitbilder mit schichtspezifischer Geltung und von der Möglichkeit gesprochen, dass Regulierung und soziale Praxis sich nicht entsprechen. Auch der Projektverbund verstehe unter Umbruch kein punktuell Ereignis, keine synchrone Entwicklung in allen Bereichen, sondern gerade einen langsamen und widersprüchlichen Vorgang. Eine Aufgabe der Berichterstattung werde es sein, Chronologien verschiedener Entwicklungen zu rekonstruieren und sie „übereinander zu legen“, um zu erkennen, wo sich Veränderungen verdichteten. Allerdings müsse der Projektverbund den Einwand ernst nehmen, dass ein Umbruch teilweise in der politischen Absicht behauptet werde, einen Umsturz aktiv herbeizuführen. Man müsse daher Wege finden, das Umbruchkonzept so zu fassen, dass es unbequem bleibe und nicht instrumentalisiert werden könne.

Was den Anspruch des Projektverbundes betreffe, Regulierungsaspekte stärker als bisher in die Berichterstattung einzubeziehen, so bestehe Einigkeit darüber, dass keine vollständige Theorie gesellschaftlicher Regulierung, sondern ein Konzept mittlerer Reichweite benötigt werde, das „eklektisch“ genug sei, um an viele Konzepte und Theorien anzuschließen. Viel spreche dafür, den Regulierungsbegriff weit zu fassen und (wie Mayer-Ahuja einleitend vorgeschlagen habe) tatsächlich Staats-, Unternehmens- und Haushaltsstrategien einzubeziehen, die sich zueinander konterkarierend und komplementär verhalten könnten. Immerhin sei Regulierung als „bewusste und planmäßige Rückwirkung der Gesellschaft auf die naturwüchsige Gestalt ihres Produktionsprozesses“ letztlich keine „parlamentarische Hirnweberei“, sondern ein Ergebnis von Kämpfen (K. Marx: Kapital I, 503). Bartelheimer schlug vor, sich speziell den Institutionen-Begriff von Pries, den Regimebegriff von Betzelt sowie den Begriff der Regulationsweise von Koch genauer anzuschauen und auch dem Verhältnis von Struktur und Regulierung weiter nachzugehen: Immerhin habe z. B. Pries Regulierung (in Abgrenzung von Strukturierung) als aktive Neuaushandlung, Definition und Kontrolle der Verfassung von Erwerbsarbeit definiert, während Baethge von „Regulierung durch Struktur“, also letztlich von der stummen Macht des Institutionensystems gesprochen habe. Zudem seien Probleme mit dem Begriff der individuellen Regulierung deutlich geworden, weil diese erst in dem Moment nachvollziehbar werde, wenn sich individuelle Strategien kollektiv bündelten. Schließlich sei der heuristische Wert der Vorstellung von einem Kräftefeld weiter zu prüfen, denn immerhin könne die komplexe Wechselwirkung zwischen Staats- Unternehmens- und Haushaltsstrategien erklären, warum manche Regulierungsaktivitäten mehr Wirkungen zeigten als andere: Ein Schalter funktioniere eben nur, wenn Spannung (etwa zwischen Regulierung und sozio-ökonomischen Zusammenhängen) bestehe. Allerdings müsse man wohl auch in Zukunft damit umgehen, dass es speziell im Regulierungsbereich erhebliche Messprobleme gebe und man statt nach eindeutigen Kausalbeziehungen wohl eher nach „losen Kopplungen“ Ausschau halten müsse. Um den Regulierungsbegriff empirisch zu operationalisieren, müsse man das Regulierungsgeschehen jedenfalls zunächst handhabbar zerlegen, und vielleicht mache es Sinn, sich dabei an den von Pries genannten erwerbsregulierenden Institutionen (Netzwerk, Beruf, Markt, Organisation und öffentliches Regime) zu orientieren. In diesem Falle könne man Länder und verschiedene historische Situationen in Hinblick auf die jeweilige Bedeutung einzelner Institutionen vergleichen und so verschiedene Regulierungsprofile oder –modi identifizieren. Umbruch bedeute jedenfalls selten, dass eine regulierende Institution ganz verschwinde. Vielmehr sei zu erwarten, dass sich das relative Gewicht von Institutionen, die spe-

zifische Form einer Institution (etwa des Betriebes) oder das Verhältnis von Institutionen zu einander verändere, und auch gesellschaftliche Vorstellungen darüber, bei welchen Gegenständen Regulierung „als legitim erachtet und als normal erwartet wird“ (Pries) sollten berücksichtigt werden. Weil begründeter Verdacht bestehe, dass man zumindest das relative Gewicht einzelner Institutionen (grundsätzlich) messen könne, gelangte Bartelheimer zu dem beruhigenden Fazit: „Da geht was!“

Abschließend nahm er zu konkreten Möglichkeiten der Rückbindung solcher Überlegungen an die sozioökonomische Berichterstattung Stellung: Erstens solle der Projektverbund keine Dauerbeobachtung gesamtgesellschaftlicher Regulierung anstreben. Zweitens dürfe die Rede von „losen Kopplungen“, nachdem man sich von der Hoffnung auf eindeutige Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge verabschiedet habe, nicht zu einer Ausrede für ungenügende begriffliche Klärung und statistische Messinstrumente verkommen. Drittens bestehe ein zentrales Problem darin, dass man oft nur Regulierungsaspekte betrachten könne, die bereits statistisch erfasst seien, an denen also institutionelles Interesse bestehe. Man müsse jedoch teilweise gerade Aspekte, die nicht verändert würden, in den Blick nehmen, um z. B. überhaupt auf das von Schäfer angesprochene Phänomen von gleichbleibender Regulierung und veränderter Realität aufmerksam zu werden. Grundsätzlich böten sich zwei Vorgehensweisen im Umgang mit Regulierungsfragen an: Man könne von den Gegenständen her denken, also z. B. Daten zu Verdienermodellen und Zeitstrukturen betrachten und in einem nächsten Schritt deren Regulierung bzw. institutionellen „Hof“ beschreiben. Zum anderen könne man gezielt ein Datenangebot für die aktuelle Regulierungsagenda machen, also zum Beispiel statistisch messbare Veränderungen aufzeigen, die für Entscheidungen über Elterngeld oder Kombilöhne relevant seien. Allerdings müsse man vor allem bestehendes Wissen über die Entwicklung von Institutionen und Regulierung nutzen, wenn man gewichtete Chronologien und lange Zeitreihen übereinander legen wolle, um Schwerpunkte von Regulierung auszumachen. Die Kartierung des Regulierungsgeschehens selbst hingegen müsse man dem Monitoring bzw. der Politik- und Geschichtswissenschaft überlassen.

Im Anschluss an diesen Beitrag wurde angeregt, sich das Verhältnis von sozialstrukturellem Wandel und Regulierung genauer anzuschauen, weil es durchaus nicht nur in der Bildungspolitik vorkomme, dass sozialstruktureller Wandel der Regulierung vorausgehe oder dass man durch Regulierung sozialstrukturellen Wandel aufzuhalten versuche. Zweitens hieß es, man solle Umbruch nicht nur als Institutionenwandel diskutieren, sondern auch politische und philosophische Diskurse mit einbeziehen. Drittens wurde dem Projektverbund nahe ge-

legt, personenbezogene Konzepte stärker zu beachten, weil etwa die Frage, wie sich Regulierung auf den individuellen Handlungsspielraum auswirke, für deren Beurteilung zentral sei.

Insgesamt wurde die entspannte und uneitle Atmosphäre sowie die Qualität der Diskussionen bei diesem Werkstattgespräch gelobt. Die Organisatorin und Dokumentarin der Veranstaltung schließt sich diesem Urteil hiermit ausdrücklich an und bedankt sich noch einmal bei allen Beteiligten für zwei ungeheuer anregende Tage!

## 4. Werkstattgespräch 3: Ostdeutschland – fragmentierte Entwicklung

(Autor: Rainer Land, Thünen-Institut)

### 4.1 Fragmente zum Thema Fragmentierung

*Rainer Land: Fragmentierung, Exklusion und Schrumpfung – Leitbegriffe einer Beschreibung des Umbruchs Ostdeutschlands?*

Im Ausgangspunkt des Einführungsbeitrags von *Rainer Land* (vgl. auch Foliensatz in der Materialsammlung) steht die Frage, in welchem Verhältnis die sozioökonomische Entwicklung in Ostdeutschland zum Umbruch des Wirtschafts- und Sozialmodells in Deutschland und in Europa steht. Auch wenn die Transformation einer staatssozialistischen Gesellschaft und der spezifische Transformationspfad des Beitritts der Länder der DDR zur Bundesrepublik Deutschland das Entwicklungsszenario seit 1990 in hohem Maße bestimmen, wird die ostdeutsche Entwicklung nicht primär als Sonderfall, sondern als Teil des Umbruchs insgesamt verstanden und analysiert. Umbruch in Deutschland und Transformation in Ostdeutschland können nicht als zwei nebeneinander und sich bestenfalls überlagernde Prozesse verstanden werden. Vielmehr hängt die Lösung der Entwicklungsprobleme in Ostdeutschland in hohem Maße vom Verlauf des Umbruchs in Deutschland insgesamt ab, wie auch umgekehrt die Bewältigung der Umbruchsprobleme im westlichen Teil Deutschlands nicht ohne die Entwicklung in Ostdeutschland erfolgen kann. Obwohl die ostdeutsche Entwicklung durch eine Reihe transformationsbedingter Spezifika charakterisiert ist, muss sie als Teil des Umbruchs des deutschen Wirtschafts- und Sozialmodells verstanden, erforscht und in der sozioökonomischen Berichterstattung dargestellt werden.

Im Einleitungsbeitrag rekapituliert Rainer Land zunächst vorangegangene Umbrüche der kapitalistischen Sozialökonomik (große Depression, Weltwirtschaftskrise) und die Entstehung des fordistischen Wirtschafts- und Sozialmodells nach dem Zweiten Weltkrieg. Dabei entstanden zwei verschiedene und zumindest in der Verfasstheit ihrer Institutionen gegensätzliche Varianten, deren Vorgeschichte für die Transformation und Integration der beiden deutschen Gesellschaften berücksichtigt werden muss. Die westliche europäisch-angelsächsische Variante des Fordismus hatte ihren Ursprung in den USA, verbreitete sich nach dem Zweiten Weltkrieg in den entwickelten kapitalistischen Industrieländern und war in den 1950er und

1960er Jahren Grundlage des deutschen „Wirtschaftswunders“. Die staatssozialistische Variante hatte ihren Ausgangspunkt in der stalinistischen Industrialisierung der 1930er und 1940er Jahre in der Sowjetunion. Der Versuch einer planwirtschaftlichen Steuerung einer auf der fordistischen Massenproduktion basierenden Industrieentwicklung bestimmte dann nach dem Zweiten Weltkrieg die wirtschaftliche Entwicklung in der Sowjetunion, den mittel- und osteuropäischen Ländern des sowjetischen Einflussbereichs, vor allem des RGW und eben auch im Osten Deutschlands, in der SBZ und der DDR.

Mit dem beginnenden Umbruch in den 1970er und 1980er Jahren begann weltweit die Erosion der fordistischen Sozialökonomik, die sich in Wachstumsschwäche, einer steigenden Sockelarbeitslosigkeit und zunehmenden Funktionsdefiziten der sozialökonomischen Regulation niederschlugen. Dabei gelang es den entwickelten kapitalistischen Industrieländern mehr oder weniger, die Funktionsdefizite zu kontrollieren, zu kompensieren und zu versuchen, Innovationsprozesse zur wirtschaftlichen und sozialen Stabilisierung einzuleiten. Unabhängig davon, ob man den Reorganisationsprozess der entwickelten kapitalistischen Fordismen der 1980er Jahre für nachhaltig hält oder nicht – fest steht, dass die staatssozialistischen Fordismen (und viele Schwellenländer) die schwächeren Glieder waren. Faktisch zeigte sich schon Ende der 1970er Jahre, dass sie nicht in der Lage waren, die Umbruchsfolgen zu kontrollieren. Die fehlende Fähigkeit, mit Innovationen oder wenigstens Anpassungen auf den Umbruch zu reagieren und sich an die veränderten weltwirtschaftlichen Bedingungen anzupassen, führte zu einer anhaltenden Stagnation und zunehmenden Funktionsdefiziten. Man lebte von der Substanz (bzw. von Krediten). Die in der sozialistischen Industrialisierung nach dem Zweiten Weltkrieg aufgebauten Potenziale wurden nicht nur nicht mehr weiterentwickelt, sondern auch immer weniger reproduziert. Kapitalstock und Infrastruktur zerfielen. Der Niedergang und Zusammenbruch der staatssozialistischen Wirtschaftssysteme und die anschließende Transformation in kapitalistische Marktwirtschaften sind global betrachtet also Teil der Erosion und des Umbruchs der fordistischen Sozialökonomik.

„Mit der deutschen Einheit wurden in Deutschland zwei historisch verschiedene Fordismustypen verbunden, die allerdings *auch* viele historisch begründete Gemeinsamkeiten aus der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte hatten. Mit dem Transfer eines weitgehend fordistisch geprägten Systems von Institutionen und oft auch Organisationen waren aber die eigentlichen Probleme nicht gelöst, denn beide Gesellschaften befanden sich im Umbruch. Die Integration der sozialökonomischen Strukturen und Ressourcen der DDR in die der BRD erfolgte in den Umbruch dieser Strukturen hinein. Die Transformation wurde ein Teil des



Umbruchsszenarios in Ost- und in gewisser Weise auch in Westdeutschland. Unter diesen Voraussetzungen konnte man allerdings keine schnell in Gang kommende fordistische Entwicklung, keine Kopie der westdeutschen Fordismusvariante erwarten, sondern eher zusätzliche Verluste an Kohärenz. Im Wesentlichen hat die deutsche Einheit die Dysfunktionalitäten des Wirtschafts- und Sozialmodells, insbesondere der Sozialsysteme, aber auch der Erwerbsarbeit und der Wirtschaftsstrukturen erhöht, dabei aber wohl auch ihre institutionelle Reorganisation verzögert.“ (Land, S. 7)

In einem zweiten Teil des Einleitungsbeitrags stellt R. Land wichtige Merkmale eines idealtypischen Modells fordistischer Wirtschafts- und Sozialentwicklung und des dazu gehörigen Teilhabemodells dar, das die Entwicklung des Wirtschaftssystems mit der Entwicklung der Lebensweisen der Individuen koppelt. Dieses Grundmodell fordistischer Entwicklung hat für die Darstellung des Umbruchs vor allem eine erkenntnistheoretische Funktion, weil es ermöglicht, den Umbruch als partielle und tendenzielle Auflösung der Kohärenzen fordistischer Entwicklungen und als offenen (und bislang nicht abgeschlossenen) Suchprozess nach neuen Entwicklungspfaden darzustellen.

Der zunehmende Verlust an Kohärenz des Wirtschafts- und Sozialmodells lässt sich an der ostdeutschen Entwicklung exemplarisch im Zeitraffer beobachten. Die zentralen Befunde lassen sich mit drei Schlagworten benennen, die auch der sozioökonomischen Berichterstattung über Ostdeutschland zugrunde gelegt werden sollen: *Fragmentierung*, *Exklusion*, *Schrumpfung*.

- 1. *Fragmentierte* wirtschaftliche Entwicklung bedeutet, Parallelität einerseits der Auflösung, der Modernisierung und Reorganisation der fordistischen Produktionsmodelle, Wirtschaftsstrukturen und Clusterstrukturen; gleichzeitig aber andererseits das Entstehen neuer „nachfordistischer“ Elemente (Branchen, Produkte, Verfahren, Organisationsformen, Arbeitsformen, Lebensweisen), die nicht voll passfähig sind, deren Zukunft noch ungewiss ist und die sich (noch) nicht kohärent mit den anderen, den modernisierten Teilen der alten (vorher fordistischen) Wirtschafts- und Sozialstruktur verbinden. Daraus folgt ein Nebeneinander von Aufwärts- und Abwärtsentwicklungen bei schwacher Synchronität.
- 2. Gesellschaftliche *Exklusion* ist vor allem die Folge der tendenziellen Auflösung des fordistischen Modells der Erwerbsarbeit durch die hohe Arbeitslosigkeit und durch das Entstehen neuer, nicht am Modell der fordistischen Erwerbsarbeit ausgebildeter, sogenannter „atypischer“ Formen der Erwerbsarbeit wie Mini- und Midi-Jobs, befristete Beschäftigung, neue Formen abhängiger Selbständigkeit usw. Das alte Modell sozialstaatlich

eingebetteter fordistischer Erwerbsarbeit und die entstehenden neuen Formen der Erwerbsarbeit existieren nebeneinander, passen aber schlecht zusammen; die Dysfunktionalität zeigt sich besonders in den Sozialsystemen und ihrer Finanzierung. Überflüssige Erwerbsbevölkerung, die Entstehung eines neuen Typs multipler sozialer Problemlagen und eines neuen gesellschaftlichen Verfahrens zur Bearbeitung dieser Problemlagen, von uns „sekundärer Integrationsmodus“ genannt, sind Folgen, die mit einer Auflösung des fordistischen Teilhabemodells einhergehen.

3. In den ostdeutschen Regionen beobachten wir ein Nebeneinander von konzentriertem, eher punktuelltem Wachstum und diffusen, teilweise eskalierenden *Schrumpfungsprozessen*. Es entsteht nicht nur überflüssige Erwerbsbevölkerung, es finden sich auch überflüssige Industrieanlagen, die nicht mehr durch absehbare Umnutzungen aktivierbar sind und vorläufig liegen bleiben, überflüssige Teile der Infrastruktur, überflüssige Wohnungen und ganze Stadtteile. Der Funktionsverlust von Dörfern, Kleinstädten und einzelnen Teilen auch der Metropolen charakterisiert diese Art von Schrumpfung. Ein Teil der „Orte“ (Städte, Stadtteile, Dörfer) findet neue, andere Funktionen und damit eine neue inhaltliche Grundlage, einen Strukturierungsgrund, eine Richtung für ihre Reorganisation. Aber ein großer Teil agiert noch unbestimmt zwischen verschiedenen unsicheren Optionen (mühsam werdender Erhaltung alter und Suche nach neuen Funktionen). Andere finden keine Ansätze, die nicht abwanderungsfähige Bevölkerung verbleibt in solchen sozial verfallenden Stadtteilen, in Reststädten und Restdörfern.

Fragmentierung, Exklusion und Schrumpfung verstehen wir als Merkmale des ostdeutschen Umbruchsszenarios. Zugleich aber sollen in der Erosion der fordistischen Sozialökonomik auch die Prozesse und Ansatzpunkte aufgezeigt werden, die über die Erosion hinausweisen und als offene Suchprozesse aufzufassen wären, die unter Umständen (unter künftigen Umständen, die wir nicht genau kennen) in sozialökonomische Reorganisationsprozesse münden könnten. Auch wenn aus unserer Sicht die Konturen eines neuen Modells einer neuen „nachfordistischen“ Erwerbsarbeit, eines neuen passfähigen Zusammenhangs von Kapitalverwertung und Lebensweisen noch nicht erkennbar sind, können vielfältige Reorganisationsprozesse in Wirtschafts- und Lebensweisen aufgezeigt werden. Die Neubildung von Sozialkapital soll also beim Berichten über den Umbruch in Ostdeutschland eine gewichtige Rolle spielen.

## Diskussion

In der Diskussion zum Einleitungsbeitrag stehen drei Fragen im Mittelpunkt. *Erstens: Wie ist Umbruch zu verstehen?* Luidger Dienel fragt, ob es sich um eine zwangsläufige Entwicklung handelt oder dabei auch Gestaltungsmöglichkeiten und Ansätze für eine neue Politik denkbar sind. Joachim Ragnitz fragt, was nach dem Umbruch kommt bzw. was das *Ergebnis des Umbruchs* sein könnte. Umbruch führt von einem bestimmten zu einem anderen System. Was aber soll das andere System sein? Fragmentierung und Umbruch bedeuten ja nicht das reine Chaos, sondern Innovationen, die aus dem Chaos etwas Neues machen und in ein neues Gleichgewicht führen. Man braucht im Umbruch eine Vision, wie man eine Gesellschaft zukünftig gestalten will. „Wir wissen nicht, was kommt“ – das reicht nicht.

Rainer Land antwortet dazu, dass Umbruch kein Automatismus ist, der zwangsläufig von einem neuen Wirtschafts- und Sozialmodell zu einem neuen Produktionsmodell führt. Vielmehr sind es gerade die Auseinandersetzungen um Gestaltungsmöglichkeiten im Umbruch selbst, also Suchprozesse und das Ringen um eine veränderte Wirtschafts- und Sozialpolitik, die in einen neuen Entwicklungspfad führen können. Die Suche nach Gestaltungsmöglichkeiten ist also gerade Voraussetzung, dass es nicht bei Erosion und Niedergang bleibt, sondern zum Umbruch *in* neue Entwicklungen kommen kann. Die Alternative „Automatismus“ versus „Gestaltung“ ist falsch.

Die Möglichkeit, Ergebnisse eines Umbruchs, die ggf. an einen Umbruch anschließenden neuen Entwicklungspfade, vorauszusagen, besteht kaum. Als Schumpeter Ende der 30er Jahre in den „Konjunkturzyklen“ die vorherige Umbruchperiode, die Weltwirtschaftskrise der 30er Jahre analysierte, hatte er nicht den Funken einer Idee über eine möglicherweise entstehende fordistische Sozialökonomik. Und auch nach dem Weltkrieg in „Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie“ lautete seine Prognose eher, dass der Kapitalismus wahrscheinlich keine neue Phase dynamischer Wirtschaftsentwicklung (in Schumpeters Sichtweise, keine neue lange Welle) mehr zustande bekommen wird. Das Beschreiben eines Umbruchs ist etwas anderes als das Prognostizieren der eventuell nach dem Umbruch zu erwartenden neuen Entwicklungen.

Was man machen kann und machen sollte ist, aufzuzeigen, welche Problemfelder, die Entwicklung heute blockieren, einer Lösung zugeführt werden müssen, damit wieder Dynamik entsteht. Da wären das Problem der Ökologie, die neue soziale Frage, die Reregulierung der Weltmärkte und die neue Rolle der Finanzmärkte zu nennen. Was aber die institutionellen und strukturellen Antworten auf diese Fragen sind, kann man eigentlich nicht vorhersagen.

Ein *zweiter Diskussionsgegenstand* ist das *Verhältnis von Umbruch und Transformation*. *Raj Kollmorgen* verwies auf die Funktion des Staates im Fordismus und bei der Gestaltung des Umbruchs, die stärker ausgearbeitet werden sollte. Zum Verhältnis von Umbruch und Transformation sieht er Klärungsbedarf. Gerade im ostdeutschen Fall sei das Verhältnis beider entscheidend. Kollmorgen hat Zweifel, ob die Auflösung und Ablösung des Fordismus mit Kohärenzunterstellungen dargestellt werden kann, die eine bestimmte Perspektive auf die 1950er und 1960er Jahre unterstellen. Kohärenzunterstellungen, die real nicht so existiert hätten. Inwieweit sind die fordistischen Regulierungsinstitutionen des Fordismus in mittel- und osteuropäischen Ländern adaptiert worden? Ist es nicht so, dass gerade die wohlfahrtsstaatlichen Institutionen des Westens nicht übernommen worden sind?

*Thomas Hanf* unterstützt die Fragmentierungsthese, sieht aber Ergänzungsbedarf. Eine Differenzierung in Funktionssysteme zeigt: Fragmentierung findet man nicht nur im Wirtschaftssystem, sondern auch in anderen gesellschaftlichen Funktionssystemen. Diese müssen anders untersucht werden. Das sei die Frage nach der Teilhabe, nach der Integration an anderen Teilsystemen. Beispielsweise in das Bildungssystem oder das Gesundheitssystem.

Bei der Darstellung des Verhältnisses von Transfer und Umbruch hat er auch Zweifel. Die Bedingungen des deutschen Transformationspfades haben den Umbruch für Ostdeutschland in spezifischer Weise ausgelöst und geprägt, und zwar in Richtung auf eine Transfergesellschaft. Aus dieser Sicht ist der doppelte Umbruch ein Resultat des spezifischen deutschen Pfades. Das Problem dieses Pfades ist, dass die Suche nach Neuem, nach Innovationen sich verbietet, weil unter den Bedingungen einer Transfergesellschaft die Bedingungen für Innovationen immer wieder untergraben werden. Es entsteht ein Kreislauf, bei dem Ansätze für Neues zwar entstehen, aber durch die Transferkonstellationen immer wieder untergraben werden. In Wirtschaft und Politik oder auch Kultur und Bildung gehen alle Ansätze von einer westdeutschen Problemlage aus, die aber nicht die ostdeutsche Problemlage ist. Daher werden Reformvorschläge, Ansätze für Neuerungen immer aus dieser Perspektive selektiert. Zum Beispiel konzentriert sich die Politik seit 1998 auf die westdeutsche Mittelstandsgesellschaft. Dazu gibt es aber in Ostdeutschland keine sozialstrukturelle Äquivalenz. Daher musste dieses Programm an Ostdeutschland aus sozialstrukturellen Gründen vorbei laufen. Sozialpolitische Strukturierung und institutionelles Handeln kommen in eine prekäre Balance. Die Frage ist also, welche Impulse können in einer solchen Situation von der in Ostdeutschland fragmentierten Situation ausgehen, um Reorganisation denken zu können?

*Andreas Willisch* erklärt, dass ihm die These vom *doppelten* Umbruch immer unplausibler erscheint. Das Institutionensystem wurde transferiert, aber es hat so ja nicht funktioniert. Zum Beispiel im dualen System. Von Anfang an hat es bezogen auf die Übernahme der Ausgebildeten in die Betriebe im Osten eine ganz andere Praxis gegeben. Es geht von Anfang an eher um Umbruch als um Transformation.

Zum Verhältnis von Transformation und Umbruch erklärt *Rainer Land*, dass er von einer Überlagerungsdeutung schrittweise dazu gekommen sei, das Umbruchsthema in den Vordergrund zu stellen. „Wie denkt sich das, wenn man das Umbruchsthema dominant macht und die Transformation als ein Subthema des Umbruchs behandelt?“ Manche Probleme mit der Transformationsthese ließen sich so deutlich besser lösen. *Thomas Hanf* hat aber recht, wenn er feststellt, dass speziell das deutsche Transformationsszenario noch mal eigene Probleme und auch Blockadekonstellationen in das Geschehen bringt.

Ein *dritter Diskussionspunkt* bezieht sich auf die *Funktion*, die das *Fordismusmodell* in der Berichterstattung hat. *Benjamin Nölting* meint, das idealtypische Modell des Fordismus erklärt, warum das damals funktioniert hat. Die Frage sei aber, ob dieser Ansatz nicht auch den Blick verstellt. In den Vordergrund trete die Transformation und Reproduktion der westdeutschen Mittelstandsgesellschaft. Müsste man den Schwerpunkt nicht auf politische und kulturelle Suchprozesse richten?

*Dietmar Dathe* macht auf Schwierigkeiten aufmerksam, empirische Ergebnisse an die Theorie, speziell die Umbruchsthese, zurück zu binden. Ein Beispiel seien Arrangements bezogen auf Familie, Hausarbeit und Erwerbsarbeit. Da sei Westdeutschland ein Sonderfall, deutlich anders als England, Frankreich oder Skandinavien. Aber auch Ostdeutschland ist anders. Wie will man diese Unterschiede in einem Fordismusmodell unterbringen?

*Rainer Land* antwortet, dass Fordismus nicht als *ein* konkretes empirisches Modell aufgefasst werden darf, sondern ein in sich differenziertes Feld verschiedener Modelle darstelle, zu dem eben staatssozialistische wie marktwirtschaftlich-kapitalistische Grundvarianten und viele nationale Varianten gehören. Sie hätten allerdings übergreifende Gemeinsamkeiten, die aber nicht in den jeweils spezifischen Strukturen bestünden, sondern *in der Art und Weise, wie sozioökonomische Entwicklung*, also wirtschaftliche und soziale Entwicklung erzeugt werden. Die Kopplung von Massenproduktion und Massenkonsumtion, von Produktivität und Wachstum und ein steigender Arbeitskräftebedarf gehören dazu. Aber die nationalen Lösungen für diese notwendigen fordistischen Kohärenzen sind sehr verschieden. In der DDR wurde der steigende Arbeitskräftebedarf in den 1950er und 1960er Jahren vor allem durch die

Rekrutierung der Frauen und dann der Landbevölkerung als Industriearbeitskräfte gedeckt, in Westdeutschland durch damals „Gastarbeiter“ genannte Migranten. Die Folge ist u. a. eine grundverschiedene Ausgestaltung des Verhältnisses von Frauen und Männern bezogen auf das fordistische Normalarbeitsverhältnis in West- und Ostdeutschland. Beides sind fordistische Regime, man kann also nicht eine empirisch konkrete nationale Variante *die* fordistische nennen. Aber jede fordistische Ökonomie musste im Entwicklungszusammenhang eine Antwort auf die Frage nach der Regulierung des Zusammenhangs von Produktivität, Wachstum und Arbeitskräftebedarf finden. Diese kann national durchaus verschieden sein.

Richtig aber ist an Dathes Einwand, dass es empirisch schwierig ist, die Modellvorstellung in Mikrodaten darzustellen, weil in den Mikrodaten kaum lange Reihen existieren. Und dann sind die konkreten nationalen Varianten auf der Mikroebene nicht ohne weiteres vergleichbar, auf der Makroebene schon.

Kohärenzen bedeuten nicht, dass im Fordismus alles so bleibt wie es einmal ist, sondern dass in dem permanenten Wandel, der sich in Wirtschaft und Lebensweisen vollzieht, die entstehenden Konflikte so bearbeitet und gelöst werden, dass die Dynamik nicht verloren geht und die Gesellschaft nicht auseinander bricht. Kohärenzen bestimmen die Art und Weise der Lösung von Entwicklungsdivergenzen.

*Thomas Hanf: Ungleichheit und Gerechtigkeit. Im Osten fehlen strukturelle Anker der handlungsleitenden Grundorientierungen*

Der Beitrag von *Thomas Hanf* „*Integrationsdefizite und Handlungsorientierungen*“ (siehe auch Vortragstext in der Materialsammlung) widmet sich der Frage, inwieweit subjektive Handlungsorientierungen in den Gegenstand der sozialökonomischen Berichtserstattung einbezogen werden sollten: „Der bisherige konzeptionelle Ansatz der indikativen Beschreibung des Zusammenhanges von Arbeit und Lebensweise und der Lebensweise selbst betont zwar die Eigenständigkeit der Lebensweise und hebt ihre Autonomie gegenüber der Arbeit und den wirtschaftlichen Entwicklungsfaktoren hervor. Aber er vermittelt doch den Eindruck, dass die im Rahmenkonzept genannten eigensinnigen Elemente der Lebensweise sehr gut auch als determiniert durch die wirtschaftliche Entwicklung und der institutionellen Form der Vermittlung von Arbeit und Lebensweise interpretiert werden können. Einen Grund dafür sehe ich in der Ausblendung der subjektiven Handlungsorientierungen.“ (Hanf, S. 1) Unter den Voraussetzungen eines Umbruchs müsse man davon ausgehen, dass es Diskrepanzen zwischen den Zielen, Motiven, Wertbindungen und Erwartungen einerseits und dem praktischen Hand-



lungsvollzug unter Funktionsimperativen und institutionellen Zwängen andererseits geben wird. Das ist besonders für Ostdeutschland zu erwarten und lässt sich, so Hanf, auch empirisch zeigen. „Daher geht mein Vorschlag an die Konzeption der Berichterstattung dahin, die institutionellen Bedingungen des Handelns und die Handlungsorientierungen der Menschen selbst stärker einzubeziehen, um auf Defizite der institutionellen Integration Ostdeutschlands gezielter hinweisen zu können. Nicht nur die Funktionssysteme der ostdeutschen Gesellschaft (und die Wirtschaft ist eines von ihnen) weisen erhebliche strukturelle Defizite und funktionale Einschränkungen auf, auch in den Lebensweisen haben Menschen vielfach ihre institutionellen Stützen verloren.“ (Hanf, S. 2) Dies wird in dem Beitrag an den Gerechtigkeitsorientierungen dargestellt, die das SFZ (Sozialwissenschaftliches Forschungszentrum Berlin-Brandenburg e.V.) untersucht hat. Untersuchung und Befunde werden in dem Beitrag skizziert. „Die Gerechtigkeitsauffassungen weisen eine von gegenwärtig in der Gesellschaft vorherrschenden Gerechtigkeitsauffassungen abweichende ‚Logik‘ der Zustimmung und Ablehnung von unterschiedlichen Gerechtigkeitsdimensionen auf. So verbinden sich z.B. Zustimmungen zu Grundsätzen der Umverteilung zugunsten Schwacher mit Zustimmungen zur Einschränkung staatlicher Verantwortung ebenso, wie Leistungsgesichtspunkte mit hohen Maßstäben sozialer Sicherung.“ (S. 4) Des Weiteren sei eine geringe sozialstrukturelle Differenzierung der Gerechtigkeitsvorstellungen zu beobachten. Für die in der Auswertung gebildeten vier Cluster „konnten keine durchgängigen sozialstrukturellen Differenzierungsfaktoren ermittelt werden.“ (S. 5) Nach Hanf zeigt sich hier die Verselbständigung der Gerechtigkeitsvorstellungen gegenüber der realen sozialen Differenzierung, „eine erhebliche Diskrepanz zwischen dem institutionellen Selbstverständnis einer Gesellschaft und den auf dieselben Grundwerte und Institutionen bezogenen Handlungsorientierungen der Menschen“. (Hanf, S. 10).

Die Sozialökonomische Berichterstattung sollte diese defizitären Gesichtspunkte des Selbstverständnisses der grundlegenden Institutionen und ihrer Befähigung, den Menschen für sie annehmbare und lebbare Handlungsorientierungen für eine sozial gerechte und selbstbestimmte Teilhabe an der Gesellschaft an die Hand zu geben, in ihre Darstellung einbeziehen.

### *Diskussion*

In der Diskussion stellt *Olaf Struck* zunächst die Frage nach den *Bewertungsmaßstäben eines Umbruchsszenarios*. Fordismus ist aus seiner Sicht kein geeigneter Bewertungsmaßstab, weil es da große Unterschiede zwischen den verschiedenen Fordismen gibt. Man müsse also so-



wieso sagen, was man wolle. Die Frage sei eigentlich: Was ist die Zielorientierung, die Orientierung an einer Zielgesellschaft, die wir eigentlich wollen? Dies sei zwar normativ gesetzt, aber das sei die Fordismusfrage auch. Ein möglicher Weg wäre, als Zielorientierung eine Mischung zu nehmen zwischen dem, was die Leute empirisch messen wollen, also Handlungsorientierungen, Teilhabechancen und Gerechtigkeitsorientierungen, abgefragt bei den Menschen, und den institutionellen Rahmenbedingungen, die diese Teilhabevorstellungen sicherstellen können.

Zu den Untersuchungen des SFZ sagt *Olaf Struck*, dass auch am SFB 580 Untersuchungen zu Gerechtigkeitsvorstellungen der Ostdeutschen durchgeführt worden seien, die das gleiche Ergebnis gezeigt hätten: amorph und sozialstrukturell entkoppelt. Aber in Ost- wie in Westdeutschland gibt es eine starke Abhängigkeit von Verfahrensgerechtigkeit. 1991 hatten wir gleiche Gerechtigkeitsorientierungen in Ost und West, wie an Allbus (Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften) nachvollzogen werden kann. Mit dem Prozess und dem Erleben der Transformation geht dies dann auseinander, die Ostdeutschen werden kritischer. Die Westdeutschen werden auch kritisch, aber die Ostdeutschen werden deutlich kritischer, z.B. in Bezug auf Leistungsgerechtigkeit, Chancengerechtigkeit usw. Am SFB gäbe es einen Datensatz, an dem Lohnsenkungen und Kündigungen untersucht wurden. Da zeigen sich auch amorphe und sozial entkoppelte Gerechtigkeitsorientierungen, aber: es hängt vom Verfahren ab. Wie geht der Arbeitgeber bei Kündigungen und Lohnsenkungen vor? Immer also bestimmt das konkrete Erleben die Gerechtigkeitsvorstellungen.

Wenn es richtig ist, dass Ost- wie Westdeutsche sich stark an Fragen der Gerechtigkeit und der Effizienz orientieren, eine Mischung von Leistung und Umverteilung präferieren, auch staatlicher Umverteilung, sofern sie Chancengleichheit und Reintegration fördert, wenn das das Ergebnis der „gesammelten Gerechtigkeitsforschung“ ist, dann wäre es doch zu überlegen, ob dies nicht als das normative Leitbild genommen werden sollte. Offensichtlich gibt es da einen bundesrepublikanischen, in Ost wie in West akzeptierten, institutionell gewachsenen Grundkonsens: Teilhabechancen sind o.k., Leistung darf nicht gefährdet sein, aber Umverteilung im Sinne von Chancengerechtigkeit und Teilhabechancen ist möglich. Wenn es so einen Grundkonsens gibt, dann könnte man diesen zum Maßstab machen und fragen, wer ist da ausgeschlossen und wer nicht. Auch dies wäre immer noch ein normativer Maßstab, aber eben ein empirisch gestützter.

*Friedrich Hauss* verweist auf Umfragen unter Krankenversicherten. Die Unterschiede zwischen grundsätzlichen Einstellungen und verhaltensgesteuerter Einstellung im konkreten

Fall finden sich überall. Da gibt es auch wenig Unterschiede zwischen Ost und West, z.B. in Bezug auf ein solidarisches Gesundheitswesen.

*Peter Bartelheimer* findet, dass der Begriff der Lebensweise in der sozioökonomischen Berichterstattung auch Handlungsorientierungen enthalten würde. Richtig ist aber, dass die Behandlung von Einstellungsfragen, der sogenannten subjektiven Indikatoren, eines der grundlegenden Probleme der Berichterstattung darstellt. Eine ganz schlechte Lösung ist, auf der einen Seite harte ökonomische und soziale Fakten zu messen und auf der anderen Seite mit sehr allgemeinen subjektiven Indikatoren zu arbeiten wie beispielsweise mit Zufriedenheitsskalen oder der Einschätzung des Vertrauens in Institutionen. Da kann man leicht Diskrepanzen feststellen, aber zwischen den beiden Messgrößen gäbe es keine klaren Beziehungen und daher einen großen Raum für mehr oder weniger beliebige Interpretationen. Die Integration objektiver und subjektiver Indikatoren gelingt da besonders gut, wo Verhaltensorientierungen mit dem tatsächlichen Verhalten zusammen gebracht werden können. Grundsätzlich scheint für die Berichterstattung der richtige Weg, Lebensweise zunächst mal am tatsächlichen ökonomischen und sozialen Verhalten zu messen. Und das tatsächliche Verhalten ist ja so etwas wie eine *realisierte* Einstellung. Man muss dann allerdings korrigieren, weil das tatsächliche Verhalten oft nicht das frei gewählte Verhalten ist. Deswegen ist zum Beispiel in dem Konstrukt der „Beschäftigungsfähigkeit“ auf der Mikroebene die Erwerbsorientierung als Merkmal ausdrücklich enthalten und man könne dann unterscheiden zwischen Personen, die arbeitslos gemeldet sind und solchen, die auf Grund ihrer Erwerbsorientierung auch zum Erwerbspotenzial gehören, auch wenn sie nicht arbeitslos gemeldet sind. Dadurch wird das gemessene Aggregat der Erwerbslosen größer. Wir können aber auch Unterschiede feststellen: in Ostdeutschland ist die stille Reserve deutlich kleiner, weil die Erwerbspersonen, die auch eine Erwerbsorientierung haben, tatsächlich in höherem Maße arbeitslos gemeldet sind.

Wo ebenfalls eine solche Verknüpfung objektiver und subjektiver Indikatoren gelingt, ist bei der Frage der Deprivation, der Unterversorgung. Wenn man zunächst fragt, welche Items werden als notwendig erachtet und dann, wie ist die Versorgung mit diesen Items, dann hat man eine Korrektur, die bestimmte Interpretationsprobleme vermeidet, die man sonst mit Armutsquoten hat.

*Peter Bartelheimer* führt weiter aus, dass man in der Berichterstattung gut beraten sei, die Punkte herauszusuchen, an denen Einstellungsfragen mit konkretem sozioökonomischen Verhalten zusammengebracht werden können. Im Übrigen habe er den Eindruck, das kontrafakti-

sche Festhalten an Einstellungen, der Dissens zum System, keine ostdeutsche Spezialität ist. Aber dies ist schwer zu messen und er sei unsicher, wie weit man sich in einer evidenzbasierten Berichterstattung auf dieses Feld begeben solle.

*Holger Alda* fragt, ob die Differenz zwischen Einstellungen und Verhalten nicht auch auf eine verbreitete Romantisierung der fordistischen Vorstellungen zurückzuführen sei.

*Brigitte Engler* plädiert dafür, zuerst die harten empirischen Daten zur sozioökonomischen Lage anzuschauen. Die subjektiven Indikatoren, wie Zufriedenheit könnten erst danach gedeutet werden. Sie verweist auf ihre Analyse der Einkommen und Einkommensentwicklung in den vergangenen 10 Jahren in Berlin und Brandenburg im Vergleich zu den alten Bundesländern. Sie kritisiert, dass immer wieder traditionell männlich gedacht würde, was sich insbesondere bei der Messung von Einkommensentwicklungen methodisch negativ auswirke. *Thomas Hanf* erläutert, dass sein Anliegen als Vorschlag zur Ergänzung gedacht war. Es ginge um die Frage nach den Diskrepanzen zwischen Institutionen und Verhalten unter den Bedingungen einer fragmentierten Gesellschaft.

#### **4.2 Ostdeutschland – eine Transfergesellschaft. Und der Westen ist es auch**

*Ulrich Busch: Wirtschaftliche Lage, Struktur und Wirkung der West-Ost-Transfers*

*Ulrich Busch* widmet sich auf der Grundlage des gleich lautenden Abschnitts des Diskussionspapiers zunächst der makroökonomischen Situation in Ostdeutschland (siehe Diskussionspapier und Foliensatz in der Materialsammlung). Er stellt drei gegensätzliche Interpretationen gegenüber:

Erstens: Ostdeutschland ist ein Erfolgsmodell, aber es dauert länger, den Anschluss an Westdeutschland zu finden. Dies ist mehr oder weniger die offizielle politische Interpretation.

Zweitens: In Ostdeutschland beobachten wir ein Fragmentierungsszenario mit einer differenzierten Entwicklung, wobei Fälle von Progression und Regression, so genannte Erfolgsfälle und Abwärtsentwicklungen bei gesamtwirtschaftlicher Stagnation wahrscheinlich nicht nur nebeneinander existieren, sondern systematisch miteinander verbunden sind und sich in bestimmtem Maße wechselseitig bedingen.

Die dritte mögliche Interpretation lautet: Ostdeutschland ist der deutsche Mezzogiorno. Die kritische Variante geht von einer strukturell bedingten Abwärtsspirale aus, die kaum noch angehalten werden kann. Die positive Wendung ist die sozialökologische Romantisierung

Ostdeutschlands als eines Naturreservates, wie man es vielleicht auch aus Wolfgang Kils „Luxus der Leere“ herauslesen kann.

Die sozioökonomische Berichterstattung geht von der zweiten Auffassung, von einer fragmentierten Entwicklung als Hypothese für die Berichterstattung über Ostdeutschland aus. Dies muss zunächst an den Zielstellungen der deutschen Einheit beurteilt werden: Modernisierung und Restrukturierung der Wirtschaft, Generierung eines selbsttragenden Aufschwungs (d.h. die Einkommen und Investitionen werden im Wesentlichen aus der Wertschöpfung erbracht), Entwicklung Ostdeutschlands zu einer dynamischen Wirtschaftsregion als Brücke zwischen West- und Osteuropa und schließlich das Aufholen gegenüber Westdeutschland und die Schaffung gleichwertiger Lebensverhältnisse. Gemessen an diesen Zielen muss man zunächst klar eine Zielverfehlung feststellen. Diese Ziele operationalisiert Busch mit ökonomischen Kennziffern wie Wachstum des BIP, Stand der Beschäftigung und der Arbeitslosigkeit, regionale Leistungsbilanz und Inflationsrate. Zusätzlich betrachtet er die demographische Entwicklung. Er zeigt im Detail, dass alle diese Kennziffern eine deutliche Zielverfehlung ausweisen und konstatiert ein totales makroökonomisches Ungleichgewicht.

Die Folge davon ist eine *Transferökonomie und eine Transfergesellschaft* – Transfer bezieht sich hier auf den Transfer von Finanzen und Ressourcen – Gütern, Dienstleistungen, insbesondere auch Investitionsgütern und Arbeitskräften. Eine weitere Folge sind schrumpfende Regionen, die Humanressourcen verlieren. Die Divergenz zu Westdeutschland nimmt nach einer gewissen Konvergenz Mitte der 1990er Jahre inzwischen wieder zu.

Auch statistisch ist der Unterschied zwischen den ostdeutschen Ländern und den westdeutschen Ländern nach wie vor deutlich nachweisbar. Der Abstand zwischen dem besten ostdeutschen und dem schlechtesten westdeutschen Bundesland sei größer als der Abstand zwischen dem besten und dem schlechtesten ostdeutschen Bundesland. Ostdeutschland bildet makroökonomisch immer noch ein Gebilde mit gemeinsamen Merkmalen, das sich von Westdeutschland unterscheidet. Das zeigt sich deutlich, wenn man die Transfers betrachtet.

Anschließend untersucht Ulrich Busch den Zusammenhang von laufenden Transfers, Vermögenstransfers und Finanz- und Ressourcentransfers und zeigt, dass den laufenden Finanztransfers, die aus dem Westen in den Osten fließen, Realtransfers von Gütern und Dienstleistungen entsprechen, die aus dem Westen in den Osten fließen (Vgl. Foliensatz Busch, Folien 9 und 10). Im Osten wird mehr konsumiert als produziert, im Westen ist dies umgekehrt. Die Kehrseite der West-Ost-Finanztransfers sind West-Ost-Realtransfers, also zusätzliche Produktion, mehr Marktanteile, höhere Steuereinnahmen und zusätzliche Arbeitsplätze im

Westen, aber weniger Produktion, weniger Arbeitsplätze, geringere Steuereinnahmen im Osten. Dieser wechselseitige Transferzusammenhang reproduziert sich, der Transferbedarf verfestigt sich und schafft zudem reale Strukturanpassungen im Produktionsapparat und den Konsummustern.

*Joachim Ragnitz: Kritische Revision der Transfersgesellschaft*

In seinem *Koreferat* entwickelt *Joachim Ragnitz* eine Gegenposition zu der These von Busch, dass die West-Ost-Transfers als Konjunkturprogramm für den Westen funktionierten. „Zum einen stellen die Transferleistungen für den Westen kein expansiv wirkendes Konjunkturprogramm dar. Zum anderen, und das ist mir wichtiger, sind die Transfers in ihrer konkreten Ausgestaltung zum Teil jedenfalls sogar als Ursache der ostdeutschen Probleme anzusehen.“ (siehe Vortragsskript S. 1) Er geht davon aus, dass der in den Transfers erfolgende Kapital- und Güterimport aus makroökonomischer Sicht neutral wirkt: „Zunächst wird Geld, also Nachfrage entzogen, dann zusätzliche Nachfrage generiert; expansive und kontraktive Impulse halten sich genau die Waage. Die transfergestützte Nachfrage aus den neuen Ländern gleicht also nur aus, was im ersten Schritt an Nachfrage ausgefallen ist. ... Das einzige, was richtig ist, ist die Umverteilung, die mit den Transfers verbunden ist: Das Wohlstandsniveau im Westen sinkt durchaus, weil Güter, die ursprünglich den dortigen Nachfragern zur Verfügung standen, nunmehr den Empfängern der Transfers im Osten zur Verfügung stehen. Genau das ist aber auch das Ziel der Umverteilungen über das Transfersystem – die ganz offenkundig mit Blick auf Ostdeutschland hervorragend funktionieren.“ (S. 2)

Ragnitz führt dann aus, dass ein erheblicher Teil der Transfers der Modernisierung des Kapitalstocks und der Entwicklung der Infrastruktur dienen und ein großer Teil der Wirtschaftsförderung durchaus die intendierten Effekte gehabt hat. Ohne diese investiven Transfers gäbe es in der Tendenz noch weniger Arbeitsplätze und die Abwanderung wäre noch größer. „Allerdings gilt dies nicht uneingeschränkt, denn die Subventionen sind nicht immer auch in wachstumswirksame Projekte geflossen. Zum Teil handelt es sich nur um Prestigeobjekte, zum Teil dienen die geförderten Vorhaben eher dem regionalpolitischen Appeasement, waren also faktisch eher Sozial- als Wirtschaftspolitik. Hier braucht man gar nicht auf die zahlreich zitierten Spaßbäder oder die leer stehenden Gewerbegebiete zu verweisen; auch ein großer Teil der Mittelstandsförderung gehört sicherlich in diese Kategorie. Selbst der Ausbau der Infrastruktur kann nicht grundsätzlich als wachstumswirksam angenommen werden; viele Umgehungsstraßen, so schön sie für die Anwohner sind, bringen für die wirtschaftliche Ent-

wicklung kaum etwas. Um etwas für die Regionalentwicklung zu erreichen, hätte die Förderung vermutlich weitaus zielgerichteter eingesetzt werden müssen, also mit hoher Förderung für strukturbestimmende Unternehmen insbesondere aus dem Bereich der Industrie oder noch stärkerer Konzentration auf (regionale oder technologiepolitisch abgegrenzte) Wachstumspole, dies aber zulasten der breit angelegten Förderung von Mittelstand und Existenzgründungen.“ (S. 3)

Dagegen sei die Struktur der Transfers, der hohe Anteil konsumtiver Verwendungen, sozialpolitisch nicht zu beanstanden. „Das damit verbundene wirtschaftsstrukturelle Problem ist aber, dass die dadurch finanzierte Nachfrage sich zu einem nicht unbeträchtlichen Teil auf Güter richtet, die aufgrund ihrer Eigenschaften nur regional gehandelt werden können, insbesondere Dienstleistungen und Bauleistungen. Diese Güter müssen in Ostdeutschland selbst produziert werden, anders als überregional gehandelte Güter, die von außerhalb bezogen werden können, und deswegen kommt es bei einer über den eigenerwirtschafteten Einkommen liegenden Nachfrage typischerweise zu einer Ressourcenverschiebung zugunsten der regional orientierten Sektoren. Dies ist das klassische „Transferproblem“, das auch Ulrich Busch anspricht, und das eine wesentliche Ursache für die forcierte Deindustrialisierung zu Beginn der 90er Jahre darstellt.“ (S. 4) Die Folge davon ist eine Produktionsstruktur, die einen überdurchschnittlichen Anteil weniger produktiver Branchen und einen unterdurchschnittlichen Anteil von Branchen mit hoher Produktivität aufweist. Die in den kommenden Jahren zu erwartende Absenkung der Transfers – sinkende Leistungsansprüche der Bezieher von Sozialtransfers, speziell der in Rentenalter eintretenden Personen und degressive Ausgestaltung der Mittel des Solidarpakts II – werden sich negativ auf das Entwicklungsszenario der kommenden Jahre auswirken. „Sowohl vom privaten Verbrauch als auch von der öffentlichen Nachfrage sind daher massive dämpfende Impulse für die gesamtwirtschaftliche Entwicklung in Ostdeutschland zu erwarten. Die Abhängigkeit der ostdeutschen Wirtschaft von den Transfers wird sich daher in Zukunft in hohem Maße negativ auswirken. Insoweit ist der These von Ulrich Busch zuzustimmen, dass aus gegenwärtiger Sicht ein „Mezzogiorno“-Szenario eine realistische Entwicklungsperspektive darstellt.“ (S. 5)

„Versucht man realistische Entwicklungsoptionen abzuschätzen, so kommt man relativ schnell zu dem Ergebnis, dass ein einfacher Nachbau West – wie auch von den Autoren des soeb-Diskussionspapiers angedeutet – schon wegen des dortigen Systemumbruchs kaum erfolgversprechend ist. Dies bedeutet im Umkehrschluss aber auch, dass man sich von der Vorstellung lösen muss, dass allein die materielle Einkommensangleichung Ausdruck gleichwer-

tiger Lebensverhältnisse ist. Die Zukunft der neuen Länder liegt vielmehr in einer stark ausdifferenzierten (wenn man so will: fragmentierten) Entwicklung, in der es in räumlicher Hinsicht durchaus auch leistungsfähige Wirtschaftszentren geben wird, daneben aber auch Gebiete, die eher von „Raumpionieren“ oder Menschen mit der Vorstellung besiedelt werden, alternative Lebenskonzepte verwirklichen zu wollen. Und man muss eben auch sehen, dass es darüber hinaus eine stärkere Ausdifferenzierung auf der personalen Ebene geben wird. Man mag dies alles bedauern, aber man kann es auch als Chance begreifen, eröffnen sich damit doch Handlungsmöglichkeiten, die dem saturierten Westen bislang noch nicht offen stehen. ... In weiten Bereichen hat der Osten eine Vorreiterrolle gegenüber dem Westen (insbesondere mit Blick auf die demographische Entwicklung), und diesen Vorteil sollten die neuen Länder ausnutzen, solange es noch geht. Bislang fehlt der Politik allerdings der Mut und auch die Vorstellungskraft, diese Hinwendung zu verstärkter Individualität und Eigenverantwortung zu fördern und auch zu fordern.“ (S. 6)

### *Diskussion*

In der Diskussion zu den Beiträgen von *Busch* und *Ragnitz* fragt *Wolfgang Kil* noch einmal nach dem Aufbau Ost als „Konjunkturprogramm“ für den Westen. Die Abwanderung von Arbeitskräften und der damit verbundene Produktionszuwachs im Westen seien doch nicht zu leugnen. Ostdeutschland ist als Markt hinzugekommen. Kil fragt: „Sehen Sie noch eine Chance, mit einer veränderten Wirtschaftspolitik korrigierend einzugreifen oder ist das Kind im Brunnen?“

Auch *Peter Bartelheimer* widmet sich der Frage nach den *makroökonomischen Effekten der Transfers im Westen*. Sind diese wirklich neutral? *Ragnitz* hätte argumentiert, das Geld wird dem Westen entzogen und fließt dann über den Kauf von Gütern wieder zurück, das sei makroökonomisch neutral. Die Frage ist doch, wo kommt dieses Geld im Westen her? Welche makroökonomischen Umverteilungseffekte haben die Transfers? Was passiert in der deutsch-deutschen Transferökonomie unterhalb der makroökonomischen Ebene? Das makroökonomische Negativszenario sei ja zunächst nur der Rahmen für das eigentliche Feld der Fragmentierungsthese, die auf die Entkopplung zwischen starken und schwachen Regionen und Sektoren ziele.

*Rainer Land* führt aus, dass das Argument, die Transfers seien für Wachstum und Beschäftigung neutral, stimmen mag, wenn man einen *einzelnen* Kreislauf betrachtet. Wenn man aber einen dynamischen Entwicklungszusammenhang über mehrere Kreisläufe, mehrere Jahre



oder einen ganzen Investitionszyklus betrachtet, steht die Frage eben doch, ob nicht da, wo die Produkte zwar nicht konsumiert, aber produziert (und entwickelt) werden, langfristig Impulse für Innovationen und Investitionen kumulativ anwachsen, der Kapitalstock ausgebaut würde, also dauerhaft ein Beschleunigungseffekt bei den Transfergebern und eine Bremse bei den Transferempfängern festgestellt werden kann. Es ist ein Unterschied, ob es eine Transferkonstellation gibt, bei der überwiegend Konsumtion oder überwiegend Investitionen durch die Transfers finanziert werden. Zudem muss man für die nächsten Jahre erwarten, dass die investiven Transfers noch weiter zurückgehen.

*Ulrich Busch* antwortet auf die Frage nach positiven und negativen Effekten der Transfers, dass man zur Beantwortung die Kreisläufe etwas differenzierter betrachten könne. Wenn man nicht Westdeutschland sagt, sondern sagt, die westdeutsche Wirtschaft, könne man zeigen, dass bestimmte Branchen und Betriebe den Nutzen von den Transfers haben, weil sie höhere Auslastung, größere Marktanteile, höhere Gewinne haben. Während die Aufbringung der Transfers auf breite Bevölkerungsteile verteilt ist, also auch viele Leute betrifft, die von den Transfers nicht profitieren.

Andererseits relativiert sich das Problem ungeheuer, wenn man die Transfers zurückrechnet. Das IWH hätte nachgerechnet, wie hoch der Anteil der Transfers ist, der einen spezifisch ostdeutschen Hintergrund hat, also Transfers, die es im Westen nicht gibt. Das sind 24 Prozent der Transfers. Das wäre ein Anteil von einem Prozent des BIP. Betrachtet man nur die ostspezifischen Leistungen (maximal 15 Mrd. €) so sind das umgerechnet auf die westdeutschen Bundesbürger nicht vielmehr als 15 Euro pro Monat. Alle anderen Transfers gibt es im Westen auch, zwischen Regionen mit unterschiedlichem Anteil von Erwerbstätigen und Transferbeziehern (z.B. Rentnern), unterschiedlichen Einkommen und unterschiedlicher Steuerkraft.

*Busch* verweist auf die Debatte über import- oder exportgestützte Strategien der Entwicklung und neue Analysen dazu. Die Weltbank kommt zu dem Schluss, dass es keine erfolgreichen importgestützten Entwicklungsstrategien gibt. Alle Länder, die diesen Weg gegangen sind, sind den Weg der Unterentwicklung gegangen, stünde in der Analyse. Ostdeutschland geht massiv den Weg einer importgestützten Entwicklung, denn die Finanztransfers sind Kapitalimporte, die Realtransfers sind Warenimporte.

Länder, die eine exportgestützte Entwicklung eingeschlagen haben, wie Polen oder die südasiatischen Länder in der Vergangenheit, sind aus der Unterentwicklung herausgekomm-

men. Das sei empirisch belegt über viele Jahre und Jahrzehnte, dies müsse man zur Kenntnis nehmen und diese Erkenntnis müsse man auch in Ostdeutschland anwenden.

Eine Betrachtung der Mesoebene relativiert diese Entwicklung, insofern es viele Beispiele positiver Entwicklung einzelner Unternehmen und Standorte gibt. Entscheidend aber ist die Interdependenz. Die positiven Beispiele bedingen zugleich auch bestimmten Abwärtsentwicklungen, wie man insbesondere an dem Zusammenhang von Modernisierung der landwirtschaftlichen Unternehmen und Niedergang der Wirtschaftskraft des ländlichen Raums feststellen könne. Hätten wir im Osten viele kleine und mittlere Unternehmen, dann hätten wir mehr Arbeitsplätze und eine geringe Produktivität. Gäbe es stattdessen mehr Großbetriebe, dann wäre die Produktivität höher, aber der Arbeitskräftebedarf geringer. Das Problem ist der Zusammenhang beider Teile der Wirtschaft. Wenn die Großbetriebe nur wenig kleine und mittlere Unternehmen in ihrem Kontext benötigen, weil sie Zulieferungen überregional oder in internationalen Netzwerken beziehen, dann wirkt sich die Entwicklung der Großbetriebe nicht oder nur eingeschränkt auf die Entwicklung anderer Sektoren aus und es kommt trotz erfolgreicher Entwicklung in produktiven Bereichen nicht zu einer positiven gesamtwirtschaftlichen Entwicklung. Wenn nun der Reorganisationsprozess der Industrie, der sich seit 1990 vollzogen hat, aber im Sinne der Globalisierung auch noch weiter vollzieht, beinhaltet, dass dichte lokale Wertschöpfungsketten ganz oder teilweise aufgelöst und durch überregionale und globale Netzwerke ersetzt werden, dann hat die Modernisierung gerade den beobachteten Effekt, dass die erfolgreiche Entwicklung der sich modernisierenden Betriebe den Niedergang, das Verschwinden oder Schrumpfen anderer Betriebe und Branchen zur Folge hat, also eine Stagnation im Ganzen herbeiführen kann. Das ist der Kern dieses Fragmentierungsszenarios.

*Joachim Ragnitz* antwortet auf die Fragen, indem er auf die Verteilungswirkung der Transferaufkommen verweist. Dem Volumen nach werden die Transfers hauptsächlich von den Beitragszahlern für die Sozialversicherungen aufgebracht. So gesehen besteht eine soziale Unausgewogenheit. Humankapitaltransfers sind natürlich nicht neutral, Neutralität gelte nur für die Finanztransfers. Was die Humankapitaltransfers angeht stimmt Ragnitz *Wolfgang Kil* zu: Die Binnenwanderung von Arbeitskräften hat zu einer Erhöhung des Produktionspotenzials im Westen geführt.

*Ragnitz* verweist noch einmal auf sein zentrales Anliegen, die Frage nach politischen Schlussfolgerungen. Die vielfach genannten positiven Fälle gibt es, aber was kommt auf uns zu? Es werden zunehmend Fachkräfte fehlen, die Leute werden älter und wandern ab. Da ist

es eben fraglich, ob die jetzt noch bestehenden oder entstandenen positiven Inseln bleiben können oder bleiben werden oder ob nicht doch einige Unternehmen sagen werden, uns fehlen die Fachkräfte, wir schließen oder wandern ab. Viele der positiven Beispiele könnten den Keim für etwas Größeres und Neues enthalten, aber die Risiken sind sehr groß.

Die Politik müsse sich überlegen, was man in einer solchen Situation machen könne. Meine Vorstellung ist, sich auf die Wachstumspole zu konzentrieren, also technologie- und regionalpolitische Schwerpunkte vorrangig zu fördern. Das kann High-Tech in manchen Bereichen sein. Das kann in anderen Regionen auch bedeuten, Raumpionieren Möglichkeiten zu geben, neue Lebens- und Entwicklungsformen zu verwirklichen.

*Hans Misselwitz* plädiert dafür, die deutschen West-Ost-Transfers nicht zu skandalisieren. Man müsse unterstreichen, dass die Transfers zumindest zu einem hohen Anteil zur Normalität gehören. So ist es eben normal, dass die jungen Erwerbstätigen die Transfers für die älteren im Ruhestand oder auch für die Erwerbslosen erwirtschaften müssen. Und wenn sich dies regional so verteilt, dass ein großer Teil der jungen Arbeitnehmer aus dem Osten im Westen arbeitet, umgezogen ist oder pendelt, dann folgt aus dieser Normalität, dass es im Westen einen Überschuss an Transferzahlern und im Osten einen Überschuss an Transferempfängern gibt. Das hat unmittelbar noch gar nichts mit Hilfe für den Osten zu tun, sondern mit der Verteilung von Wirtschaftsstandorten und Bevölkerung.

Weiter meint *Hans Misselwitz*, dass die Finanzierung der deutschen Einheit doch auch ein keynesianischer Prozess gewesen sei, der nicht aus den laufenden Einnahmen, sondern zu einem hohen Anteil durch Kreditschöpfung finanziert wurde. Insofern sind die Transfers nicht in vollem Maße den laufenden Einkommen in Westdeutschland entzogen worden. Wenn das so ist, dann wirken die Transfers eben doch nicht neutral, sondern als Konjunkturprogramm für die Regionen, die die Produkte produzieren, die mit den Transfers eingekauft werden.

*Busch* greift diesen Aspekt auf: Wenn 50 Prozent der Zunahme der Staatsverschuldung seit 1990 auf die Finanzierung der Transfers in den Osten zurückzuführen sei, dann würde das im Umkehrschluss bedeuten, dass diese Mittel ja aus Steuermitteln gar nicht aufgebracht wurden, sondern aus Kreditschöpfung. Das ist ein wichtiger Aspekt. Wichtig ist die Unterscheidung verschiedener Transferarten. Mehr als 50 Prozent der Transfers sind normale Sozialtransfers.

*Christine Weiske* betont die Erklärungsstärke des Modells von der fragmentierten Entwicklung, die sich gerade in den Szenarien zeige, wenn über die Beschreibung des Ist-Zustandes hinausgegangen und nach Perspektiven gefragt wird. Das Modell einer fragmen-

tierten Entwicklung könne zeigen, dass aus den Differenzen eben auch eine Dynamik folgt, die Dynamik einer regional differenzierten Entwicklung. Denn die Unterschiede wirken mobilisierend und daraus könnten Freiheitsgrade für alternative Entwicklungen erwachsen. Neben der Stabilisierung der Lebensformen und Lebensweisen, die wir als industrielle, urbane Lebensformen bezeichnen, ginge es eben auch um die Suche nach alternativen Lebensweisen mit einer anderen Nutzung von Energie, Natur und Technologien. Dabei handelt es sich nicht um eine neue Armutskultur, sondern um die Suche nach anderen global tragbaren Formen des Lebens. In der Wortschöpfung der „Raumpioniere“ sieht sie eine Anknüpfung zum Beispiel an die Siedlerbewegung in Amerika, die auf den Gewinn von Freiheitsräumen aus ist. Nötig wäre eine öffentliche Debatte über die Fragmentierung, über die damit verbundenen Einschränkungen, Möglichkeiten und Alternativen. Sonst läuft die Entwicklung auf das Szenario eines Mezzogiorno hinaus.

*Brigitte Engler* meint: Es wird gesagt, wir brauchen Wachstum und Massenproduktion. Aber es geht nicht mehr um Quantität, sondern um Qualität. Der Umgang mit Ressourcen muss sich verändern. Wachstum muss in Frage gestellt werden. Für Ostdeutschland steht die Frage der Rückkehrer, die hier Raumpioniere genannt wurden. Was kann man tun, dass aktive Leute in den Regionen wieder etwas zustande bekommen? Das kann man mit einer Ich-AG nicht. Die Art und Weise, wie den Leuten gesellschaftliches Versagen als individuelles Versagen eingeredet wird, muss gestoppt werden. *Busch* lehnt dies ab: Dies sei eine falsche Auffassung von Wachstum. Wachstum ist heute vor allem qualitatives und nachhaltiges Wachstum, es geht immer um Entwicklung nicht um die Ausdehnung eines gegebenen Zustandes.

*Ralf Himmelreich* meint, die Transferökonomie sei kein Nullsummenspiel in Bezug auf die Beschäftigungseffekte, wenn man die Möglichkeiten zur Durchsetzung bestimmter Lohnhöhen mit einbezieht, also den Ausstieg aus dem Flächentarifvertrag. Es ist schon ein Unterschied, wo und mit welcher Macht produziert würde und wie hoch der Organisationsgrad der Beschäftigten da sei. Die Renten in den neuen Bundesländern würden künftig zurückgehen, die Rentenhöhe der Männer sei bei den Rentenzugängen seit 2000 schon rückläufig, weil die Lohnersatzleistungen in den letzten Jahren zurückgegangen seien und die Lohnhöhe stagniere.

*Luidger Dienel* plädiert für eine unaufgeregte Interpretation der Transfersgesellschaft. Für andere Volkswirtschaften seien Transfers auch akzeptiert. In Griechenland sind die Transfers die wichtigste Einnahmequelle. Damit verbunden sei aber die Frage nach neuen räumlichen Verteilungen von Familien, nach Abwanderung und Zuwanderung und nach neuen doppelten

regionalen Identitäten bei Menschen, wo der Wohnort der Familie und der Arbeitsort der erwerbstätigen Familienmitglieder in verschiedenen Regionen liegen.

In der weiteren Diskussion setzt sich *Ragnitz* mit der öffentlich oft geäußerten Aufforderung auseinander, man solle nicht dramatisieren. Er meint, man müsse dramatisieren. Wenn nichts passiert, dann hätten wir in Ostdeutschland ein ziemlich negatives Szenario zu erwarten. Beschönigung ginge an den Problemen und der Wahrnehmung der Menschen vorbei. Zu fragen sei, was sind die Alternativen, die Visionen für die Entwicklung. Das ist die Diskussion, die wir brauchen. Man muss in Politik, in Medien, in der Gesellschaft eine Diskussion führen, die die Akzeptanz für alternative Lebensentwürfe entwickelt. Gerade in Ostdeutschland orientieren sich viele an dem alten westdeutschen Lebensbild. Wenn man versteht, dass es auch andere Lebensentwürfe gibt und diese entfaltet, dann hätten wir für das Verständnis des Umbruchsszenarios viel gewonnen.

### **4.3 Spitzengruppe im Ziel, Hauptfeld weit abgeschlagen – Fragmentierung wirtschaftlicher Entwicklung**

*Klaus-Peter Buss: Fragmentierung der wirtschaftlichen Entwicklung Ostdeutschlands – Eine richtige Perspektive für die Sozioökonomische Berichterstattung? Koreferat zum Thesenpapier ‚Ostdeutschland – fragmentierte Entwicklung‘*

*Buss* setzt sich detailliert mit der Fragmentierungsthese des Diskussionspapiers auseinander (vgl. auch Vortrag in der Materialsammlung). Zunächst zeigt *Buss* exemplarisch an Hand von ausgewählten Karten aus dem Raumordnungsbericht 2005 (S. 2), „eine zentrale Fragmentierungslinie in der sozioökonomischen Entwicklung, nämlich die zwischen Ost und West.“ „Allen möglichen Binnendifferenzierungen zum Trotz [nimmt] Ostdeutschland als Ganzes augenscheinlich in vielerlei Hinsicht eine andere Entwicklung als der Westen der Republik ...“.

In punkto Produktivität, Arbeitslosigkeit, Erwerbsverhalten, Einkommensentwicklung, Tarifbindung, Ausbildungsverhalten usw. unterscheidet sich Ostdeutschland als Ganzes von Westdeutschland. „Muss man aber nicht davon ausgehen, dass sich die Extremarbeitslosigkeit Ost auch auf das ökonomische Handeln der ostdeutschen Betriebe beispielsweise etwa in ihren Strategien der Qualifikationsversorgung oder in der Ausgestaltung der industriellen Beziehungen niederschlägt? Welche Funktionen erfüllt ein Flächentarifvertrag, unter den nur noch eine Minderzahl an Unternehmen fällt? Welche Ost-West-Unterschiede verbergen sich unter dem Deckmantel der formalisierten Strukturen des dualen Systems der Berufsausbil-

dung? Hängen die besonderen Finanzierungsprobleme ostdeutscher Betriebe wirklich nur mit ihrer kurzen Entstehungsgeschichte und ihrer geringen Eigenkapitalbasis zusammen? Oder spielt hier nicht vielleicht auch die Traditionslosigkeit von regionalen Finanzmarktinstitutionen wie den Sparkassen eine Rolle?“ (S. 4)

„Das vorliegende Diskussionspapier versucht, diese These vom doppelten Umbruch weiterzuentwickeln und mit dem Begriff der Fragmentierung auch die Eigenarten der ostdeutschen Wirtschaftsentwicklung aufzugreifen. Das Papier geht von der Beobachtung aus, dass es trotz dieser in vielfacher Hinsicht defizitären Entwicklung eine Vielzahl von Fällen erfolgreicher Entwicklung gibt und dass die ostdeutsche Wirtschaftsentwicklung von extremen Ungleichgewichtigkeiten gekennzeichnet ist. Diesen Sachverhalt beschreibt das Papier als Fragmentierung der wirtschaftlichen Entwicklung und interpretiert die vielfältigen Widersprüchlichkeiten und Paradoxien in der sozioökonomischen Entwicklung Ostdeutschlands als Ausdruck des ostdeutschen Suchprozesses.“ (S. 4)

„Eine offene Frage ist für mich dabei allerdings, wie sich Suchprozess und ostdeutsche Eigenarten eigentlich zueinander verhalten. Hier bezieht sich das Papier meines Erachtens viel zu wenig auf die Besonderheiten des ostdeutschen Umfeldes und auf die Ausgestaltung der ostdeutschen sozioökonomischen Entwicklung durch die ostdeutschen Akteure.“ (S. 4)

Buss setzt sich dann mit den vier im Diskussionspapier umrissenen Hypothesen zu den Gründen einer fragmentierten Entwicklung auseinander. a) Makroökonomisch könnte Fragmentierung eine differente Entwicklungsdynamik von exportorientierten (weltmarktorientierten), binnenmarktorientierten und auf lokale Märkte orientierten Teilen der Wirtschaft bestehen. b) Hinsichtlich der Branchenstruktur geht es darum, dass Deindustrialisierung, Modernisierung der verbleibenden Teile und Neuaufbau von Teilen der ostdeutschen Industrie zu einer Wirtschaftsstruktur führen, die unter den Bedingungen besetzter und kaum wachsender Märkte einerseits nur die komplementär zur westdeutschen Wirtschaft entwicklungsfähigen Teile zum Zuge kommen ließ und die andererseits zu einem hohen Anteil an Filialbetrieben führte. c) Finden sich empirisch Betriebe mit differenten Entwicklungs- und Personalstrategien (im Diskussionspapier zitierte Untersuchungen von Michael Behr u.a.) und abschließend d) wird im Diskussionspapier die Hypothese entwickelt, dass es bei der Reorganisation der Verbindungen von Unternehmen in ihr regionales Umfeld zu Entkopplungen gekommen sein kann, so dass die Effekte der Entwicklung der Unternehmen auf das regionale Umfeld im Zuge der Reorganisation abgenommen haben. Buss setzt sich mit allen vier Aspekten von Fragmentierung auseinander. Zunächst fragt er zu a), ob sich Unternehmen tatsächlich so drastisch



aus ihrem regionalen Umfeld lösen können. Zu b) beschreibt er den Reorganisationsprozess ostdeutscher Unternehmen als spezifische Strategie der Nutzung von Besonderheiten des ostdeutschen Umfelds und verweist auf die Notwendigkeit, gerade diese Besonderheiten zum Gegenstand der Berichterstattung zu machen. Sein Einwand zu c) setzt an diesem Punkt an. Die Unterscheidung erfolgreicher und nicht erfolgreicher Strategien der Unternehmen, wie sie in der Analyse von Behr u.a. vorgelegt wurde, nimmt das Modell der diversifizierten Qualitätsproduktion – ein in Westdeutschland entstandenes Produktionsmodell, „das 1990 dem Hintergrund für den gewählten Transformationspfad bildete“, – zum Maßstab und verstellt so gerade den Blick auf die ostdeutschen Besonderheiten, aus deren spezifischer Nutzung sich die ostdeutschen Erfolgsgeschichten eigentlich erklären. Zu d) stellt Buss am Beispiel der Werften Reorganisationsprozesse dar, die zu einer Reduzierung der Kooperations- und Wertschöpfungszusammenhänge im regionalen Umfeld geführt haben, und die insofern zu dem Erklärungsansatz des Diskussionspapiers passen. Er verweist aber auf die Eigenheiten der Branche und die jeweilige Transformationsgeschichte der Betriebe und sieht in dieser Tendenz nicht unbedingt ein *neues* Muster der Industrieentwicklung.

Zusammenfassend führt er aus: „Jeder der Ansätze hat die Ungleichzeitigkeiten der ostdeutschen Wirtschaftsentwicklung im Auge, erhebt aber andere Erfolgs- und Misserfolgskriterien: im ersten Fall stehen exportorientierte Branchen und Betriebe solchen gegenüber, die sich vornehmlich auf lokale Märkte ausrichten, im zweiten die Filialen westdeutscher Konzerne und Ausnahmefälle solcher Betriebe, für die die westdeutsche Wirtschaft keinen Bedarf hat. Im dritten Ansatz sind die Gewinner solche Unternehmen, die erfolgreich Anschluss an das deutsche Produktionsmodell der diversifizierten Qualitätsproduktion gefunden haben, während Überlebensgemeinschaften und Ressourcenvernutzer allmählich ihre Existenzgrundlage verbrauchen. Das Papier betont in der Darstellung der Erklärungsansätze wie auch in seiner Schlusshypothese vor allem die Gegensätzlichkeiten der Entwicklung. Ostdeutschland als Gegenstand droht sich damit jedoch in der Fragmentierung aufzulösen.“ (S. 7)

„Unsere eigene Empirie in der ostdeutschen Metall- und Elektroindustrie hat uns gezeigt, dass sich erfolgreiche Betriebe gerade nicht aus der Region lösen, weil sie in hohem Maß auf die Nutzung regionaler Ressourcen angewiesen sind.“ Er skizziert dazu ein Beispiel aus den eigenen Forschungen und resümiert, „dass möglicherweise ein enger Zusammenhang zwischen den Fragmenten besteht und dass der Erfolg des einen durchaus auch auf der Schwäche des anderen aufbauen kann. Gerade in der Art und Weise, wie die ostdeutschen Akteure mit den besonderen Rahmenbedingungen des ostdeutschen Umfeldes umgehen, liegt also mögli-



cherweise ein wichtiger Schlüssel zum Verständnis des ostdeutschen ‚Andersseins‘. Die Frage ist, ob die Ausrichtung auf Fragmentierung eine solche – für eine sozioökonomische Berichterstattung wichtige – Perspektive nicht verstellt.“ (S. 7)

### *Diskussion*

In der anschließenden Diskussion unterstützt *Christine Weiske* den Fragmentierungsansatz. Die noch etwas spröde Multiperspektivität im Diskussionspapier sei eine wichtige Voraussetzung, um überhaupt Fragmentierungen zu denken. Fragmentierungen sind überhaupt nur aus unterschiedlichen Perspektiven zu denken. Dabei handelt es sich auch um die Perspektiven unterschiedlicher Akteure. Diese Multiperspektivität müsste methodisch durchgearbeitet werden, dieses Argument von *Buss* würde Weiske unterstützen.

Sie führt weiter aus: „Ich habe das Gefühl, bei der Regionalisierung geht es nicht um ein „Entweder – Oder“, entweder ein Akteur oder ein Unternehmen ist in der Region integriert oder nicht, sondern dass es um Mehrfachintegrationen geht. Alle Akteure sind lokal integriert, aber in unterschiedlichem Maße. Und es gibt Akteure, die sind *nur* lokal integriert. Und dann gibt es auch andere Integrationsniveaus, überregionale, globale. Man müsste also die Mehrfacheinbettungen, Mehrfachintegrationen betrachten. Ansonsten finde ich das Modell der Fragmentierung für die Beschreibung sehr plausibel.“

*Peter Bartelheimer* meint, es wäre eine falsche Diskussion, wenn man die empirische Beweisführung des Diskussionspapiers diskutieren wollte, denn die gibt es nicht. Es handelt sich um ein Thesenpapier, das nicht empirisch argumentiert. Die Frage müsste also sein, ist das die richtige Suchrichtung für die Phänomene, die auf der phänomenologischen Ebene ja gar nicht so strittig sind? Bartelheimer verweist auf die Diskussion, die es bereits in den 1980er Jahren in Westdeutschland über die regionale Strukturförderung gegeben hat. Diese Strategien haben alle auf einem Exportbasisprinzip beruht. Man hat Unternehmen gefördert, die den größeren Teil ihres Umsatzes überregional realisiert haben. Dem lag die Annahme zu Grunde, dass sie den Rest der Region mitziehen. Das sei aber schon in den 1980er Jahren für Westdeutschland kritisiert worden. Das Interessante an der Fragestellung ist, ob das für Ostdeutschland eine Rolle spielt. Es ist natürlich unsinnig zu sagen, ein Betrieb entkoppelt sich aus der Region, denn er hat da seinen Standort und er zahlt dort Löhne und Steuern, vielleicht sehr wenig. Richtig aber ist, zu fragen, ob sich in der Summe ein positiver Effekt auf die regionale Wirtschaft nicht mehr notwendigerweise einstellt. Das hat natürlich gravierende Auswirkungen auf Förderstrategien und regionale Schwerpunkte. Wenn die regionalwirtschaftlichen Zu-

sammenhänge schwächer werden, dann kann man regionale Wirtschaftsentwicklung viel weniger steuern. Indem man „Kathedralen“ oder „Dorfkirchen“ fördert, kann man nicht mehr eine Region insgesamt stützen. Das findet Bartelheimer trotz einleuchtender Kritik von Klaus-Peter Buss eine richtige Fragestellung.

*Rainer Land* erklärt, dass mit der Fragmentierungsthese zunächst ein Phänomen zu benennen und eine offene Forschungsfrage aufzuwerfen ist. Das Diskussionspapier sammelt zunächst verschiedene Ansätze, von denen er aber nicht meint, dass sie sich ausschließen, sondern eher ergänzen. Es ist aber noch kein Versuch, Fragmentierung empirisch umfassend zu beschreiben oder theoretisch konsistent, zu erklären. Wir beobachten verschiedene, sehr dynamische Entwicklungen, die keine oder fast keine Effekte auf die Entwicklung der Region haben. Das mag nicht überall so sein, aber es gibt dafür gewichtige Beispiele und die Frage ist, wie erklärt man das und welche Bedeutung hat es? In einer Studie über die regenerativen Energien in der Prignitz hat Hans Thie aufgezeigt, dass bestimmte Vorstellungen über räumliche Divergenzen – etwa die Entwicklung konzentriert sich in den Zentren, die Peripherie bleibt zurück – so einfach nicht stimmen. Es ist komplizierter. In der Prignitz gibt es eine flächendeckende Nutzung der Windenergie über den gesamten ansonsten strukturschwachen Raum. Diese lokale Ressource wird umfassend, fast vollständig genutzt. Fragt man aber, wo gehören diese vielen Windkraftanlagen eigentlich hin (ähnliches könnte man für die dort entstehenden Biokraftstoffanlagen fragen), so kommt man zu dem Schluss, dass sie ökonomisch nicht zu dieser Region gehören, sie stehen nur da. Fragt man nach den Akteuren, nach den Betreibern, den Nutzern, nach denen, die Wartung und Service leisten, dann gehören diese Windräder alle nicht zum Wirtschaftskreislauf der Region – und schon gar nicht, wenn man nach den Innovationspotentialen fragt, die dieser Entwicklung zugrunde liegen. Man findet also eine sehr dynamische und in diesem Sinne erfolgreiche Entwicklung, mit der auch eine Menge Geld verdient wird, die darauf beruht, dass lokale Ressourcen genutzt, dabei aber aus dem regionalen Wirtschaftszusammenhang ausgekoppelt werden. Die Windkraft der Prignitz ist Teil eines überregionalen Netzwerks regenerativer Energien, von dem die Region nicht profitiert, wenn man mal von den geringen Pachtgebühren für den Standort absieht. An diesem Beispiel zeigt sich, dass es nicht um Stagnation geht, sondern um das Auseinanderfallen von Entwicklungen. Und es ist nicht ein bloßes Nebeneinander, sondern es geht auch darum, wieweit der Niedergang der „Rest-Ressourcen“ gerade durch die Einbettung bestimmter Ressourcen in überregionale Produktionszusammenhänge bei gleichzeitiger Auskopplung aus regionalen Wirtschaftszusammenhängen bedingt wird. Natürlich geht es nie um vollständige

Herauslösung, aber es ist ein gewaltiger Unterschied, ob es sich um starke Synergieeffekte handelt, wie man sie klassisch in den Clustern der Automobilhersteller und ihrem Umfeld fand und vielleicht immer noch findet, oder um schwache Effekte, die sich auf die bloße Zahlung einer Flächennutzungsgebühr reduzieren oder auf sehr wenige Arbeitsplätze.

Land führt weiter aus: Es gibt sicher auch in Ostdeutschland andere Beispiele: Michael Behr versichert regelmäßig, dass in der Region Zwickau lokale Synergieeffekte nach wie vor eine große Rolle spielen und das Muster von Entkopplung dort nicht zu beobachten ist. Aber hier haben wir es eben mit einer zwar modernisierten, aber eben doch an fordistische Industrieentwicklung anknüpfenden Entwicklung zu tun. Makroökonomisch geht es eigentlich um die Frage, welche Tendenzen dominieren, wie viel Zuwachs und wie viel Rückgang lokaler Synergieeffekte bringt der gegenwärtige und der in den nächsten Jahren zu erwartende weitere Reorganisationsprozess der Industrie und was bedeutet dies für die volkswirtschaftliche Entwicklung insgesamt? Das ist eine offene, aber eben doch sinnvolle Frage, der man sich widmen muss.

*Andreas Willisch* fragt sich, worum es bei der Kritik an der Fragmentierungsthese geht. Geht es darum, dass Buss den Begriff nicht glücklich gewählt findet? Als Buss von spezifischer Nutzung der ostdeutschen Besonderheiten gesprochen hat, sei er in Zweifel gekommen. Gerade in dieser Frage, die Buss als Dissens zur Fragmentierungsthese darstellt, besteht kein Gegensatz. Es besteht kein Zweifel daran, dass gerade die erfolgreichen ostdeutschen Betriebe die lokalen Ressourcen vor Ort brauchen und in spezifischer Weise nutzen. Die Frage ist dann aber: wozu nutzen sie diese, wohin entscheiden sie sich eigentlich unter Nutzung dieser Ressourcen, in welche Entwicklung fließt das Ergebnis dieser Ressourcennutzung, führt die Nutzung der lokalen Ressourcen auch zur Entwicklung dieser Ressourcen und des lokalen Umfelds? Ist das ein inhaltlicher Dissens zur Position von Klaus-Peter Buss? Wenn es sich nur um ein Begriffsproblem handelt, ist das vermutlich leicht zu lösen.

*Klaus-Peter Buss* fragt, wo der Dissens zur Fragmentierung liegt. Er will nicht in Frage stellen, dass es widersprüchliche und gegenläufige Entwicklungen gibt. Die Frage ist eher, wie bezieht man die aufeinander? So wie der Fragmentierungsbegriff im Text eingeführt wird, geht es um ein Heraustreten, Herauswachsen aus der Region mit negativen Effekten für die Region. Nach dem, was man in den Fallstudien gefunden hat, würde er eher sagen, die gegenläufigen Entwicklungen sind komplementär, sie beziehen sich aufeinander. Ein Beispiel ist das Autoproduktionscluster in Sachsen. Wenn man sich das von außen ansieht, dann sieht das hoch fragmentiert aus. Es gibt große Filialbetriebe westlicher Autokonzerne, extern rein-

gesetzte Produktionsbetriebe, hoch produktiv, tarifgebunden, gute Arbeitsbedingungen. Daneben gibt es einen Haufen kleiner ostdeutscher Betriebe, schlechte Arbeitsbedingungen, nicht tarifgebunden, niedrige Löhne, kein Betriebsrat usw. Ist das jetzt Fragmentierung? Er sagt – nein. Und er sagt, das, was in den Großbetrieben stattfindet, ist nicht Angleichung an den Westen, sondern etwas Eigenes. Ein Beispiel ist der Umgang mit dem Flächentarifvertrag. Das Modell West besagt, dass der Flächentarifvertrag eine Breitenwirkung hat, der zieht andere Betriebe mit, zwingt sie zu Innovationen und sich anzugleichen etc. In unseren Ostfälern ist es genau anders. Die Großbetriebe können ihre Tarifbindung verwirklichen, indem sie die Lohnkostenvorteile der nicht tarifgebundenen Zulieferbetriebe des Umfelds nutzen und Teile der Produktion in diese verlagern. Die haben 20 Prozent Fertigungstiefe, die Vormontagen beispielsweise werden in die Kleinbetriebe ausgelagert. Den Lohnkostennachteil, den die Großbetriebe durch die Tarifbindung haben, können sie kompensieren, indem sie das ganze Umfeld, das ganze Netzwerk in spezifischer Weise nutzen. Diesen Sachverhalt, diese polare Entwicklung, das ist seine Kritik, beschreibt der Fragmentierungsbegriff unzureichend. Man muss das zusammen denken, um die Spezifik der ostdeutschen Entwicklung zu begreifen. Der Fragmentierungsbegriff denkt das erst mal auseinander.

*Michael Thomas, Rudolf Woderich: Regionale Disparitäten und Sozialkapital*

*Thomas* und *Woderich* analysieren zunächst die Debatte um die räumliche Neuordnung des Systems von Zentrum und Peripherie und fragen dann, welche Perspektiven sich für die weitere Ausprägung bzw. Überwindung regionaler Disparitäten in Ostdeutschland ergeben. Ihren Beitrag resümieren sie so:

Die hierarchische Neuordnung des Verhältnisses von Zentren und Peripherien, die mit neuen Formen der Dezentralisierung und Konzentration verbunden ist, stellt regionale Entwicklungskonzepte peripherer Regionen vor neue Herausforderungen. Die veränderte Aufgabenteilung von nationalstaatlicher Förderung der Wachstumszentren und EU-Programmen, die strukturschwache ländliche Räume unterstützen, wird sich dauerhaft nicht als ausreichend erweisen, um Differenzen auszugleichen und gleichwertige Lebensverhältnisse im nationalstaatlichen Rahmen zu erzeugen. Zwar sind externe Dynamiken, die von Stadtregionen ausgehen und Entwicklungsimpulse auslösen, unter spezifischen Bedingungen der räumlichen Struktur der Bundesrepublik nicht auszuschließen. Dennoch wird auch diese Option keinen verlässlichen Mechanismus hervorbringen, der die Entwicklung peripherer Räume positiv beeinflussen kann.

Als weitgehend obsolet und illusionär erweisen sich unter neuen Bedingungen durchgreifender internationaler Arbeitsteilung und Kooperation auch „klassische“ Konzepte einer relativ geschlossenen, „endogenen Regionalentwicklung“. Über „soziotechnische Modelle“ der Verhandlung und Qualifizierung regionaler Potenziale hinaus wird die engere Verbindung und Verflechtung von Export- und Binnenwirtschaft gerade in strukturschwachen Regionen entscheidend sein, um wirtschaftliche Stabilität und Wachstum zu erzeugen.

Insbesondere Kooperationen, pragmatische Bündnisse und neue Zusammenschlüsse können sich als ein relevanter Faktor erweisen, ob außerhalb urbaner Metropolen neue „Räume von Zentralität“ entstehen oder ob einstige Regionen durch Marginalisierung im Dunkel der Bedeutungslosigkeit versinken. Für Regionen dieses Typs (exemplarisch: Niederlausitz) in spezifischer räumlicher Lage können insbesondere eigenständig koordinierte Aktivitäten eine völlig neue regionalpolitische Gewichtung erlangen, falls es gelingt, auf der Grundlage markanter regionaler Konzepte und Leitbilder sowie eines offensiven Regionalmarketings stabile Außenbeziehungen zu etablieren.

Für strukturschwache Regionen mit relevanten eigenständigen Entwicklungspotenzialen (z.B. Niederlausitz) erweist sich die Sozialkapitalbildung auf verschiedenen Ebenen und in unterschiedlichen Bereichen als eine relevante Handlungs- und Gestaltungsoption. Die Ausprägung adäquater Formen regionaler Governance, die Herausbildung von wirtschaftlichen Netzwerken sowie neuen Formen der Kooperation im Feld bürgerschaftlichen Engagements können diesbezüglich eigenständige Impulse vermitteln. Mit den nicht zu unterschätzenden Möglichkeiten der Generierung sozialen Kapitals lassen sich Optionen ergreifen und Spielräume auslegen, die tradierten wirtschaftlichen Wachstumslogiken bzw. globalen Sachzwängen durchaus konterkarierende Argumente liefern können. Diese Regionen befinden sich weder alternativlos in der Falle unüberwindbarer wirtschaftlicher Stagnation noch einer zwangsläufig defizitären Ausstattung mit sozialem Kapital. In beiden Richtungen sind unter hinreichenden Voraussetzungen selbstverstärkende Prozesse möglich. Diese werden, zumindest mittelfristig, über regionale Differenzierungen und regionale Perspektiven mitentschieden. Deshalb ist ihnen im Rahmen einer neu ausgerichteten Ostdeutschlandforschung wissenschaftlich-analytisch wie praktisch-politisch die entsprechende Aufmerksamkeit zu widmen.

In ihrem Beitrag gehen Thomas und Woderich insbesondere auf den Zusammenhang von Regionalisierung und Sozialkapitalbildung ein: Regionalisierung heißt: Konzeptionelle Orientierung auf die Selbststeuerungs- und Selbstorganisationsfähigkeit von Regionen. Dabei werden drei Zugänge der Analyse der Sozialkapitalbildung aufgezeigt:

Regionale Governance setzt darauf, dass Akteure aus unterschiedlichen Bereichen – Wirtschaft, Verwaltung, Wissenschaft und Zivilgesellschaft – miteinander Beziehungen eingehen, d.h. kooperieren.

Kooperationen oder Vernetzungen – Projektnetzwerke, z.B. KMU-Netzwerke, ließen sich auch in peripheren Regionen nachweisen. Thomas und Woderich gehen auf die Ambivalenzen aber auch die positiven Impulse ein, die in den von Ihnen beobachteten Regionen zu verzeichnen sind.

Bürgerschaftliche Aktivitäten sind ein dritter Zugang zur Sozialkapitalbildung. Hierzu gäbe es zwar mehr Untersuchungen als zu den anderen Feldern, häufig würden aber lediglich zahlenmäßig Vereine und deren Mitgliedschaften erfasst. Um tatsächlich zu relevanten Ergebnissen zu gelangen, müssten genauer Typen von Vereinen und Typen von Engagementformen unterschieden werden, zumal sich bekanntlich Organisations- wie Aktivitätsformen gerade des zivilgesellschaftlichen Bereichs in einem erheblichen Umbruch befinden. Während traditionelle Strukturen an Bedeutung verlieren, gewinnen bzw. nehmen projektförmige, punktuelle und stärker auf Interessen der Selbstverwirklichung ausgerichtete Formen von Freiwilligenarbeit etwa zu. Inwieweit und unter welchen Bedingungen sich damit Sozialkapitalbildung verbindet, ist weitgehend offen.

### *Diskussion*

In der Diskussion fragt *Wolfgang Kil* nach der empirischen Grundlage der im Vortrag genannten Ausstrahlungsradien der Metropolen von ca. 100 km. Neue Untersuchungen aus Potsdam hätten gezeigt, dass der Ausstrahlungsradius von Berlin nur noch 40 km beträgt. Haben die Ostdeutschen einen geringeren Bewegungsradius oder eine geringe Bewegungsbereitschaft oder wird sich dieser Radius in der Zukunft noch ausdehnen? Was sagt so ein Radius über die Wirtschaftskraft einer Region? *Woderich* antwortet, dass das Modell der Metropolenregionen Gegenstand der Diskussion sein müsse, weil es in der Raumordnung und in der Politik eine wichtige Rolle spiele. Die Extrapolation dieses Modells auf Ostdeutschland ist eine Kreation des IRS, die Strahlungseffekte sind nicht empirisch gemessen, sondern für Ostdeutschland extrapoliert.

*Wolfgang Kil* äußert weiter die skeptische Befürchtung, dass Sozialkapitalbildung auf dem flachen Land eher durch die neu Hinzuziehenden entsteht, die man Raumpioniere nennen könnte. Denn die neu Hinzukommenden haben ein relativ dickes Gepäck an Sozialkapital, deswegen haben sie ja die Freiheit zu wandern. Das Problem wird aber sein, dass das Sozial-

kapital der Leute vor Ort, angenommen es ist überhaupt noch ein Rest da, zu dem der Hinzu-kommenden nicht anschlussfähig ist. Das bedeutet, es kann zu einem Austausch zu Lasten der Leute vor Ort kommen. Dann aber ist die Frage, mit welchen Konflikten dieser Prozess des Austauschs von Sozialkapital ablaufen wird.

*Brigitte Engler* knüpft hier an: Raumpioniere bringen ihr Kapital, ihr Sozialkapital, vielleicht auch Geld mit. Ist das eine Vision, dass man ein Land wieder besiedelt, vereinnahmt, unterjocht? Oder suchen wir die Leute, die aus der Region kommen und die ein anderes Konzept haben, die Gemeinwesen stiftende Strukturen bauen? Das erfordert, dass der Staat, die Kommunen eine andere Funktion bekommen und Arbeitsplätze generieren, um öffentliche und soziale Funktionen wieder aufzubauen. Das ist ein ganz anderes Konzept. Nehmen wir zum Beispiel die Art und Weise, wie in Brandenburg die Kulturscheunen und Kulturschlösser entstanden sind. Da kamen die Leute mit dem dicken Gepäck und ließen die ABM-Leute für sich arbeiten. Und als die ABM-ler dann weg waren, wurden daraus private Häuser von neuen Feudalherren, die kann man dann im Fernsehen bewundern. Diese Entwicklung ist rückwärts gewand, das ist kriminell und das muss man stoppen. Wir brauchen Zentren, in denen die Leute sich begegnen können, in denen sinngebendes Leben entsteht, und das wäre die Aufgabe von Staat und Gesellschaft.

*Rainer Land* verweist darauf, dass die Aktivierung endogener Ressourcen oft nur möglich sei, wenn sie mit Innovationen, mit Wissen und Erfahrungen verbunden wird, die oft von außen kommen müssen. Das können auch Leute aus der Region tun, aber dazu müssen sie die Region auch mal verlassen haben, körperlich oder zumindest geistig, um neue Kombinationsmöglichkeiten ihrer regionalen Ressourcen mit der Welt denken zu können. Die Frage ist eher, ob es Entwicklungen sind, die die regionalen Ressourcen von der Entwicklung der Region abkoppeln oder nicht.

*Luidger Dienel* wirft den Begriff der Raumpartnerschaft in die Diskussion. Es gibt immer mehr Menschen mit einer doppelten räumlichen Identität. Als Beispiel nennt er das Verhältnis von Berlin und der Insel Usedom. Die Berliner Usedomer beispielsweise sind viel überzeugter von der Insel als die Usedomer aus Usedom. Dies sei vielleicht ein Modell, Kontakte zwischen den Regionen herzustellen, die sich befruchtend auswirken können.

*Stefan Schridde* meint, stimulierende Effekte von Partizipation und Demokratie wären für die Regionen sehr wichtig. Bei der Suche nach Indikatoren nennt er zwei Stichwörter dazu: Erstens: Corporate Citizenship: wieweit erfolgt eine regionale Vernetzung und inwieweit beteiligen sich Unternehmen an Projekten? Zweitens: Gemeinnützige Vereine, Genossen-



schaften. Ich-AGs schließen sich inzwischen oft zu Genossenschaften zusammen. Auch Raumpartnerschaften, die Zureisenden aus anderen Regionen, tragen ihre Wünsche und Vorstellungen in die Regionen und sie investieren Zeit und Geld.

*Thomas Hanf* fragt: Wie kann man diesen Gegenstand „Sozialkapital“ in der Berichterstattung greifbar machen? Helfen Begriffe wie „Rechtsformen“ von Vereinen und Unternehmen da weiter? Welche Rolle spielen Verwaltungen, die „Erreichbarkeit“ der Gesellschaft? Wenn die Haushaltslage der Kommunen sich weiter verschlechtert, dann ist die Gesellschaft an einigen Orten physisch nicht mehr erreichbar, weil die Menschen nicht mehr in die Verwaltung oder in die Post gelangen können.

*Brigitte Engler* meint zu den Indikatoren: Wo Atomisierung stattfindet, nehmen Gewalt, Eigentumsdelikte und Nachbarschaftsstreit zu. Auch diese Formen „sozialer Auffälligkeiten“ könnten als Indikator für den Zustand der Gesellschaft und des Sozialkapitals genutzt werden. Das könnte man in die Berichterstattung einbeziehen.

*Joachim Ragnitz* fragt: Was ist eine Region? Wie groß können Regionen sein, auch hinsichtlich der Zumutbarkeit von Entfernungen?

*Woderich* antwortet darauf, dass Regionen durch Akteure konstruiert werden, nicht durch die administrativen Grenzen bestimmt sind. Jedenfalls darf man sich auf administrative Grenzen nicht einschränken lassen. Diese spielt natürlich für die Verwaltungen, die auch als Akteure auftreten, eine Rolle, auch für das wichtige Thema der Regional- und Verwaltungsreform.

#### **4.4 Erwerbsarbeit mit Hilfsmotor. Der „sekundäre Integrationsmodus“ und die Gettoisierung der Überflüssigen.**

*Holger Alda: Sekundäre Arbeitsmarktintegration als Beobachtungskonzept  
sozioökonomischer Berichterstattung*

Ausgehend von den Darstellungen im Diskussionspapier verweist *Alda* (siehe auch Foliensatz in der Materialsammlung) auf die Forschungen, die bereits im ersten Bericht begonnen wurden. Das Konzept der sekundären Arbeitsmarktintegration erfordert, den Zusammenhang zwischen Erwerbsarbeit einerseits und Zeiten der Arbeitslosigkeit sowie der Teilnahme an Maßnahmen (wie Umschulungen, ABM) auf der Personenebene zu messen. Es geht dabei also um eine Rekonstruktion von Erwerbsverläufen und den Vergleich dieser Verläufe mit denen, die sich aus idealtypisch angenommenen fordistischen Wirtschafts- und Sozialmodellen ergeben.

Unter primärer Arbeitsmarktintegration wird eine stabile, institutionell regulierte Erwerbsarbeit verstanden, die in unterschiedlichen Geschlechter-Regimen ausgestaltet ist. Störungen im Sinne der Unterbrechung der Erwerbsarbeit durch Sucharbeitslosigkeit wurden über staatliche und Organisationstransfers, etwa Arbeitslosengeld und -hilfe, aktive Arbeitsmarktpolitik, Förderung von Bildung, Umschulung und Qualifizierung, teilweise auch Sozialhilfe bewältigt.

Daraus ergeben sich idealtypisch für Westdeutschland zwei unterschiedliche Erwerbsverläufe. Männer sind weitestgehend stabil beschäftigt, Betriebswechsel sind selten und mit überwiegend horizontaler oder aufstiegsorientierter Einkommensmobilität verbunden. Es gibt eine ausgeprägte berufsfachliche Prägung des Erwerbssystems mit kollektiver Lohnfindung. Typisch sind Einkommensstabilität und existenzsicherndes Lohnniveau. Frauen sind zu einem noch hohen Anteil nicht erwerbstätig oder die Erwerbstätigkeit ist unterbrochen von langen Nichterwerbszeiten, Beschäftigung erfolgt wesentlich häufiger in Teilzeit. Erst spät und sukzessive baut sich eine kohortenspezifische Erwerbsbeteiligung der Frauen auf.

Der Umbruch beginnt in Westdeutschland mit einer sich schrittweise aufbauenden Unterbeschäftigung, damit weitet sich der Wirkungsbereich der Institutionen, die bei Störungen des Erwerbsverlaufs eingreifen, also der Arbeitslosenversicherung, der Arbeitsmarktpolitik und auch der Sozialhilfe zunächst aus, aber noch ohne einen Funktionswechsel. Die Folgen für den Erwerbsverlauf sind zunächst folgende:

Bei Männern finden wir eine Zunahme von Betriebswechseln, längere Arbeitslosigkeitsdauern und einen sich aufbauenden Sockel von Langzeitarbeitslosen. Aber die kollektive Lohnfindung und berufsfachliche Strukturierung des Arbeitsmarktes sorgen bei Wiedereintritt in Beschäftigung für geringe oder keine Einkommenseinbußen gegenüber dem letzten Beschäftigungsverhältnis (branchenabhängig).

Bei Frauen nimmt die Erwerbsbeteiligung auch im Umbruch, also in den späten 1970er und 1980er Jahren weiter zu, wobei insbesondere ältere Kohorten eher selten das Niveau der Männer (Löhne, Betriebszugehörigkeitsdauer, Arbeitszeit) erreichen. Auch im Falle von Beschäftigungszeiten und beim Bezug von Arbeitslosengeld müssen Frauen häufiger mit der Überführung in das Prinzip der Familienfürsorge rechnen, es erfolgt weiter eine Reproduktion von Abhängigkeit. Dabei bleibt auch im Umbruch die Integration in den (ersten) Arbeitsmarkt leitendes Paradigma bei der Ausgestaltung von Arbeitsmarktinstitutionen und deren Veränderungen. Die Mehrheit der Arbeitnehmer verbleibt in geschützten Segmenten.

Anders stellt sich die Situation in Ostdeutschland dar. Mit der Transformation und der Deindustrialisierung erfolgt Anfang der 1990er Jahre eine massive Freisetzung von Arbeitskräften in einem sehr kurzen Zeitraum. Gleichzeitig wird das in Westdeutschland vorhandene und durch die Bedürfnisse einer fordistischen Regulation der Erwerbsarbeit geprägte institutionelle System auf Ostdeutschland übertragen – ein selbst im Umbruch, in der Krise befindliches Institutionensystem. Mit diesem auf die Lösung räumlich und zeitlich begrenzter Konjunktur- und Strukturprobleme ausgelegten System wird versucht, die Transformationskrise und den Umbruch in Ostdeutschland zu bewältigen. Die anhaltende Krise der Erwerbsarbeit überfordert die Leistungsfähigkeit.

Die Folgen für die ostdeutschen Erwerbsverläufe sind bei den Männern: Die Orientierung an einem fordistischen Idealtypus (lebenslange Vollzeitbeschäftigung fast ohne Unterbrechung) bleibt erhalten, d.h. Arbeitsplatzbesitzer kämpfen um den Erhalt genau solcher Arbeitsplätze, Arbeitslose versuchen, genau diese Arbeitsplätze zu bekommen. Dies kann jedoch nur für einen Teil – weniger als die Hälfte – praktisch gelingen. Vor allem die neu in den Arbeitsmarkt eintretenden Kohorten haben deutlich geringere Chancen. Dies ist auch qualifikationsabhängig. Zugleich finden sich massenhafte ABM, Vorruhestandsregelungen und geförderte Beschäftigungen, die erneute Leistungsansprüche transportieren und damit auch wiederum Ansprüche auf ABM o.ä. generieren usw. Der Anteil an Langzeitarbeitslosigkeit bleibt geringer als nach den wirtschaftlichen Rahmenbedingungen zu erwarten wäre – eben weil Arbeitslosigkeit immer wieder durch Maßnahmen, ABM und geförderte Beschäftigung unterbrochen wird.

Bei den ostdeutschen Frauen ist die Orientierung ähnlich wie bei den Männern. Traditionsgemäß sind Unterbrechungen wegen Kindererziehung im Osten eher kürzer, die Orientierung, schnell wieder die Erwerbsarbeit fortzusetzen, bleibt erhalten. Frauen haben im Osten im Vergleich zu ostdeutschen Männern geringfügig niedrigere Lohnniveaus, aber wachsende Teilzeitanteile. Außerdem lässt sich ein teilweise freiwilliger, oft aber auch institutionell durch die Vergabeförderpraxis erzwungener Rückzüge vom Erwerbsleben beobachten, besonders bei Frauen der oberen Alterskohorten.

Im Weiteren erläutert Alda die Indikatoren, mit denen wir die Arbeitsmarktintegration gemessen haben (siehe Folien Alda) und die Messergebnisse. Dabei zeigt sich in Westdeutschland eine Größenordnung von Erwerbstätigen im sekundären Integrationsmodus, die bei 10 bis 15 Prozent liegt, in Ostdeutschland je nach Indikator zwischen 27 und 35 Prozent. Frauen finden sich etwas häufiger als Männer, Ältere etwas häufiger als Jüngere in einem

sekundären Integrationsmodus. Der Vergleich eines Arbeitsmarktbezirks einer prosperierenden und einer schrumpfenden Region zeigt nur geringe Unterschiede in der Größenordnung des sekundären Integrationsmodus.

Die statistische Auswertung von Erwerbsverläufen bietet ein sehr viel besseres Bild als die stichtagsbezogene Analyse von Arbeitslosen- und Maßnahmequoten und soll im zweiten Bericht fortgesetzt, ausgebaut und methodisch weiterentwickelt werden.

Ein Kernelement der Weiterentwicklung wäre der Versuch, die in den Erwerbsverläufen des sekundären Integrationsmodus bei einem relativ großen Teil der Betroffenen enthaltenen (dem Anteil nach subdominanten) Beschäftigungen im ersten Arbeitsmarkt genauer zu analysieren. Dazu soll versucht werden, das Betriebspanel zu nutzen und herauszufinden, welche Betriebe Arbeitslose für kurzfristige Beschäftigungen rekrutieren, um was für Beschäftigten es sich handelt und ob wir es hier mit einer neuen Strategie der „Flexibilisierung“ der Randbelegschaften oder auch mit neuen Strategien der Nachwuchsrekrutierung zu tun haben. Natürlich werden auch die Arbeitsmarktreformen, die 2005 wirksam geworden sind, zu einer Weiterentwicklung der Analyse führen müssen. Die Arbeitsmarktreformgesetze beschleunigen die Taktfrequenz des sekundären Arbeitsmarktintegrationsmodus und verändern seine Gestalt weg von ABM/SAM u. ä. hin zu Trainings- und Qualifikationsmaßnahmen. Das in Ostdeutschland entstandene Modell der sekundären Arbeitsmarktintegration, also der Wechsel zwischen Arbeitslosigkeit und Aktivierung durch Maßnahmen, wird auf Westdeutschland übertragen („die Leute in Bewegung halten“), unklar aber ist, ob es faktisch im Westen unter eben doch deutlich anderen Arbeitsmarktbedingungen genauso oder anders praktiziert werden wird.

*Olaf Struck: Koreferat zum Arbeitsmarkt und Beschäftigungssystemen in Ostdeutschland*

In dem *Koreferat* von *Olaf Struck* wird der Ansatz weitgehend unterstützt. Er rekapituliert zunächst zwei zentrale Hintergrundideen: a) Es hätte ein stabiles einkommenssicherndes Normalarbeitsverhältnis und ein darauf abgestimmtes Sozialversicherungsstaatsmodell gegeben. b) Es gäbe zwei differenzierte soziale Wandlungsmodelle. Davon gehen wir am SFB 580 auch aus. Das westliche sei stetig mit nur kleinen Ausschlägen, aushandlungsbasiert, korporatistisch, es gibt starke Lobbys und Vetospieler. Diese verhindern, dass es starke desintegrative Problemlagen gegeben hat. Und es gibt Problemgruppen ohne Lobby, auf deren Rücken werden die Probleme ausgetragen.

Im Gegensatz dazu stünde das Wandlungsmodell in Ostdeutschland: durch Systemumbruch und hohe Dynamik wurden große Ausschläge in Gang gesetzt, die historisch ohne Vorbild sind: hohe Arbeitslosigkeit, Binnenwanderung, Frühverrentung, Kinderlosigkeit. Dies führt 15 Jahre später zu vielen nicht intendierten Folgen.

Das Ergebnis sei: In Ostdeutschland bildet sich ein sekundärer Integrationsmodus, ein hochprekärer Arbeitsmarkt, der anhand der IAB-Daten gut herausgearbeitet wurde. Dazu könne man methodisch noch viel machen, ausbauen und diskutieren, zum Beispiel mit Sequenzanalysen usw. Man könne Übergangswahrscheinlichkeiten ermitteln usw.

Das weitere Ergebnis, das sich mit den Ergebnissen aus Jena deckt, ist, dass nicht nur der Anteil sogenannter atypischer Beschäftigung steigt, sondern dass auch die durchschnittliche Beschäftigungsdauer sinkt, zwar langsam, aber eindeutig. Und es zeigen sich unterschiedliche Muster in Ost- und Westdeutschland. In Westdeutschland: hohe Mobilität in jungen Jahren, die wäre dann zu interpretieren als arbeitgeber- und arbeitnehmerseitige Such- und Matchingprozesse, die dann aber in lang- und mittelfristige Beschäftigung münden. Wer dann später aus Beschäftigung wieder ausscheidet – als Frau oder als Geringqualifizierter – hat große Schwierigkeiten, wieder in Arbeit zurückzukommen. Wenig Neues im Westen, aber immerhin: kürzere Beschäftigungsdauern und prekäre Vertragsformen nehmen zu.

Im Osten sieht die Welt anders aus. Stabiler Stand in sogenannten Überlebensgemeinschaften mittleren Alters, hohe Flexibilität in Neugründungen und an Rändern von Betrieben. Dabei wird in hohem Maße und viel stärker als im Westen auf staatlich geförderte Beschäftigung zurückgegriffen, auch für ältere Arbeitnehmer. In Ostdeutschland sind die Übernahmekquoten nach der Ausbildung deutlich geringer als in Westdeutschland.

Ein zweiter Befund: Überflüssige als Indikator für Umbruchprozesse. Es gibt temporäre Problemlagen, die mit den klassischen Instrumenten der Sozialpolitik bearbeitet werden können. Und es gibt Überflüssige mit unspezifischen Problemlagen, die nicht mehr mit den klassischen Mitteln der Sozialpolitik bearbeitbar sind und die über Verfahren und Maßnahmen sekundär integriert werden, der Bezug zur wertschöpfenden Arbeit ist jedoch gebrochen. Hier wird von einem in sich verfestigten sekundären Arbeitsmarktintegrationsmodus gesprochen, dessen Perspektivlosigkeit offenkundig wird, und zwar nicht nur den Betroffenen, sondern zunehmend auch der Politik.

Es stellt sich die Frage, ob es nicht einen dritten Problemkreis gibt, nämlich, inwieweit das fordistische Produktions- und Sozialmodell seine eigenen Funktionsvoraussetzungen untergräbt. Beispiele für solche nachhaltig wirkende Funktionsprobleme sind: Arbeitslosigkeit,

Finanzierungsprobleme, geringe Geburtenrate, mangelnde Binnennachfrage, Bildungsnotstand, Fachkräftemangel. Diese Funktionsprobleme bieten vielleicht auch Orientierungsmöglichkeiten für die Bewertung dessen, was im Bericht an Daten und Befunden vorgestellt wird.

Zukunftsszenarien könnten eine Unterscheidung versuchen, einmal den eingeschlagenen Pfad zu beurteilen. Der führt zu einer zunehmenden Polarisierung zwischen erstem und zweitem Arbeitsmarkt, stabiler und instabiler Beschäftigung, primärem und sekundärem Integrationsmodus, besser und schlechter Qualifizierten, gut bezahlter Arbeit in marktstarken und schlecht bezahlter Arbeit in marktschwachen Unternehmen. Wir sehen dies in Ostdeutschland, das scheint aber auch der Trend in Westdeutschland zu werden.

Und dies müsste man mit einem alternativen Pfad vergleichen: Wenn Arbeit mobiler und flexibler werden muss, wenn die Unsicherheit von Investitionen in Beruf und Bildung steigt, weil sich die Berufsbilder und die Anforderungen schneller ändern, dann müssen Lösungen bei der Gestaltung dieser Flexibilität und Mobilität gefunden werden, die Polarisierungen vermeiden. Das bedeutet, dass wir die Phasen der Nichtarbeit anders gestalten und besser nutzen müssen als bisher. Also Phasen für Kindererziehung, für Bildung, Neustartversuche, Selbständigkeit, Familienzeit usw. Diese müssen selbstbestimmter als bisher vollzogen werden können und Austritte aus einer Beschäftigung dürfen nicht wie bisher für viele Menschen den Eintritt in einen dauerhaft prekären Erwerbsverlauf bedeuten.

### *Diskussion*

In der anschließenden Diskussion findet *Brigitte Engler* an dem vorgestellten Ansatz sehr spannend, dass Arbeitsmarkt und Sozialstaatsinstrumente zusammen gedacht werden.

*Peter Bartelheimer* erklärt: Es beginnt gerade eine neue Diskussion über öffentliche Beschäftigung im Zusammenhang mit dem SGBII. Er glaubt, die Begriffe primäre und sekundäre Arbeitsmarktintegration könnten das Begriffspaar erster und zweiter Arbeitsmarkt ablösen. Der erste und der zweite Arbeitsmarkt waren schon immer schwer gegeneinander abzugrenzen. Der Vorschlag ist jetzt, von geförderter und nicht geförderter Beschäftigung zu sprechen. Aber nicht gefördert bedeutet dann auch nur, nicht mit den Mitteln der Arbeitsmarktpolitik gefördert. Die eigentlich spannende Unterscheidung ist aber das Nebeneinander von zwei Segmenten der Erwerbsarbeitgesellschaft. Dies könnte sich ja vielleicht als Denkmodell durchsetzen.

Peter Bartelheimer führt weiter aus: im ersten Bericht haben wir mit zwei verschiedenen Datensätzen versucht, Erwerbsverläufe zu betrachten: mit den IAB-Daten und mit dem SOEP.

Bartelheimer glaubt, es sei nach wie vor sinnvoll, auch mit Umfragedaten Erwerbsverläufe zu betrachten, zumal wenn es um Haushalte oder Kinder geht, was nur mit Umfragedaten möglich ist. Man benötige aber dringend eine methodische Integration. Das ist im ersten Bericht nicht gelungen, für den zweiten Bericht sollte man die Analysekonzepte harmonisieren, soweit es die Datensätze zulassen.

Bartelheimer ist sich nicht sicher, ob die von Olaf Struck angesprochene „dritte“ Problemlage, die Funktionsprobleme des Sozialstaats, eine dritte Problemlage sind oder ob es da nicht um eine andere Perspektive bzw. Ebene geht. Einmal geht es um Befunde auf der Ebene von Mikrodaten. Die andere Frage geht um die Regulierung der Makroebene. Das liegt auf einer anderen Ebene, deshalb würde er es nicht dritte Problemlage nennen. Das ändert aber an der Bedeutung der Fragestellung nichts.

Zweifel äußert Peter Bartelheimer an der Position im Diskussionspapier, dass es sich bei dem sekundären Integrationsmodus um ein Muster handelt, dass der Westen vom Osten gelernt hat. Es gibt im Osten nichts, was es im Westen nicht auch gibt, nur die Konzentration, die Plötzlichkeit, mit der das in die Lebenswirklichkeit einbricht, ist eine andere. Und es ist auch ein Umschlag, wenn die Quantität sehr hoch ist, dann bekommt das eine andere Qualität. Aber es sind nicht grundsätzlich andere Instrumente. Wir haben Maßnahmekarrieren und auch das Instrumentarium der institutionalisierten Bearbeitung von Überflüssigen schon in den 1980er Jahren in Westdeutschland gehabt. Soziales Lernen erfolgte wohl eher in beiden Teilen und in Wechselwirkungen.

Zu dieser Frage gab es eine Reihe weiterer Äußerungen. *Klaus-Peter Buss* fragt zur Übertragung des sekundären Integrationsmodus aus dem Osten auf den Westen: Wird da eigentlich Gleiches übertragen oder ist das Übertragene dann doch etwas anderes? Wieweit prägen die Fördermittel das Handeln? Auf der Betriebsebene kann man das jedenfalls feststellen. Die Betriebe nutzen das ganz aktiv. Es gab Betriebe, die 50 bis 80 Prozent ihrer Beschäftigten aus Qualifizierungsmaßnahmen eingestellt haben. Den Berichten einiger Geschäftsführer könnte man entnehmen, dass sich da ein Rekrutierungsverhalten herausgebildet hat, das aus drei Schritten besteht. Die Geschäftsführer sagen, sie können die Arbeitsamtsmaßnahmen dazu benutzen, die Leute auszuprobieren. Die Leute kommen zum Praktikum in den Betrieb, sie stellen niemanden ein, den sie nicht vorher ausprobiert haben. Im zweiten Schritt sagen sie den Leuten, die positiv aufgefallen sind, wie sie sich zu qualifizieren haben. Das Arbeitsamt qualifiziert sie dann. Und dann erst entscheidet der Geschäftsführer, wen er einstellt. Auf die-



sem Weg kann man qualifizierte und zugleich relativ billige Arbeitskräfte bekommen. Das ist wesentlich risikofreier und billiger als betriebliche Ausbildung.

*Christine Weiske* meint, nicht Erfindung, sondern die Legitimation des neuen Instrumentariums des sekundären Integrationsmodus sei aus dem Osten gekommen. *Christine Steiner* spricht gegen die These einer Übertragung.

*Alda* meint dazu, dass die Instrumente ja zunächst mit dem Institutionentransfer aus dem Westen in den Osten übertragen worden wären. Aber sie hätten sich dann im Osten in ihrer Funktion gewandelt. Und dieser Wandel sei dann „gesamtdeutsch“ mit den Hartz-Gesetzen institutionell auch für den Westen festgeschrieben worden.

*Michael Thomas* fragt nach der Untersuchung der Lage von Selbständigen: Würde die Betrachtung von Selbständigen an den Aussagen und Befunden etwas ändern? Darauf antwortet *Alda*, dass dies in den vorliegenden IAB-Daten nur eingeschränkt möglich sei. Wenn die Personen mit der Arbeitsagentur in Berührung gekommen sind, kann man etwas sehen (z.B. bei Ich AGs), aber man sieht nicht, was langfristig geschieht, höchstens bei denen, wo es nicht funktioniert hat.

*Thomas* fragt weiter: Ist der sekundäre Integrationsmodus eher ein Übergangsphänomen? Wird das irgendwann beendet sein? Also stellt sich irgendwann die Frage, was passiert, wenn auch über diese Mechanismen keine Integration mehr hergestellt werden kann? Was passiert, wenn Menschen, die aus dem ersten Arbeitsmarkt herausgefallen sind und die sich nun im zweiten halbwegs eingerichtet haben, nun auch aus dem zweiten Modus herausfallen? Wenn man denen sagt, nun hilf Dir selbst, jetzt ist der Punkt erreicht, wo Dir nicht mehr geholfen wird. Ist das die Fragestellung, die sich in Zukunft stärker stellt als die Funktionsweise des sekundären Integrationsmodus?

*Land* meint dazu, dass der sekundäre Integrationsmodus eine Bearbeitungsform sei, aber keine zukunftsfähige Lösung. Es gibt zwei Arten der Bewegung im sekundären Modus, die eine, die *Klaus-Peter Buss* beschrieben hat und die im Zusammenhang mit einer gewandelten Rekrutierungsstrategie der Betriebe durchaus zum dauerhaften Übergang aus der sekundären in die primäre Integration führen kann. Aber es gibt auch einen großen Teil von Personen, die zwischenzeitlich in Beschäftigung kommen, aber im sekundären Modus verbleiben, weil es sich um saisonale oder befristete Beschäftigung handelt, nicht um den Übergang in eine anhaltende Erwerbstätigkeit.

*Tatjana Fuchs* hat Zweifel an einer einseitig westdeutschen Folie des fordistischen Arbeitsverhältnisses. Wir brauchen differente historische Bezüge, also beispielsweise auch Be-

züge, die zeigen, an welchen historischen Mitgegebenheiten aus der DDR sich Ostdeutsche orientieren. Und es wird nötig sein, viel Arbeit zu investieren, um mehr Differenzierung in die Idealtypen zu bekommen. Sowohl in der primären als auch der sekundären Integration gibt es jeweils eine große Vielfalt unterschiedlicher Muster und Qualitäten der Integration.

*Friedrich Hauss: Unsichere Erwerbsbeteiligung und soziale Problemlagen*

Gegenstand des Beitrags ist die Berichterstattung über die Dynamik der Lebenslage von „Überflüssigen“ aus einem BMBF-Projekt über soziale Problemlagen in einer ländlichen Krisenregion. Durch die Verknüpfung von personenbezogenen Daten über Lebenslagen (Mikroebene) mit den Bedingungen des regionalen Umfeldes (Makroebene) wird es möglich, Aussagen über die Dynamik von Risiken für die Verfolgung individueller Wohlfahrtsziele zu treffen.

Mit Rückgriff auf das Bild der „individuellen Produktionsfunktion“, wie es von Huinink entwickelt wurde, unterscheidet *Hauss* zwischen Produktionsfunktionen, die die Herausbildung der individuellen Wohlfahrt eher behindern – „Gefährdungsbereichen“ –, und solchen, die die Produktion der individuellen Wohlfahrt befördern – „Bewältigungsressourcen“. Gefährdungsbereiche und Bewältigungsressourcen stellen jeweils eigene skalierbare Dimensionen der individuellen Produktionsfunktion dar. „Aus der Bilanzierung von Gefährdungsbereichen und Bewältigungsressourcen lassen sich Indikatoren für die *Voraussetzungen* entwickeln, die ein Individuum mitbringt, um in einem gegebenen Anwendungsfeld (zum Beispiel in einer Region) seine Produktionsfunktion so einzusetzen, dass ein möglichst hoher Grad an individueller Wohlfahrt hergestellt werden kann.“ Ob es jedoch tatsächlich gelingt, mit einer gegebenen Produktionsfunktion (bzw. den individuellen Voraussetzungen) die individuellen Wohlfahrtsziele (die zudem wechseln können) zu erreichen, ist von den Realisierungsbedingungen des jeweiligen Handlungsraums (aus Sicht der Individuen) oder des Beobachtungsraums (aus Sicht der Berichterstatter) abhängig.

Exemplarisch wurden vier Gefährdungsbereiche (siehe Foliensatz Hauss) aus den Daten abgeleitet. „Risikolagen sind für Haushalte in Mecklenburg-Vorpommern vor allem durch eine schwierige materielle Situation gekennzeichnet. Es gibt Landkreise, in denen soziale Transferleistungen mehr als 50 Prozent der Haushaltseinkommen ausmachen. Die Arbeitslosenquote in MV beträgt ungefähr 25 Prozent, es ist die höchste in ganz Deutschland. Die Abwanderung ist hoch.“ (S. 4)

Entscheidend für die Darstellung neuer sozialer Problemlagen, die in der Regel multiple Problemlagen darstellen (vgl. Diskussionspapier S. 62), ist die Kombination von Gefähr-

dungsbereichen zu Risikolagen. Im Weiteren stellt Hauss häufige Kombinationen verschiedener Gefährdungen und die Abhängigkeit der Gefährdungen vom Alter der Betroffenen aus den empirischen Untersuchungen vor (vgl. Abb. 3). „Ungefähr ein Drittel der Befragten weist gar keine Gefährdungsbereiche auf, 23 Prozent sind *allein* durch ihre eingeschränkten Voraussetzungen, eine Erwerbsarbeit aufnehmen zu können, gefährdet, 12 Prozent haben geringe materielle Ressourcen als alleinigen Gefährdungsbereich (zum Beispiel finanzielle Rücklagen) in ihre Produktionsfunktion einzubringen. In der obigen Abbildung wird auch deutlich, welchen *qualitativen* Einfluss fehlende Mobilität als Gefährdungsbereich auf dem Land haben kann. Fehlende Mobilität betrifft hauptsächlich gering qualifizierte junge Männer (denen der Führerschein abgenommen wurde) und allein erziehende Frauen (denen die Mittel zum Kauf bzw. Unterhalt eines Kfz fehlen).“ (S. 6f.)

Für die Entwicklung einer Berichterstattung über derartige soziale Problemlagen wichtig scheinen die folgenden Hinweise von Hauss: „Die Elemente der individuellen Produktionsfunktion lassen sich inzwischen relativ (kosten)günstig durch Haushaltsbefragungen erheben. Hier kann (je nach dem Zuschnitt des Beobachtungsraums) auch auf das SOEP zurückgegriffen werden, was allerdings eine Veränderung der Definition der Gefährdungsbereiche voraussetzen würde. Grundsätzlich bietet das SOEP den Vorteil, sofort auf Zeitreihen zurückgreifen und damit die Dynamik innerhalb von Gefährdungslagen beschreiben zu können. Die äußeren Rahmenbedingungen lassen sich zum Teil mit Hilfe der amtlichen Statistik darstellen. Als besonders ergiebig wird sich hier die INKAR-Datenbank des Bundesamts für Bauordnung und Raumwesen und die Datenbanken des Berlin-Instituts erweisen. Für den Abgleich zwischen beiden Perspektiven werden sich Verbleibensanalysen in Risikolagen bzw. eine die Veränderung der Kombination individueller Gefährdungsbereiche im Zeitverlauf als fruchtbar erweisen. Denn damit könnte deutlich gemacht werden, welchen Anteil jeweils die äußeren Bedingungen bzw. die Bedingungen der individuellen Produktionsfunktion an den festgestellten Veränderungen hätten.“ (S.11)

Persönliche Gefährdungsbereiche und die äußeren Rahmenbedingungen sind nach Hauss zunächst „als solche“ überall gleich, aber sie sind räumlich und individuell in unterschiedlicher Weise ausgeprägt und treten in dieser unterschiedlichen Ausprägung mehr oder weniger häufig auf. „Dies herauszufinden wäre eine Aufgabe der anwendungsbezogenen Sozialberichterstattung. Sie beschreibt letztlich die Bilanz, die sich für die Lebenslagen zwischen den haushaltsbezogenen bzw. personenbezogenen Bewältigungsmerkmalen bzw. Hindernissen und den örtlichen/regionalen Rahmenbedingungen ergibt. Unsere These besagt nun, dass auf-

grund historischer, regionaler, biografischer und auch sozialer Entwicklungen die Passfähigkeit zwischen individuellen Voraussetzungen und den äußeren Realisierungsbedingungen für Teile der ostdeutschen Bevölkerung geringer ausfällt, als das in Westdeutschland der Fall ist, und dass dieses Phänomen in spezifischer Weise im ländlichsten Raum auftritt.“ (S. 13)

Im Weiteren skizziert Hauss Schlussfolgerungen für den Zusammenhang von Risikolagen und sozialer Exklusion und fragt nach der sozialen Fragmentierung. Er zeigt, dass „Personen, auf die sich mehrere ungünstige Gefährdungsbereiche vereinen, kurzfristig (und sehr oft zufällig) in eine der anderen Kombination von Gefährdungsbereichen geraten können. Insgesamt sind jedoch mit der Zunahme der Anzahl der Gefährdungsbereiche die Bewältigungsmöglichkeiten nicht nur quantitativ eingeschränkt, sondern auch qualitativ angestrengt oder überstrapaziert, so dass kleinste (und oft zufällige und nicht vorhersehbare Ereignisse) das Bewältigungssystem zusammenbrechen lassen und die Risikolage sich zur Notlage entwickeln kann.“ (S. 18)

Es sind wenigstens zwei Kohorten zu erkennen, in denen der Anteil stabiler Risikolagen auch im weiteren biografischen Verlauf recht hoch bleiben dürfte:

- Es sind die jetzt 20 bis 30-Jährigen, wenn sie schlecht ausgebildet sind, die bisher noch nicht in den ersten Arbeitsmarkt integriert waren/sind oder wenig Aussicht haben, die Schwelle zum ersten Arbeitsmarkt zu überwinden. Sie konnten in dieser Situation noch keine materiellen Ressourcen zur Abpufferung von Notlagen bilden. Selbst wenn es gelingen würde, deren schulische und Ausbildungsdefizite zu kompensieren (wofür wenig spricht) und selbst wenn sich die Arbeitsmarktchancen dieser Gruppe durch die Verknappung des Angebots an jungen Arbeitskräften in der Zukunft bessern würde, hätten sie dennoch kaum eine Chance, weil sich bei ihnen so genannte verhaltensbedingte Arbeitsmarkthindernisse herausgebildet haben, die einer Beschäftigung entgegenstehen. Davon sind in ländlichen Gebieten, anders als vielleicht in den Städten, auch junge Menschen ohne Migrationshintergrund betroffen. In unserem Sample waren knapp 40 Prozent dieser Altersgruppe erwerbstätig, 13 Prozent waren arbeitslos. Über Arbeitslosigkeitserfahrungen in den letzten fünf Jahren verfügte aber fast die Hälfte der Befragten.
- Auch aus der Kohorte derjenigen, die in etwa 10 bis 15 Jahren zu den Rentenbeziehern gehören werden, wird ein großer Teil einer Risikolage nicht entrinnen können oder sogar in eine hineingeraten. Von dieser Kohorte waren bereits 35 Prozent in den letzten fünf Jahren arbeitslos, 20 Prozent sind zurzeit arbeitslos, 28 Prozent befinden sich schon im Rentnerstatus. Diese Gruppe weist die meisten Gefährdungsbereiche auf, ihren Mitglie-

dem droht Altersarmut aufgrund unregelmäßiger, schlecht bezahlter, prekärer (Teilzeit-)Arbeitsverhältnisse und entsprechend geringer Einzahlungen in die Rentenversicherung. Damit werden auch Unterstützungsmöglichkeiten für andere Familienmitglieder fortfallen und die Familieneinkommen werden sinken.

### *Diskussion*

In der Diskussion fragt *Brigitte Engler* nach der Geschlechterdifferenzierung in der Analyse. *Hauss* antwortet, dass zwar grundsätzlich nach Geschlecht differenziert ausgewertet wurde, sich aber nicht sehr viele relevante Unterschiede ergeben haben. Die Gefährdungsbereiche bei Frauen, insbesondere bei jüngeren Frauen, sind anders kombiniert, aber die Erwerbsgefährdung ist insgesamt geringer, weil die Frauen besser ausgebildet sind. Die Mobilitätsgefährdung bei Männern ist größer. *Brigitte Engler* kritisiert diese Perspektive und verweist insbesondere auf die schlechtere Bezahlung. *Hauss* bestreitet dies für das untersuchte Sample.

*Raj Kollmorgen* fragt nach der Methodik, insbesondere nach der Unterscheidung von realen Gefährdungslagen (z.B. Erwerbslosigkeit) und potenziellen Gefährdungen (z.B. Alter oder Ausbildung). Kann man beide in der vorgestellten Weise kombinieren oder müsste man nicht unterscheiden? *Hauss* antwortet, dass es mehrere Ausbaumöglichkeiten gibt. Wenn man daran weiter arbeiten würde, müssten Potenziale und Hindernisse genauer unterschieden und operationalisiert werden, auch wenn die Modellebene noch komplizierter wird.

*Kil* fragt, ob man die Ergebnisse auch auf städtische Verhältnisse übertragen kann und ob es Überlegungen zur Bewältigung dieser Problemlagen gibt. *Hauss* antwortet, dass es sich bei der Untersuchung um zwei Dörfer und ein Quartier einer Mittelstadt handelte. Einige Befunde werden in Städten anders sein. Schon hinsichtlich der Mobilität war es in dem städtischen Quartier kein solches Problem, weil es mehr Mobilitätsmöglichkeiten außer dem privaten PKW gibt und Versorgungseinrichtungen leichter zu erreichen sind.

### *Christine Steiner: Die demographische Falle und die verlorene Generation*

Der Beitrag zielt auf den Zusammenhang zwischen den problematischen Erwerbsmöglichkeiten der jungen Generation, speziell an der zweiten Schwelle, dem Übergang aus der Ausbildung in die Erwerbsarbeit, und der demographischen Entwicklung der kommenden Jahre, die sich dramatisch umkehren wird.

*Christine Steiner* erläutert zunächst den Befund der demographischen Falle (siehe Foliensatz in der Materialsammlung, Folie 2), wie er im zsh vor allem von *Burkart Lutz* entwickelt

wurde. Mit diesem Befund wurde auf die gestörten („blockierten“) Prozesse des Generationenaustauschs in weiten Teilen der ostdeutschen Beschäftigungsstrukturen aufmerksam gemacht. Sie gehen zurück auf ein Bündel aus demografischen sowie arbeitsmarkt- und sozialpolitischen Ursachen wie etwa dem drastischen Geburteneinbruch unmittelbar nach der Wende, den vielfältigen arbeitsmarktpolitischen Sonderregelungen, die den drastischen Personalabbau in den ostdeutschen Unternehmen zu Beginn der 1990er Jahre abfedern sollten, oder dem sogenannten ‚personalwirtschaftlichen Moratorium‘ in weiten Teilen der ostdeutschen Wirtschaft.

Spätestens am Ende des Jahrzehnts kehren sich die Verhältnisse um. Wegen der steigenden Renteneintritte steigt der Ersatzbedarf, gleichzeitig nimmt die Zahl der auf den Arbeitsmarkt nachrückenden jungen Erwachsenen wegen der geburtenschwachen 1990er Jahrgänge dramatisch ab. Erstmals übersteigt der Ersatzbedarf die Anzahl der zur Ausbildung zur Verfügung stehenden Schul- und Ausbildungsabgänger. Trotz anfänglicher Irritationen, die teilweise noch fortbestehen, hat sich der Befund der demographischen Falle inzwischen durchgesetzt, vor allem bei den Unternehmen, die heute bereits zunehmend mit Fachkräftemangel zu kämpfen haben. Ein Wechsel in der Politik wird ebenfalls konstatiert, zunehmend versuchen die ostdeutschen Länder, Jugendliche zu halten bzw. zurück zu gewinnen.

Eins hat sich aber trotz vielfältiger Bemühungen nicht geändert: die massiven Integrationschwierigkeiten ostdeutscher Jugendlicher, insbesondere ostdeutscher Ausbildungsabsolventen. (Vgl. Folie 2) Zwischen 50 bis 60 Prozent der Jugendlichen gelangten unmittelbar im Anschluss an die Ausbildung in Beschäftigung, weiteren 25 Prozent gelang es, einen Job zu finden. Aber rund 20 Prozent bleiben ohne jede Beschäftigung. Was auch immer die Länder unternommen haben – es hatte auf die Integrationschancen keine relevanten Effekte. Bislang hat sich also die demographische Entwicklung nicht in einer Verbesserung der Integrationschancen niedergeschlagen.

Wir müssen zwischen dem Integrationsproblem Jugendlicher und dem Fachkräfteproblem unterscheiden. Lutz hat darauf hingewiesen, dass es offen ist, welche Reaktionen im Laufe des in Gang kommenden Generationsaustausches erfolgen werden. Wir erwarten eine Gleichzeitigkeit von anhaltend hoher Arbeitslosigkeit bei gleichzeitig wachsendem Fachkräftemangel. Dazu tragen möglicherweise auch die bereits angesprochenen Beispiele für neue Rekrutierungsstrategien der Betriebe bei, die sehr viel weniger auf eigene Ausbildung setzen.

Jugendliche, die geförderte Ausbildungen absolvierten, hatten ein deutlich höheres Risiko, keine Erwerbstätigkeit zu finden – und zwar auch, wenn man direkte Übernahmen in die aus-



bildenden Betriebe nicht berücksichtigt. Die neuen Arbeitsmarktgesetze, die Agenda 2010 haben nicht dazu beigetragen, diese Situation zu verbessern, weil die Programme für Jugendliche kaum ihre Qualifikation und Integration in betriebliche Erwerbsarbeit unterstützen.

### *Diskussion*

In der Diskussion fragt *Peter Bartelheimer*: Gibt es die demographische Falle oder geht es um einen veränderten Verdrängungswettbewerb zwischen verschiedenen Kategorien von Beschäftigten? Zwischen der Zahl der 21-jährigen Jugendlichen und der Nachfrage nach Arbeitskräften steht eine Vielzahl von Vermittlungen.

*Rainer Land* stellt die Frage, ob man davon ausgehen kann, dass der wachsende Ersatzbedarf dazu führt, dass ältere Jahrgänge zu größeren Teilen aus dem sekundären Integrationsmodus in den ersten Arbeitsmarkt zurückkehren. Dabei geht es um die „übriggebliebenen“ Jugendlichen der letzten 15 Jahre, die jetzt also zwischen 22 und 38 Jahren sind und nach der Ausbildung keinen stabilen Einstieg in die Erwerbsarbeit gefunden haben. Anders als die ABM-Generation der frühen 1990er Jahre bringen sie nicht mehr das „Kapital“ einer umfassenden arbeitsgesellschaftlichen Sozialisation und mehrerer Jahre betrieblicher Erwerbsarbeit in einem DDR-Betrieb mit. Bei der Reaktion auf einen wachsenden Nachwuchsbedarf haben die Betriebe heute mehrere Optionen, wenn sie den Ersatzbedarf nicht mit vorhandenen, qualifizierten und einsetzbaren und zudem kostengünstigen Arbeitskräften decken können. Die eine Option ist, sich gut qualifizierte und billige Arbeitskräfte aus dem weiteren Umfeld, beispielsweise aus Polen zu holen. Die nächste Option wäre, stärker zu rationalisieren. Drittens könnte man auch über Abwanderung der Produktionsstätte nachdenken, insbesondere, wenn es dafür auch noch andere Gründe, Steuern, Subventionen, andere Märkte, gibt. Und erst die letzte Option ist, sich die Mühe zu machen, Arbeitskräfte aus den Überflüssigen der letzten 15 Jahrgänge zu rekrutieren. Denn da müsste in deren Qualifikation und betriebliche Sozialisation viel investiert werden, was in den vergangenen Jahren und bis heute durch zu wenig Ausbildung und schlechte Personalentwicklung gespart worden ist. Diese Option ist die letzte, sie wird nicht automatisch gewählt, deshalb kann man nicht erwarten, dass der zunehmende Ersatzbedarf tatsächlich zu einer Reduzierung der Arbeitslosigkeit in den Kohorten der Geburtsjahrgänge zwischen 1975 und 1990 führen wird.

*Ulrich Busch* meint, dass sich die Frage nach dem Arbeitskräftebedarf anders darstellt, wenn wegen Abwanderung und vor allem wegen der Veränderung der Einkommenssituation der ostdeutschen Bevölkerung ein Rückgang der zahlungsfähigen Nachfrage berücksichtigt



wird. Den größten Anteil der Nachfrage heute machen die Rentner und die heute 40 bis 60-Jährigen aus. Die heutigen Rentner aber sind in 10 oder 20 Jahren zu einem großen Teil nicht mehr da und die heute 40 bis 50-Jährigen werden dann als Rentner wesentlich weniger Einkommen haben als die heutigen Rentner. Wenn aber die zahlungsfähige Nachfrage auf angenommen 60 Prozent zurückgeht, sinkt auch die Zahl der benötigten Arbeitskräfte und dann könnte es durchaus sein, dass es gar keinen Nachwuchsmangel gibt.

*Christine Steiner:* Das Modell der demographischen Falle geht zunächst davon aus, dass der Stand der Arbeitskräfte ungefähr gleich bleibt und auch das Ausbildungssystem etwa so bleibt, wie es ist. Zwischen dem Befund eines Fachkräftemangels und den Integrationschancen der jungen Generationen liegen viele Institutionen, die das vermitteln und kleinarbeiten. Welche Konsequenzen also tatsächlich eintreten, kann man nicht allein mit den Zahlen prognostizieren. Man muss aber auf das Problem aufmerksam machen, dass in einer Gesellschaft, die über zu wenige Kinder und zu hohe Abwanderung klagt und in der es zugleich Fachkräftemangel gibt, eine große Zahl an Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die ins Erwerbsleben wollen, keine echte Chance hat. Die Gesellschaft müsste sich genau auf die Lösung dieser Frage konzentrieren, um glaubwürdig zu sein.

#### **4.5 Schrumpfung: Raumordnung oder Gesellschaftsordnung?**

*Andreas Willisch: Fragen zum Thema*

Die Schrumpfungsdebatte ist eine Transformationsdebatte, die von zwei Polen her geführt wird: Die eine Debatte ist die der demographischen Schrumpfung, womit hierbei die Vorstellung gemeint ist, dass im Jahr 2050 die deutsche Bevölkerung auf einen unverträglich tiefen Stand gesunken sein wird, so dass es Schwierigkeiten geben wird, alle Institutionen weiter aufrecht zu erhalten. Die andere Debatte hat wesentlich mehr mit den wirtschaftlichen Problemen zu tun. Hierbei geht es um Deindustrialisierung und Demilitarisierung, womit der abrupte Zusammenbruch von Altindustrien gemeint ist, aber auch, dass Industriebetriebe riesige Rationalisierungsfortschritte gemacht haben und Betriebe, die vorher beispielsweise 20.000 Beschäftigte hatten, heute nur sehr wenige benötigen, um das Gleiche herzustellen. Vielleicht sollte man nicht nur von einer De-, sondern auch von einer Hyperindustrialisierung sprechen.

In den Medien kann man derzeit erleben, was passiert, wenn beide Debatten zusammen gebracht werden. Dann sieht es nämlich so aus, als müssten wir damit rechnen, dass im Jahre 2030 viele europäische Regionen und Städte so aussehen werden wie bereits heute Hoyers-

werda, Wittenberge oder Halle-Neustadt. Das sind natürlich Katastrophenszenarien, die so nicht zusammen gehen, und Illusionen – gute wie schlechte –, mit denen wir uns im ersten Teil der Diskussion beschäftigen wollen.

*Podiumsdiskussion mit Wolfgang Kil, Ingeborg Beer, Tobias Robischon, Christine Weiske, Peter Franz*

*a) Dekonstruktion*

*Was ist aus Ihrer Sicht auf die gegenwärtige Demographie- und Schrumpfungsdebatte die Illusion, deren Dekonstruktion Sie besonders wichtig finden?*

*Peter Franz* sagt dazu: Der fast ausschließliche Bezug der öffentlichen Debatte auf die Veränderung der Bevölkerungszahl verdeckt, dass wir in einem Raum in Mitteleuropa leben, der sich im Vergleich zu anderen Räumen dadurch auszeichnet, dass er in einer gemäßigten klimatischen Zone liegt und in den letzten Jahrzehnten weitgehend frei von lebensbedrohlichen Naturkatastrophen geblieben ist. Er ist mit Naturressourcen wie Wasser, fruchtbaren Böden und Wäldern sehr reich ausgestattet und verfügt über gut bis sehr gut ausgebaute überregionale Verkehrsinfrastrukturen und teilweise eine moderne Netzinfrastruktur, so dass nutzungs-hemmende Altlasten zum Gutteil abgebaut worden sind. Wenn man dies aus der Vogelperspektive betrachtet, dann sind so günstige Voraussetzungen für Aktivitäten zur Einkommenserzielung in diesem Raum vorhanden, dass es eigentlich nicht vorstellbar ist, dass dieser Raum auf längere Zeit unterbenutzt und unterbewohnt bleibt und schon gar nicht in einen Zustand geraten wird, in dem er über längere Zeit hinweg unbenutzt oder unbewohnt bleibt.

Es gibt aber gleichzeitig Entwicklungen im ostdeutschen Raum, welche es schwer haben, diese günstigen Voraussetzungen zu nutzen. An erster Stelle ist hierbei der Exodus von Talenten und damit auch von möglichen Unternehmerinnen und Unternehmern zu nennen, denen es gelingen könnte, vielfältige Potenziale dieses Raumes neu zu kombinieren. Gleichzeitig ist im Zusammenhang mit der deutschen Vereinigung über diese günstigen Voraussetzungen praktisch ein Mehltau eines wohlstandgealterten Staates gezogen worden. Es soll daran erinnert werden, dass in der Demographie der Zusammenhang zwischen Schrumpfung und Wirtschaftswachstum auch schon anders gesehen worden ist, wenn man an die Anfänge der Demographie zurückdenkt, wie Malthus das unkontrollierte Bevölkerungswachstum als sehr starkes Hindernis für Wirtschaft und Wachstum gesehen hat. In den Anfängen der Demogra-

phie wurde eine umgekehrte Sichtweise verfolgt, dass also ein hohes Bevölkerungswachstum die Aussichten eines Landes auf wirtschaftliches Wachstum eher schmälert.

*Christine Weiske* erklärt: Die erste Illusion ist, dass alles so bleiben könnte, wie es gerade ist. Sie hält auch das Verständnis von der Gleichwertigkeit von Lebensverhältnissen und -räumen wie auch den § 1 des Raumordnungsgesetzes für falsch. Sie glaubt, dass dort sehr viele Illusionen enthalten sind, von denen man sich verabschieden müsse. Schrumpfungprozesse sind verbunden mit der Umverteilung von Chancen und dies muss offensiv angegangen werden. Hierbei stimmt sie mit der Mehлтаuthese überein, bei der der Mehltau sozusagen weggespült werden muss.

*Tobias Robischon* wünscht sich, dass sich die Debatte über Schrumpfung und demographischen Wandel, so wie sie in der Öffentlichkeit geführt wird, verändert. In der aktuellen Debatte geht man von dem Glauben der exakten naturgesetzlichen Vorausberechenbarkeit der Zukunft aus. Hiervon sollte man Abstand nehmen und sich besser vor Augen führen, welche Spielräume tatsächlich vorhanden sind. Als Empfehlung könnte man diese relativ ökonomiefremd geführte Debatte über demographische Entwicklung mit einigen gründlichen ökonomischen Überlegungen unterlegen und dadurch erweitern, was möglicherweise zu etwas anderen Ergebnissen führen könnte.

*Ingeborg Beer*: Eine Illusion, die bereits angesprochen wurde, ist die Sichtweise der Demographie, die die Umbrüche wirtschaftlicher Art tatsächlich verdrängt. Es kommt eigentlich darauf an, die beiden Dimensionen zusammen zu denken – demographische Entwicklung und wirtschaftsstrukturelle Umbrüche. In Schwedt sieht man den Unterschied ganz besonders. Wirtschaftliches Wachstum oder wirtschaftliche Power, welche in der Stadt mit ihren Industriegebieten durchaus vorhanden sind, führen nicht mehr dazu, dass die Bevölkerung wächst. Worin liegt eigentlich der Schrecken des Schrumpfens? Nicht im Resultat. Schwedt/Oder hatte mal 55.000 Einwohner und hat jetzt 37.000. Es gibt aber Städte, die 30.000 Einwohner haben und in denen ein aktives lebendiges Leben herrscht. Beer glaubt nicht, dass die geringe Anzahl der Einwohner das Problems ist, sondern das Problem liegt in dem Schrumpfungsprozess an sich. Die Aufgabe liegt darin diesen so zu gestalten, dass ein Resultat erreicht wird bei dem lebenswerte Verhältnisse entstehen. Hierbei sieht sie aber auch am Beispiel Schwedt, dass dieser Prozess nicht einfach ist. Schrumpfung ist nicht nur eine Chance, sondern es tritt auch sehr viel Druck in diesem Prozess auf, und es ist die entscheidende Frage, wie man mit dieser Prüfung zurecht kommt.

*Wolfgang Kil* sagt, dass man sich zum einen von der Vorstellung verabschiedet sollte, dass es für alle reichen könne. Wenn wir irgendwo Wachstum haben und uns darüber freuen, übersehen wir dabei, dass Wachstumsinseln auch ein Verlustloch produzieren. Es gibt kein Wachstum, das nicht auf Kosten von Anderen geht. Das ist die Situation, die für Kil in der Schrumpfungsdebatte dazu führt zu sagen: Hört auf mit dem Konkurrenzdenken! Standortkonkurrenz ist kein Mechanismus um Schrumpfungsprozesse zu steuern, und sie führt zu nichts weiter als zu Standortkanibalismus.

Zum anderen möchte er wegen der Ratlosigkeit, die wir hier erleben, über Normalisierung reden. Diesen Prozess haben bereits die fünf oder sechs Generationen vor uns durchlebt. Man stelle sich vor, wie das im 19. Jahrhundert in den Regionen aussah, die nicht von der Industrialisierung erfasst worden sind. Die guckten alle nur auf die industrialisierten Regionen, man weiß, wie toll es im Ruhrgebiet wurde und wie überall die Städte wuchsen und die Eisenbahn kam. Auch die Industrialisierung hat den davor befindlichen Zustand völlig in Chaos und Ratlosigkeit geworfen und teilweise nur Ruinen zurückgelassen. Eine ganze kontinentale Gesellschaft musste durch diesen Prozess hindurch, ohne dass diese wusste, wo es lang geht. Sie haben diesen Prozess absolviert und sich mit den neuen Verhältnissen arrangiert. Das war der Beginn des Industrialisierungsprozesses. Der jetzige Zustand ist Kils Meinung nach epochal genug, um zu sagen, dass er mit dem vergleichbar ist. Deshalb wäre es vermessen zu glauben, dass man ohne eine solche Erschütterung auskomme.

#### *b) Schrumpfungsszenarien*

*Sehen Sie Möglichkeiten, derartige Schrumpfungsszenarien und die sie beschreibenden Variablen für eine Berichterstattung zu „sortieren“? An welche Merkmale sollte man sich halten?*

*Tobias Robischon* empfiehlt: Schrumpfung ist eine räumliche Ordnung der Gesellschaft und diese räumliche Ordnung sollte auch im Bericht anschaulich sein. Mit anderen Worten: Man muss die Zusammenarbeit mit einem Kartographen suchen, denn wie dort berichtet wird ist für die Rezeption von ungeheurer Wichtigkeit. Robischon weiß zwar nicht, welche Variablen dafür geeignet sind, um Fragmentierung zu zeigen. Er denkt aber, dass dies ein interessantes Instrument für die Berichterstattung ist, um die Situation sichtbar zu machen

*Christine Weiske* sagt, dass der Verlauf von Schrumpfung auf eine stärkere Segregation auf der räumlichen Ebene hinaus läuft, räumliche Disparitäten nehmen zu. In der räumlichen Forschung benutzt man nicht das Fragmentierungsmodell, sondern das Segregationsmodell.

Ihr Vorschlag für die Berichterstattung ist, Multiperspektivität in die Raumbbeobachtung zu bringen, also nicht nur die Perspektive aus der amtlichen Raumbbeobachtung einzubringen, sondern auch die Akteurbeziehung einzubeziehen. Dies tut bereits das BBR (Bundesamtes für Bauordnung und Raumwesen) in zunehmendem Maße. Die werden eine Berichterstattung in allernächster Zeit abliefern, die überaus kleinteilig ist, so dass der Zusammenhang zwischen der räumlichen Existenz des Einzelnen und seinem Lebensumfeld genauer wird.

Es kommen auch andere Raumbbeobachtungsperspektiven hinzu, die das Subjekt in seinen räumlichen Bewegungen und in seinen sozialen Modalitäten zeichnen. Herr *Hauss* hat dies bereits modelliert und in diese Richtung müsste es weitergehen. Und es wäre auch interessant in Bezug auf das Städteranking, das wir gestern gesehen haben. Das wurde ja auch über einen hochkomplexen Index abgebildet. So ähnlich stellt Weiske sich einen Mobilitätsindex für das Individuum vor, wo die Dimensionen der psychischen und sozialen Mobilität (Bildung, Familienstand, Sozialkapital) mit der räumlichen Mobilität verknüpft werden. Dann hätte man einen Zugang zu dem, was sie „Umverteilung der Chancen“ genannt hat.

*Peter Franz* überlegt, was die Forschungsergebnisse des Wirtschaftsforschungsinstituts hergeben. Da fällt ihm als wichtiges Ergebnis die gleichförmige Entwicklung der ostdeutschen Städte bis zum Beginn dieses Jahrhunderts ein. Diese gleichförmige Entwicklung über verschiedene Indikatoren hinweg beginnt sich aufzulösen und es wird anscheinend so, dass der Standortwettbewerb der Städte sich langsam auszuwirken beginnt. Auf der anderen Seite ist es so, wie es bereits Herr *Kil* gut dargestellt hat, dass ein Wettbewerb natürlich immer gleichzeitig Gewinner und Verlierer hat.

Wenn man Standortwettbewerb ernst nimmt, dann muss man bestimmte Voraussetzungen zum Standortwettbewerb mitbringen. Hierbei haben jene Städte Vorteile, die über Hochschulen bzw. Ausbildungsstätten verfügen und damit in der Lage sind, Personen aus anderen Räumen für eine gewisse Zeit anzuziehen. Die Verlierer scheinen ganz eindeutig Städte zu sein, die in der DDR-Zeit als reine monofunktionale Wohn- und Schlafstädte gebaut wurden und deren industrielle Basis größtenteils weg gebrochen ist. Das ist der andere Pol, dazwischen ist dann eine große Grauzone, wo es sehr schwierig ist zu differenzieren.

*Ingeborg Beer* meint, das sich beispielsweise die Position von Schwedt mit einer Fachhochschule wahrscheinlich verbessern würde, aber diese Fachhochschule sei unwahrscheinlich. Man sollte sich von der Illusion verabschieden, dass alle Städte das Selbe haben müssten. Man sollte kooperieren. Das ist ein Schlüsselwort – mit Eberswalde, Stettin und Berlin. Man muss einfach neu denken, nicht jeder muss alles haben.

Zur Frage nach räumlicher Klassifikation und Indikatoren meint Beer, dies sei auch eine Frage des Qualitativdenkens des Schrumpfungsszenariums. Wo sind denn die Ressourcen? Und hierbei muss man nicht immer nur an Industrie denken. Die Industrie ist ein Faktor, der in Brandenburg ihrer Meinung nach auch überbewertet wird. Es gibt ganz andere Potentiale, die dieses Land hat und welche zu wenig nach vorne gebracht werden. Sie denkt gerade an den historischen Stadtteil, den Nationalpark und so weiter. Sie würde auf gestaltungsorientierte Suchprozessen verweisen.

*Willisch* fragt, woran man auf einer mikro- und individuellen Ebene Raumpioniere erkennen kann. *Wolfgang Kil* antwortet darauf, man dürfe die Fallhöhe des Landes Brandenburg nicht unterschätzen. Man sieht zwar heute das Land Brandenburg fast nur noch als Landschaft, aber 1990 war Brandenburg ein hoch industrialisiertes Land. Das kann man nicht einfach auf Trapper und Fallensteller umbauen. In dem Moment, wenn wir Gegenden im Kopf und de facto aufgegeben haben, wenn dort nichts mehr geht und die Wölfe vor der Tür stehen, dann gibt es Leute, die in diese Gegend gehen und von vorne anfangen. Diese Menschen sind für ihn Raumpioniere. Raumpioniere sind Leute, die nach Möglichkeiten suchen, die wir ihnen nicht vorgeben können. Und es ist unsere Aufgabe, sie dabei zu beobachten. Was unterscheidet sie von denen, die weggegangen sind? Das könnten eventuell die Signale für die Richtung sein, in die es mal geht.

*Andreas Willisch* fragt, ob die sozioökonomische Berichterstattung eine Karte der Raumpioniere aufnehmen sollte. *Wolfgang Kil* antwortet, dass es noch zu früh ist, da die Raumpioniere erst langsam erkennbar werden. Strukturbildungen werden vielleicht in etwa 10 Jahren erkennbar sein.

*Weiske* widerspricht. Es gibt die Raumpioniere, die sich völlig neu erfinden, also die Lebensziele und Lebensweisen haben, die wir noch nicht kennen. Aber es gibt auch die, die aus der Tradition heraus schon einen Habitus entwickelt haben, und führt die Ökolandwirte oder Wassergenossenschaften in Sachsen als Beispiel an. Es gibt also auch einen Vorrat, aus dem Raumpioniere entstehen können.

*Ingeborg Beer* empfiehlt Raumpioniere zur Kartographie. Aber sie würde zum Beispiel auch von Restorten sprechen. Es kann schon sein, dass es Orte gibt, die keine Zukunft haben. Aber solange dort Leute leben, braucht man Strategien, um diese aufzufangen. Wenn Leute krank sind oder Kinder haben, müssen Infrastruktur und Verkehr erreichbar sein. Kreativität, intelligente neue Lösungen werden gebraucht, damit die Leute auch in den Restorten leben können. Man muss die Strukturen mobil organisieren.

*Tatjana Fuchs* findet den Vorschlag mit der Kartographie sehr spannend, auch für die Berichterstattung, und sie hält es für sehr sinnvoll, Personenmerkmale und Haushaltsmerkmale in Form von Indizes auf solchen Karten abzubilden: Hierbei erscheint mir die Abbildung der Qualität der öffentlichen Infrastruktur doch sehr entscheidend zu sein für alle Fragen, die letztendlich das Spannungsfeld von Integration und Ausgrenzung berühren. Wie ist also der öffentliche Reichtum und die öffentliche Armut in Form der regionalen Infrastruktur verteilt und abzubilden? Ihre Frage ist, ob es so etwas wie Kennzahlen gibt, die die Qualität öffentlicher Infrastrukturen beschreiben und die man dann in solchen Raumkarten abbilden könnte.

*Peter Franz* antwortet darauf: Wenn es um den Verbreitungsgrad und die Dichte von öffentlicher Infrastruktur geht, ist man gut beraten, wenn man erst mal die verschiedenen Forschungen und Karten des BBR heranzieht.

*Benjamin Nölting* fragt, ob es bei der Darstellung des Grads der öffentlichen Daseinsvorsorge in Bezug auf die Standortkonkurrenz nicht nur um Standortkonkurrenz zwischen den Städten sondern in viel schärferer Form um eine Konkurrenz zwischen Stadt und Land geht. Hierbei denkt er, dass standardisierte Werte vielleicht auch kontraproduktiv sind. Es gibt zum Beispiel einen Lebensqualitätsatlas, wo diese ländlichen Regionen unglaublich schlecht abschneiden, da relativ wenig Kinos und Krankenhäuser pro Kopf und Quadratkilometer vorhanden sind. Es ist aber die Frage, ob man wegen der Kinos im ländlichen Raum wohnt. Deshalb müsste man klären, was die unterschiedlichen Qualitäten ausmacht.

*Willisch* fragt, ob es Kriterien gibt, die uns annehmen lassen, dass der Unterschied zwischen Stadt und Land zunimmt oder dass er eher abnimmt.

*Christine Weiske* meint dazu, dass der Unterschied eher zunimmt, einfach weil die Finanzen, die umzuverteilen sind, geringer werden und demzufolge solche Leistungen nur dort voll aufrechterhalten werden, wo viele Menschen sind. Das spricht eben auch dafür, die Städte als moderne Lebenszusammenhänge anzusehen. Das heißt, die Städte bieten ein anderes Lebenskonzept als das Land, und es kommt im zunehmenden Maße auf den Wählenden an, sich zu entscheiden, welches Lebenskonzept er als passender empfindet.

Hierbei gibt es die „Urbaniten“ und es gibt die, die in anderen Zusammenhängen leben wollen, Raumpioniere oder Sub-Urbaniten. Das ist der zunehmenden Individualisierung der Gesellschaft geschuldet und dazu gehören natürlich auch unterschiedliche Ressourcenausstattungen. Das Individuum wählt, checkt sozusagen seine eigenen Ressourcen ab und trifft Entscheidungen über Prioritäten. Eltern, die ihren Kindern eine sinnvolle Schulbildung angedeihen lassen wollen, überlegen, wo die Schulen sind.



Die entscheidungsfähigen Einzelnen in ihren Gemeinschaften treffen Standortentscheidungen ähnlich wie Unternehmen. Dabei kommt es zunehmend vor, dass sie Standortentscheidungen über mehr als einen Wohnsitz treffen, dass sie zwei Standorte kombinieren. Pendeln ist ja die Fähigkeit, Räume miteinander zu kombinieren. Multilokalität wäre ein anderes Beobachtungsarrangement, das Weiske für sehr sinnvoll hielte.

Im Übrigen macht es keinen Sinn, an allen Orten alle Standards zu sichern. Man könnte beispielsweise Menschen, die irgendwo vereinzelt leben, so was wie Mobilitätsbeihilfe geben, damit sie ihren Wohnsitz an einen Ort mit mehr Einwohnern verlegen können. Das wäre zum Beispiel auch eine Möglichkeit, die öffentlichen Gelder eher als Subjektförderungen auszugeben, damit die Individuen in der Lage sind eine angemessene Wahl zu treffen, und nicht gegen ihre Präferenzen festgehalten werden, nur weil das Haus dort steht.

*Raj Kollmorgen* weist darauf hin, dass seit Mitte der 1990er Jahre ein regionaler Familienatlas vom DJI herausgegeben wird und sich dort Daten zur sozialen Infrastruktur finden lassen.

*Peter Bartelheimer* fragt, wie man mit dieser anregenden raumbezogenen Diskussion in der Berichterstattung später umgehen muss. Er möchte thematisch die Idee der Kartographie aufgreifen. Das ist im Moment unschlagbar, die Frage ist nur, was stellt man dar? Es gibt bereits sehr elaborierte raumbezogene Informationssysteme. Wenn man anfangen will, dem BBR in die Suppe zu spucken, dann müssen wir zuvor in derselben ein Haar gefunden haben. Deswegen steht die Frage, ob es in dieser Schrumpfungsdiskussion Anhaltspunkte gibt, die der BBR nicht verwendet. Das BBR hat ja im letzten Raumordnungsbericht ein Konzept von Schrumpfung operationalisiert. Kann man dort sagen, dass es unterkomplex ist, dass man damit mehr machen könnte? Die zweite Frage, die sich stellt, wenn man Karten empfohlen bekommt, ist die: Was ist der richtige und noch anschauliche Maßstab?

*Beer* glaubt, dass es eine Frage der Flughöhe bzw. der Betrachtungshöhe ist. Also im Grunde kann man wahrscheinlich nicht mehr sehr viel bringen, als das was das BBR irgendwie vorgibt. Aber wenn man fragt, wie geht es voran mit den Städten, dann ist das BBR sicher unterkomplex. Dann würde sie eher darauf schauen, welche Funktionen die Städte erfüllen und nicht nur für sich allein, sondern im regionalen Kontext. Wir haben zum Beispiel in Brandenburg den Begriff „Ankerstadt“. Der ist auch noch ein bisschen wenig ausgeführt. Das heißt, dort gibt es eine Zentralisierung von Infrastruktur, die auch für andere Städte und kleine Dörfer eine Bedeutung hat.

*Willisch* fragt nach: Wenn er Frau Beer richtig versteht, sollte die soeb nicht in einzelnen Orten PKWs zählen, sondern mehr das machen, worin die Soziologie viel stärker ist, sozusagen stärker Typen kartographisch abbilden.

*Christine Weiske* sieht da Probleme: Es geht offensichtlich eher um qualitative Daten und um Phänomene der Kontingenz, die sich eben nicht einfach standardisieren lassen. Es wäre interessant kontingente Phänomene in die Berichterstattung einzubeziehen, obwohl dies der Anforderung, flächendeckend zu sein und vergleichbare Indikatoren anzuwenden, widerspricht.

*Thomas Robischon* fügt hinzu: Was häufiger angesprochen wurde, war die Karte schrumpfender und wachsender Städte, die es, wie er glaubt, vom BBR nun auch auf die kommunale Ebene heruntergerechnet gibt.

*Michael Thomas* wendet ein: Noch mal zum Problem der Karten am Beispiel Familienfreundlichkeit. In seiner Region weiß er, dass sie familienfreundlich ist. Er weiß aber, nach dem Landkreisranking liegt diese Region auf Platz 433. Er weiß, nach der Kriminalitätsstatistiken liegt die Stadt ganz gut. Er hat somit eine Fülle von Karten, die er übereinander legen kann und eine Fülle von Informationen, wovon irgendetwas übrig bleibt. Was er nicht beantworten kann, ist, was die Leute dort beschäftigt und was sie bewegt. Was ihn beschäftigt, ist die Idee, dass es eine Fülle von Regionen gibt, die sich in einem Übergangstatus befinden, und dort kommt das Problem der „Fallhöhe“ zum Tragen, das Normative – wie empfindet man das? Daher wäre es interessant, eine Art von qualitativen Fallstudien zu machen, die nicht den Ehrgeiz haben, etwas Quantitatives im Querschnitt abzubilden, sondern die die offene Frage möglicherweise an zwei bis drei typologischen Fallstudien angehen und herauszufinden versuchen, worum es bei den sozialen Reorganisationsprozessen einer Region eigentlich geht – und dies dann explorativ in die Berichterstattung aufzunehmen.

*Rainer Land* meint, dass es keinen Zweck hat, den Raumordnungsbericht zu wiederholen. Unser Thema ist der Umbruch von „Wirtschafts- und Sozialmodellen“. Er beobachtet, dass es in Nordbrandenburg und Mecklenburg-Vorpommern bei mittleren und kleineren Orten keinen einzigen Fall gibt, der nicht in den letzten fünfzehn Jahren einen gravierenden Funktionswechsel vollzogen hat. Fast alle dieser Städte haben bis auf die Funktionen, die per definitionem gar nicht verschwinden können, einen gravierenden Funktionsverlust erfahren, einige haben neue Funktion gefunden, andere sind nur noch Reststädte ohne Funktion. Kann man ein Szenario des Umbruchs als Verlust und Neugewinnung von sozioökonomischen Funktionen von Orten als Basis dafür nehmen, um Schrumpfung und Entwicklung abzubilden?

*Peter Franz* findet dieses Herangehen interessant: In diesem Prozess des Standortwettbewerbs hat doch jede Kommune die Aufgabe, selbst zu versuchen, eine Kombination aus den in der Region vorhandenen bzw. den vielleicht ansiedelbaren Ressourcen zu finden. Dabei erfolgen Funktionsverlust bzw. Funktionswandel von verschiedenen Gemeinden. Mir ist keine Karte bekannt, die jemals versucht hätte dies abzubilden. Wenn Rainer Land in seinem Institut ein relativ flächendeckendes Wissen über Funktionsveränderungen hat, wäre das ein sehr gutes Ausgangsmaterial. Aber das wäre in Bezug auf ganz Ostdeutschland eine gewaltige empirische Aufgabe. Es wäre aber sinnvoll, einmal die vorhandene Literatur über verschiedene Regionen und Städte genauer zu sichten und dann ein Urteil zu fällen.

*Friedrich Hauss*: Was wohl deutlich geworden ist, ist, dass wir Karten benötigen, die soziale Verhältnisse abbilden, und vor allem benötigen wir Indikatoren, die Dynamiken ausdrücken und keine Karten, die Zustände ausdrücken.

*Christine Steiner*: Gerade bei den Schrumpfungsszenarien zeigt sich, dass das Indikatorenkonzept an seine Grenzen stößt. Wenn Indikatoren gut funktionieren, bilden sie vergleichsweise stabile Trends ab und wenn man mit Indikatoren instabile Trends abbilden will, hat man ein Problem. Vielleicht wäre es eine ganz gute Idee, darüber nachzudenken, zumindest in ausgewählten Berichtsgegenständen die Varianz von Indikatoren darzustellen. Also nicht nur die statistische Varianz zu zeigen, sondern auch zu zeigen, dass in dieser Varianz eine andere Qualität zum Ausdruck kommt. Das wäre eine Voraussetzung, um Dynamiken überhaupt abbilden zu können.

### *c) Gestaltungsszenarien*

*Ist Schrumpfung überhaupt gestaltbar? Wo sehen Sie die Ansätze neuer Alltagspraktiken und neuer Verfahren? Wie weit ist eine Institutionalisierung neuer Praxis der Stadtgestaltung erkennbar? Wo sehen Sie dann die Konturen einer „neuen Postschrumpfungsgesellschaft“?*

*Ingeborg Beer* verweist auf zwei Begriffe: Kommunikation und Kooperation. Innerhalb der Städte sind die physischen Freiräume, die entstehen, zu gering, um zukunftsfähig zu werden. Hierzu braucht es mehr Handlungsfreiraum für die Akteure, die Ideen haben. In dieser Hinsicht gibt es durchaus einen Gleichklang zwischen der Politik, der Verwaltung und den Leuten. Im Kommunikationsprozess müssen sie sich vergewissern, wo man als Stadt gemeinsam hin will. Um in der Daseinsversorgung bestehen zu können, braucht es interkommunale

Kooperation, wofür es bereits gute Beispiele gibt. Man verabredet sich, was man gemeinsam macht und was allein gemacht werden muss.

*Robischon* will das Augenmerk auf die Suchprozesse lenken. Suchprozesse der Städte oder Regionen, die darum gehen, wie vorhandene ökonomische Ressourcen aufgestellt werden könnten, um Lebensqualität herzustellen und zu verbessern. Dies kann man in Form von Fallstudien machen, weil es sich um Einzelfälle handelt und man hierbei nicht mit Indikatoren und Karten auskommen kann. Diese Suchprozesse und wie diese ablaufen und funktionieren, sind das, was mit „städtischer Kreativität“ gemeint ist.

*Peter Franz*: Mit dem Drehbuch „Stadtumbau Ost“ sind die Rahmenbedingungen für das Entstehen eines neuen globalen Regimes geschaffen worden, das in sehr vielen Städten durch ein Netzwerk von großen Wohnungsgesellschaften und -genossenschaften und den Verantwortlichen in den Stadtplanungs- und Stadtentwicklungsämtern getragen wird. Dieses Netzwerk trifft nun grundlegende Entscheidungen über den Abriss von größeren Wohnungseinheiten in den Städten. Wie es scheint, mit sehr großer Priorität für den Abriss. Der gleichzeitig im Programm angelegte Aufwertungsaspekt wird seines Erachtens in diesen Regimes und Netzwerken noch stark vernachlässigt. Hierbei stellt sich die Frage, was eigentlich die politische Legitimation dieses neuen Abrissregimes ist. Ist es nicht so, dass bestimmte Bedürfnisse der Bevölkerung von vorneherein ausgeblendet werden? Wäre es auch die Aufgabe der sozio-ökonomischen Berichterstattung, hier genauer hinzuschauen?

*Wolfgang Kil* weiß nicht so genau, was in den Bericht hineingehört. Aber er denkt daran, dass Schrumpfung zu einem vollkommen veränderten Bodenwertgefüge führt. Bodenwert im Sinne von Familienbesitz spielt in unserem Gesellschaftsraum eine wichtige Rolle als soziales Sicherungselement. Zurzeit kommt dies schwer in die Krise. Das schlägt auf das Rentensystem, das Familiensystem und das Pendlerverhalten durch. Ein ganz entscheidender Stabilisierungsfaktor bricht weg: Grund und Boden ist nicht mehr heilig.

*Christine Weiske* stellt die Herstellung der geistigen Verfassung der lokalen Gesellschaft in den Mittelpunkt. Die mentale Verfassung einer lokalen Gesellschaft wird auf den Verlauf der Schrumpfung einen großen Einfluss nehmen. Kommunikations- und Kooperationsfähigkeit, die urbanen Regime oder lokalen Verhandlungssysteme, die „local governance“, aber auch Toleranz, Ironie, kulturelle Vielfalt und eine gewisse Gelassenheit unterscheiden Stadtgesellschaften voneinander. Vielleicht wäre es möglich, diese Verfasstheit der lokalen Gesellschaften zu beschreiben.

#### 4.6 Bericht für die Berichterstatter: Was nehmen wir mit, was sollten wir lassen?

*Raj Kollmorgen: Kritische Revision des Werkstattgesprächs*

*Raj Kollmorgen* versucht, aus den zwei Tagen einige Ansätze, Herangehensweisen und offenen Fragen aufzuzeigen und zu diskutieren. Er ist auf fünf Punkte gekommen, die er vorträgt:

1. Er glaubt, dass aus der Diskussion der beiden Tage heraus gekommen ist, dass die *Umbruchsthese* sehr zu recht formuliert worden ist und sie findet sich ja schon im ersten Bericht. Gerade auch die letzte Podiumsdiskussion hat noch mal deutlich gemacht, dass wir es tatsächlich mit einem epochalen Umbruch zu tun haben. Das gibt es ja auch in vielen Zeitdiagnosen bei Beck und Castel. In der Tat denkt er, so wie es das Berichtsteam bereits formuliert hat, dass in Ostdeutschland als Ansatzpunkt mehrere Umbrüche zusammen kommen.

Kollmorgen will zunächst in diesem ersten Punkt etwas zum theoretischen und ideologischen Herangehen sagen, weil das in diesen zwei Tagen eine Rolle gespielt hat. Hierbei verweist er auf die Erkenntnisse der Transitions- oder Transformationsforschung. Es ist so, dass diese immer wieder mal aus dem Blick geraten, wenn man zu neuen Feldern kommt und sich neue Bereiche erschließt. Dabei wurde manches formuliert, das sich auch in dem Diskussionspapier wieder findet und was man bestärken muss. Nämlich die Tatsache, dass man in einer solchen Umbruchssituation mit den normalen Methoden der Sozialwissenschaften allein nicht weiterkommt. Das heißt, mit Funktionsunterstellungen, mit Systemunterstellungen, mit der Unterstellung, dass man aus Institutionen-Settings das Verhalten oder die Orientierungen stringent ableiten kann. Man muss multiperspektivisch an solche Prozesse herangehen und das möchte er noch mal unterstreichen. Er glaubt in der Tat, dass man insofern nicht nur systemfunktionaltheoretisch oder strukturfunktional argumentieren kann, sondern es braucht tatsächlich auch einen Blick von unten. Außerdem muss man aus einer handlungstheoretischen Perspektive argumentieren. Insofern erlangen die Vorschläge, Suchbewegungen, (ggf. auch einzelner Akteure) darzustellen, eine größere Bedeutung, als das in normalen relativ kohärenten gesellschaftlichen Systemen der Fall ist.

In den zwei Tagen wurde mehrfach diskutiert, wieweit die Idee der fordistischen Gesellschaft oder eines regulären Normalarbeitsverhältnisses oder einer normalen Stadt und deren Funktionen methodisch vorausgesetzt werden können oder müssen. Dies sind Normalitätsunterstellungen, die auf funktionierende kohärente Systeme Bezug nehmen. Von diesen muss man sich aber zu einem gewissen Grad distanzieren, wenn man solche Umbruchsprozesse

analysieren will. Kurzum, wir haben es hier nicht nur mit einem arbeitgesellschaftlichen Habitus zu tun, mit dem wir uns in der Umbruchssituation als Gegenstand auseinandersetzen, sondern wir selbst sind auch als Sozialforscher in diesem arbeitgesellschaftlichen Habitus gefangen und wir können uns auch nur bis zu einem gewissen Grade davon distanzieren. Diese Distanzierung sollten wir jedoch versuchen. Ein Beispiel hierfür wären nicht nur Regulierungssettings, also das reguläre Arbeitsverhältnis zum Beispiel, sondern auch der Begriff des Wachstums, der jetzt zum Schluss auch noch mal eine Rolle gespielt hat. Hier haben wir es mit Schrumpfungprozessen zu tun und das trifft auf alle Felder zu. Wir haben offensichtlich keine wachsende Partizipation mehr, wir haben keine wachsende Bevölkerung und wir haben auch nicht einfach wachsende Ökonomie. Darüber müsste nachgedacht werden, um den fordistischen Habitus in Frage zu stellen. Eigene Deutungsmuster sind wichtig für die Analyse von Umbruchgesellschaften.

2. Zur These der fragmentierten Entwicklung sagt Kollmorgen, dass dies schon in der Diskussion des Fordismus und Postfordismus eine Rolle gespielt hat. Er erinnert sich an Diskussionen in der britischen Sozialwissenschaft Anfang der 1990er Jahren über neofordistische Tendenzen. Ist „fragmentierte Entwicklung“ ein glücklicher Begriff? Was ihn für Kollmorgen ein wenig problematisch macht, ist die Neutralität, dass er nirgendwo hinzeigt. Das Fragmentarische ist etwas, was wir in der gesamten Postmodernedebatte immer wieder gehört haben. Das einheitliche Kohärente geht zu Bruch und es fragmentiert sich. Kann dieser Begriff für eine sozioökonomische Berichterstattung tragen, wenn man es sachlich korrekt und inhaltlich konkreter ausgestalten will? Er habe hierfür noch keine Lösung, aber er formuliere es als Merkpunkt.

3. Zu bedenken wäre, ob man die Debatte um das Verhältnis von System- und Sozialintegration noch mal aufgreifen sollte. Einerseits die Frage, wie über Funktionalbeziehungen die Gesellschaft, in dem Fall auch der sozioökonomische Zusammenhang integriert wird. Dann aber auch, wie über Normen, Handlungen, Interaktion und Solidaritätsformen, etc. Integration hergestellt wird. Das könnte auch dieses Problem der Überflüssigen noch mal auf eine andere Art sichtbar machen.

4. Ein weiteres Thema sind die Rückwirkungen von Ostdeutschland auf Westdeutschland. Auch hierbei will Kollmorgen darauf hinweisen, dass dies bereits eine alte Debatte ist, die schon Anfang der 1990er Jahre stattgefunden hat. Diese Rückwirkung indiziert, dass wir eine Primärbeziehung haben, und dann kommt irgendwann noch die Umkehrung dazu. Kollmor-

gen fragt, ob das den Zustand heutzutage noch angemessen beschreiben kann. Allerdings muss er zugestehen, dass ihm selbst kein neues oder besseres Modell einfällt.

5. Wie kann man die Sozialberichterstattung weiterentwickeln? In der Podiumsdiskussion sind gerade einige Punkte angesprochen worden. Er würde mit Christine Weiske sagen, dass man mit Massendaten doch ganz offensichtlich an seine Grenzen stößt. Wir haben den Begriff des Anekdotischen dafür verwendet, dass man etwas von einer kleinen Veränderung in der Region hört. Das kann man in eine Sozialberichterstattung sehr schwer aufnehmen, da man die harten Daten dafür nicht hat. Es öffnet einem jedoch die Perspektive für hochdynamische Prozesse. Man kann dazu vielleicht mit qualitativen Daten und exemplarischen Vorgängen arbeiten.

Abschließend glaubt Kollmorgen, der Vergleich sollte gestärkt werden – vielleicht auch über Deutschland – Ostdeutschland-Westdeutschland – hinaus. Da wir diese Situation der doppelten Modernisierung auch in Mittel- und Osteuropa haben, könnte es vielleicht hilfreich sein, den Blick dort hinzuwenden.



## 5. Werkstattgespräch 4: Gesellschaft im Betrieb

*(Autor/in: Andreas Boes, Anne Hacket, ISF)*

### 5.1 Das Veranstaltungsprogramm

Um die Forschungsperspektive Betrieb für die sozioökonomische Berichterstattung nutzbar zu machen, ist unserer Meinung nach notwendig,

- die Veränderungen des Betriebes selbst zu betrachten und zu verstehen, um
- die Veränderungen von Arbeit- und Lebensweisen im Zusammenhang mit betrieblichen Veränderungen richtig analysieren und interpretieren zu können.

Diese beiden Ebenen der Forschungsperspektive Betrieb spiegeln sich auch im Veranstaltungsprogramm wider. Am Beginn der Veranstaltung wollen wir über den Wandel des Betriebes und des Unternehmens sprechen, während wir uns dann den Wirkungen auf Beschäftigte und ihre Familien zuwenden. Schließlich richten wir den Blick auf den Wandel der Arbeitsbeziehungen, bevor wir uns der Rolle von Beruf und Bildung zuwenden. Der Zusammenhang von wirtschaftlicher und regionaler Entwicklung ist schließlich Gegenstand des letzten inhaltlichen Themenblocks.

Die Referenten wurden gebeten, auf Basis ihrer eigenen Forschung wichtige Veränderungstendenzen darzustellen und die Verbindungen zwischen Veränderungen der betrieblichen Organisation von Produktion, Wertschöpfung und Erwerbsarbeit auf Beschäftigte zu thematisieren. Wir erhoffen uns von ihnen hilfreiche Anregungen bei der Umsetzung der spezifischen Ansätze in ein berichtsfähiges Konzept der sozioökonomischen Berichterstattung.

## 5.2 Der Betrieb im Umbruch – Forschungsperspektive in der Sozioökonomischen Berichterstattung?

*Andreas Boes, Anne Hacket: Bringing the Firms Back in*

Der einführende Beitrag von *Andreas Boes* und *Anne Hacket* konzentriert sich vor allem auf drei Punkte (siehe Einleitungsstatement und Foliensatz sowie die schriftliche Fassung des Referates<sup>19</sup> in der Materialsammlung):

- a) Perspektivwechsel von einer outputorientierten zu einer entstehungsorientierten Berichterstattung,
- b) Betrieb als ‚gesellschaftlicher Knotenpunkt‘ und
- c) Forschungsperspektive Betrieb als programmatischer Anspruch der sozioökonomischen Berichterstattung.

Zu a) Warum Perspektivwechsel ?

Wir plädieren für einen Perspektivwechsel von einer outputorientierten zu einer entstehungsorientierten Berichterstattung. Denn eine auf den Umbruch gerichtete Sozialberichterstattung ist darauf angewiesen, die Prozesse des Umbruchs zu thematisieren und sich nicht auf Kontinuitätserwartungen zu beziehen, wie sie häufig in Sozialberichterstattung als implizite Vorannahmen vorausgesetzt werden. Bildlich ausgedrückt bedeutet dies: Um eine Sozialberichterstattung für eine Gesellschaft im Umbruch zu konzipieren, ist es notwendig, den Veränderungsprozess nah an den „Orten des Entstehens“ zu analysieren. Wir versuchen daher, den Wandel in seiner Herstellung zu begreifen und – wenn möglich – die Zusammenhänge zwischen Veränderungsprozessen auf verschiedenen gesellschaftlichen Ebenen sowie diese vielfältigen Veränderungsprozesse und Umbrüche in ihren Wirkungen auf Menschen besser zu verstehen. Ausgangspunkt unserer Überlegungen ist es, dass wir die Organisation von Wertschöpfung, Produktion und Erwerbsarbeit verstehen müssen, um die Veränderungen von Arbeit und Lebensweisen interpretieren und verstehen zu können. Daher ist es notwendig, die sozioökonomische Berichterstattung nicht auf die Betrachtung von veränderten Arbeit- und Lebensweisen (Outputs) zu beschränken, sondern auch die Frage zu stellen, in welcher Weise

---

<sup>19</sup> Da der Referatstext auch in schriftlicher Form in der Materialsammlung vorliegt, werden hier nur die wichtigsten Punkte des Referates kurz umrissen und größerer Wert auf die Darstellung der anschließenden Diskussion gelegt.

und auf welchen Ebenen diese Veränderungen für die Individuen hergestellt werden (Inputs). In diesem Werkstattgespräch fokussieren wir auf den Betrieb als gesellschaftlichen Knotenpunkt und möchten unsere Konzeption einer Forschungsperspektive Betrieb zur Diskussion stellen. Durch die Konzentration auf die betriebliche Ebene und auf die Organisation von Produktion, Wertschöpfung und Erwerbsarbeit, wie sie in diesem Werkstattgespräch vorgestellt wird, werden andere gesellschaftliche Instanzen und Forschungsperspektiven wie Regulierungen (siehe Werkstattgespräch 2), die Region mit besonderer Perspektive auf Ostdeutschland (siehe Werkstattgespräch 3) sowie Haushalt und Familie (siehe Werkstattgespräch 5) hier nur am Rande zum Thema. Sie spielen natürlich ebenso eine wichtige Rolle für Arbeit und Lebensweisen, stehen aber in diesem Werkstattgespräch nicht im Zentrum.

#### Zu b) Betrieb in seiner Funktion als gesellschaftlicher Knotenpunkt

Schon James N. Baron und William T. Bielby haben 1980 dafür plädiert, Betriebe bzw. Unternehmen stärker in die Betrachtung von sozialen Ungleichheiten einzubinden. Zentrales Argument für die Betrachtung des Betriebes ist seine verbindende Funktion der Mikro- und Makroebene in der Organisation von Arbeit, sodass die Herstellung von sozialen Ungleichheiten letztlich auf der betrieblichen Ebene wirksam wird und daher auch dort untersucht werden sollte. Den Betrieb sehen wir als einen zentralen gesellschaftlichen Knotenpunkt an, weil in Betrieben nicht nur die gesellschaftliche Produktion, sondern auch Erwerbsarbeit strukturiert und organisiert wird. Dadurch ist der Betrieb ein sozialer Raum, in dem sowohl ökonomische und unternehmerische Interessen als auch soziale Interessen von Individuen aufeinandertreffen, das heißt wo die Verklammerung von ökonomischen und sozialen Aspekten in fundamentaler Weise geleistet wird.

Wie auch schon Baron und Bielby verstehen wir den Betrieb als Mesoebene, die ‚nach oben‘ mit Unternehmen und Konzernen, aber auch mit nationalem und internationalem Kapital, Güter- und Arbeitsmärkten verbunden ist. Er ist Gegenstand von Regulierungen durch Staat und Politik und steht im Austausch mit weiteren gesellschaftlichen Institutionen wie beispielsweise dem Bildungssystem oder dem System der Industriellen Beziehungen. Das Besondere am Betrieb als ökonomische Einheit ist jedoch seine gleichzeitige und notwendige Verbindung dieser Ebene ‚nach unten‘ mit Individuen, Haushalten und Familien, denn durch die Integration von Subjekten werden auch deren soziale Ansprüche und Interessen Teil der betrieblichen Lebenswelt.

Diese doppelte Bestimmtheit des Betriebes ist für uns das zentrale Argument, die Forschungsperspektive an den Betrieb und nicht an die Unternehmenseinheit oder die Wertschöpfungskette anzubinden, obwohl es dafür sicherlich auch Argumente gäbe.

Auch wenn die Differenzierungen der verschiedenen ökonomischen Einheiten sicherlich für die weitere theoretische und methodische Arbeit notwendig sind und noch klarer dargestellt werden müssen, ist es forschungspragmatisch ebenso notwendig, an einer Ebene anzusetzen und die Beziehungen zwischen den verschiedenen Ebenen stärker zu betonen. So werden beispielsweise Reorganisationsstrategien zwar in Konzern- und Unternehmenszentralen festgelegt, deren Umsetzung in Betrieben geschieht jedoch aufgrund des sozialen Charakters von betrieblichen Lebenswelten nicht eins zu eins. Auch die Erwerbsorientierungen und Arbeitszeitwünsche von Menschen sind zwar auf der individuellen Ebene analysierbar, diese Wünsche und Orientierungen werden aber im Austausch mit Arbeitgeberinteressen zu Anpassungen und zu veränderten tatsächlichen Realisierungen der Erwerbswünsche sowie der Arbeitszeiten führen. Gerade diese Beziehungen zwischen ökonomischen und sozialen Interessen und die Ergebnisse für und Wirkungen auf Arbeit und Lebensweisen und gesellschaftliche Teilhabe sind der Kern der sozioökonomischen Berichterstattung.

Ein Verständnis für die Organisation von Wertschöpfung, Produktion und Erwerbsarbeit sowie deren Veränderung ist und bleibt weiterhin ein wichtiger Ansatzpunkt in unserem Verständnis von gesellschaftlichem Umbruch. Das heißt: Die weit reichenden Veränderungen, denen der Betrieb als ökonomische Einheit unterworfen ist, werden in der „Forschungsperspektive Betrieb“ zum zentralen Thema. Gestiegene internationale Konkurrenz, internationale Finanz- und Kapitalmärkte, technische Innovationen, aber auch Änderungen in gesetzlichen Rahmenbedingungen und sozialen Entwicklungen – wie beispielsweise eine erhöhte Erwerbsorientierung von Frauen – beeinflussen die Betriebe und damit die Gesellschaft grundlegend.

Um aktuelle Veränderungen des Betriebes in Bezug auf Betrieb und Gesellschaft zu skizzieren, dient als Referenzfolie der Münchner Betriebsansatz, der in den 70er Jahren, d.h. in der Hochphase des Fordismus entwickelt wurde. Da diese Thesen sehr ausführlich in der Materialsammlung beschrieben werden, sollen sie hier nur in Stichpunkten dokumentiert werden.

- Bedeutungsgewinn der Finanzmärkte – der Betrieb wird zur Option der Kapitalverwertung
- Permanenter Wandel als betriebliche Stellgröße (neue Produktionsstrukturen, globale Produktion in internationalen Wertschöpfungsketten).

- Produktivkraftsprung als Basis neuer Produktionsstrukturen

Diese Veränderungen führen jedoch nicht zur ‚Auflösung‘ von Betrieben und Unternehmen, auch wenn es schwieriger geworden ist, den ‚Ort‘ der Produktion und die netzwerkförmigen Beziehungen zwischen verschiedenen kooperierenden Wirtschaftseinheiten zu bestimmen bzw. einander zuzuordnen. Vormalig stabile Orte der Produktion verlieren ihre physische Bestimmtheit und werden zu Chimären globaler Wertschöpfungsketten. Damit verbunden beobachten wir eine zunehmende Heterogenisierung der Wirtschafts-, Unternehmens- und Betriebslandschaft. Dies beinhaltet die Frage nach einem angemessenen Begriff des Betriebes selbst. Wir schlagen vor, den Betrieb nicht allein von der juristischen Form oder gar der physischen Bestimmtheit zu verstehen, sondern in seiner Funktion als sozial erzeugter Raum der Produktion und der Organisation von Arbeit.

Zu c) Was kann die Forschungsperspektive Betrieb für die sozioökonomische Berichterstattung leisten?

Mit der Forschungsperspektive Betrieb versuchen wir, den Fokus der Berichterstattung stärker auf die Herstellung von Arbeit und Lebensweisen und gesellschaftlichen Teilhabechancen einzustellen und diese an den gesellschaftlichen Knotenpunkt Betrieb zurückzubinden. Für die Neukonzeption der Berichterstattung stehen wir nun vor der Aufgabe, einerseits ein ‚berichts-fähiges‘ und ‚messbares‘ Konzept zu entwickeln, ohne andererseits den theoretischen und inhaltlichen Anspruch zu vernachlässigen, die Gesellschaft im Umbruch zu verstehen und zu bewerten. Wenn wir also die Beziehungen zwischen betrieblichen Veränderungen und den Wirkungen für Individuen und Familien betrachten wollen, dann bezieht sich dies auf zwei Ebenen:

*Erstens:* Die Forschungsperspektive Betrieb als theoretische und inhaltliche Referenzfolie zu entwickeln, um Veränderungen in Arbeit und Lebensweisen zu interpretieren und den Einfluss von betrieblichen Veränderungen in der Organisation von Arbeit zu thematisieren.

*Zweitens:* Die Forschungsperspektive Betrieb zur Neukonzipierung der Berichterstattung zu entwickeln, die wichtigen Themenfelder und Berichtsgegenstände für eine Gesellschaft im Umbruch zu finden und – soweit es das Datenmaterial erlaubt – den Einfluss von ökonomischen und wirtschaftlichen Entwicklungen auf die soziale Entwicklung über die betriebliche Ebene zu analysieren.

- Daher betrachten wir den Wandel des Gegenstandes Betrieb und Unternehmen sowie veränderte wirtschaftliche Prozesse selbst, bevor wir

- die Wirkungen auf Beschäftigte und Individuen in verschiedenen Bereichen ansprechen.
- Diese beiden Ebenen wollen wir auf dem Werkstattgespräch miteinander diskutieren. Zum einen haben wir mit dem Veranstaltungsprogramm unserer Meinung nach wichtige Themenfelder vorgeschlagen, die für den Umbruch der Gesellschaft, veränderte ökonomische Rahmenbedingungen sowie (daraus resultierende) veränderte Bedingungen für gesellschaftliche Teilhabe stehen und daher auch Eingang in die sozioökonomische Berichterstattung finden sollten. Anhand dieser Themen wollen wir die Forschungsperspektive Betrieb und ihre Nutzbarmachung für die Berichterstattung debattieren:
- Welche Themen sollten Eingang in die Berichterstattung finden?
  - Wie können diese berichtbar gemacht werden (Daten und Methoden)?

### *Diskussion*

Ingesamt wird die Idee, die Forschungsperspektive Betrieb für die sozioökonomische Berichterstattung nutzbar zu machen und den Betrieb als Vermittlungsinstanz zu betrachten, sehr positiv aufgenommen. Wie *Michael Faust* betont, kann der Betrieb als ein Ort verstanden werden, der verschiedenen Ansprüchen aus verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen ausgesetzt ist. Diese Ansprüche werden sowohl durch Finanzmärkte und bestehende Investorengruppen als auch durch Haushalte (Vereinbarkeitsproblematik) an Erwerbsorganisationen herangetragen. Die Verbindung zwischen ihnen besteht darin, dass die Organisation des Betriebs ein strategischer Akteur ist, der sozusagen Entscheidungen darüber treffen kann, wie er die verschiedenen Ansprüche, die an ihn herangetragen werden, in organisatorischen Strategien miteinander vermittelt. Insofern kann dieses Konzept die Verbindung zu gesellschaftlichen Prozessen leisten. Offen bleibt für ihn jedoch, wie wir den Betrieb definieren. Dies bezieht sich insbesondere auf die Unterscheidung von Wirtschaftsorganisationen wie Unternehmen oder Erwerbsorganisationen, die die Strukturierung von Lebensläufen durch Erwerbsarbeit leisten. Damit verbunden wurde eine klarere Trennung zwischen Unternehmen und Betrieben angemahnt. Denn ein Teil der Fragen, die in dem Diskussionspapier und dem Vortrag angesprochen werden, kann nur auf der Unternehmensebene (Strategiebildung, Internationalisierung usw.) verortet werden, während andere sich auf die Betriebsebene beziehen.

Eine Diskussionslinie bezieht sich auf die scheinbare Konzentration auf industrielle Betriebe. *Harry Jablonowski* wirft ein, dass der Betriebsansatz eine hohe Plausibilität hat, aber offensichtlich ein Ansatz für industrielle Betriebe ist. Daher stellt sich für ihn die Frage, wie andere Sektoren in den Blick genommen und beispielsweise der Sozialmarkt und der öffentli-

che Dienst in die Betrachtung einbezogen werden können. Auch *Angelika Heimerl* fragt, ob auch gemeinnützige Betriebe in das Konzept integriert werden. Daran schließt die Bemerkung von *Josef Reindl* an, der darauf hinweist, dass Wirtschaft ein sehr heterogenes Gebilde darstellt und sich selbst im industriellen Sektor große Unterschiede zwischen Großbetrieben und KMU sowie Kapitalgesellschaften und Familienunternehmen ergeben, sodass sich die von *Andreas Boes* vorgestellten Trends wie Globalisierung und Informatisierung unterschiedlich auf die Betriebe auswirken und in unterschiedlicher Weise durchschlagen.

In einem relativ kurzen Beitrag können manche Zusammenhänge immer nur verkürzt dargestellt werden – so antworten *Andreas Boes* und *Anne Hacket* auf die gestellten Fragen. Natürlich wissen wir, dass wir eine zunehmende heterogene Betriebs- und Unternehmenslandschaft vorfinden, die auch konzeptionell in unserem Ansatz besser abgebildet werden muss. Beispielsweise ist der Einbezug von Betrieben in die Wertschöpfungskette sehr problematisch abzubilden, da der Betrieb selbst zu einer Art ‚Chimäre‘ wird, die man selber kaum mehr fassen kann. Wir ziehen jedoch nicht wie andere Kollegen daraus den Schluss, dass sich der Betrieb auflöst. Die Unterscheidung von Unternehmen und Betrieben ist sicherlich wichtig, für den hier vorgestellten Ansatz haben wir uns jedoch ganz bewusst für den Betrieb als Einheit entschieden. Das Unternehmen stellt für uns die juristische Form der Wirtschaftseinheit dar, die sich zudem permanent verändert und selbst Option der Strategie wird. Der Betrieb bildet jedoch den sozialen Zusammenhang ab, in dem produziert wird, d.h. im Betrieb gehen Arbeit und Kapital notwendigerweise eine Beziehung ein, die nicht hintergebar ist. Dieses Verhältnis ist bestimmt von zwei Seiten: den Beschäftigten und ihren Interessen sowie den Interessen der Kapitalverwertung von Unternehmerseite. Den Betrieb begreifen wir daher als sozialen Raum, in dem produziert und Arbeit organisiert wird.

*Jürgen Kädtler* macht darauf aufmerksam, dass in dem Referat sehr starke kausale Thesen im Zusammenhang mit der Rolle von Finanzmärkten und der Wirkung auf die betriebliche Ebene vorgestellt werden. Wie können solche Kausalbeziehungen und die wahrscheinlich heterogenen und zum Teil widersprüchlichen Wirkungen untersucht und gefasst werden? Auch *Nicole Mayer-Ahuja* wirft die Frage auf, wie sich die angesprochenen Trends beispielsweise auf Haushalte, Familien und Individuen auswirken und wie eine solche Wirkung in der Berichterstattung gemessen werden kann.

*Andreas Boes* bemerkt daraufhin, dass die Forschungsperspektive Betrieb eine spezifische Ebene darstellt, auf der wir die gesellschaftliche Entwicklung betrachten, um den gesellschaftlichen Umbruch besser verstehen zu können. Dies stellt einen Versuch dar, innerhalb der



Analyse gesellschaftlicher Entwicklung einen Fokus auf die betriebliche Ebene und ihre Einbettung im Verhältnis zur gesellschaftlichen und ökonomischen Ebene sowie zur individuellen Ebene zu richten. Es ist jedoch klar, dass im Rahmen eines Einführungsreferates und bei einer solchen Fokussierung Zuspitzungen auf wenige und starke Thesen zur Verdeutlichung notwendig sind und die Heterogenität und Widersprüchlichkeit der Zusammenhänge nicht ausreichend dargestellt werden kann. *Anne Hacket* verweist darauf, dass der Betrieb für uns erst mal eine Denkfigur darstellt, die noch weiter entwickelt werden muss. Zum einen kann diese Betriebsperspektive als theoretische Referenzfolie fungieren, auf der man wichtige Veränderungen betrachten kann; Ergebnisse beispielsweise von veränderten Erwerbsverläufen sind immer wieder auf die Ebene des Betriebes zurückbindbar. Gleichzeitig ergeben sich aus der Perspektive Betrieb aufgrund des zweiseitig bestimmten Verhältnisses wichtige Ansatzpunkte für die Wahl der Themenfelder und Berichtsgegenstände der Berichterstattung. Die verschiedenen Referatsthemen der Veranstaltung können somit beispielhaft die möglichen Verbindungen zwischen Betrieb und Gesellschaft sowie Betrieb und Haushalt bzw. Individuum aufzeigen.

### **5.3 Reorganisation und Arbeitsorganisation**

Im *ersten Block* der Veranstaltung geht es um die Veränderungen des Betriebes als ökonomische Einheit selbst. Angesprochen werden hier die *Reorganisation* von Unternehmen sowie die *Arbeitsorganisation und Arbeitspolitik*. Wie verändern sich die betrieblichen Strukturierungen im Zusammenhang mit der Reorganisation von Unternehmen und Konzernen, wie wirkt die permanente Reorganisation sich letztlich auch auf Arbeit- und Lebensweisen aus? Was bedeutet eine veränderte Arbeitsorganisation und Arbeitspolitik für Betriebe einerseits und für Beschäftigte und ihre Arbeit- und Lebensweise andererseits?

*Dieter Sauer: Reorganisation des Unternehmens: Tendenzen – Dimensionen – offene Fragen*

An den Anfang seines Referats (siehe Foliensatz in der Materialsammlung) setzt *Dieter Sauer* einen kurzen historischen Überblick über unternehmerische Reorganisationsmaßnahmen. Während Reorganisationsmaßnahmen in den 70er Jahren noch als vorübergehende Rationalisierungen verstanden werden können, die sich vor allem auf die Ebene der Arbeitsplatzorganisation und kaum auf die Unternehmensebene bezogen, können die Flexibilisierung und die Integration technischer Systeme in den 80er Jahren als Inkubationszeit der Reorganisation verstanden werden. Die 90er Jahre wiederum benennt er als Umschlagphase der Reorganisa-

tion. In dieser Zeit wird auf alle Parameter der Reorganisation zugegriffen. Auch die Gesamtorganisation des Unternehmens wird in die Reorganisation einbezogen, Wertschöpfungsketten werden überbetrieblich reorganisiert. Diese Entwicklungen gehen einher mit Informatisierung und werden durch den Einbezug von Kommunikationstechnologien zur Koordination von Prozessen möglich gemacht. Zentrales Argument von Dieter Sauer ist, dass die Reorganisation seit der Jahrtausendwende permanent wird. Als zentrale Tendenzen der Reorganisation, die auch von den leitenden Thesen des ersten Berichtes angesprochen wurden, benennt er *Dezentralisierung und Vermarktlichung, Informatisierung und Vernetzung sowie Indirekte Steuerung und Selbstorganisation*.

Während es in der Perspektive des fordistischen Unternehmens noch darum ging, konkrete Produktionsabläufe von den Unwägbarkeiten des Marktes abzuschotten, setzen neuere Produktionskonzepte darauf, den Markt zum Motor der Binnenstruktur zu machen. Diesen Prozess der Öffnung des Unternehmens zum Markt bezeichnet Dieter Sauer mit den Stichworten *Dezentralisierung und Vermarktlichung*. Er bezieht sich sowohl auf die innerbetriebliche Arbeitsteilung und den Unternehmensaufbau als auch auf die unmittelbaren Schnittstellen zu den Märkten. Marktlogik und Konkurrenz werden in dezentral organisierten Unternehmensanteilen in das Unternehmen getragen. Dies verändert die Entscheidungsstrukturen und den Unternehmensaufbau und führt häufig zum Abbau von Hierarchien sowie zur Schaffung von (teil-)autonomen Unternehmensteilen.

*Informatisierung und Vernetzung:* Zur Optimierung von Wertschöpfungsketten werden Rationalisierungsquellen nicht mehr nur im Betrieb, sondern verstärkt auch in zwischenbetrieblichen Prozessen gesucht.

Dieses bezieht sich auf logistische Prozesse, auf Forschung und Entwicklung sowie auf Qualitätssicherung. Horizontale Kooperationsformen gewinnen an Bedeutung, insbesondere in Bereichen mit höheren Dienstleistungsanteilen werden netzförmige Kooperationsbeziehungen verstärkt. Unternehmensinterne Strukturen werden informatorisch durchdrungen, es entstehen neue unternehmensinterne und kostenbezogene Controlling-Systeme, die es zum Teil erlauben, die Beiträge bis auf die Ebene einzelner Arbeitsplätze herab zu berechnen. Die Informatisierung ermöglicht es zudem, die Schnittstellen zu den Märkten, zu Kunden und Zulieferern neu zu gestalten. E-Commerce und Telekooperationslösungen werden durch innovative technische Systeme ermöglicht und ausgebaut.

Im Zusammenhang mit der Vermarktlichung wird ein neuer Steuerungsmodus implementiert, der allgemein als *indirekte Steuerung und Selbstorganisation* bezeichnet wird. Das Ma-

nagement beschränkt sich immer mehr darauf, den Rahmen für Arbeitsleistung über Kopfzahlen, Kennziffern oder Zielvereinbarungen zu bestimmen. Die Bearbeitung dieser Ziele wird in dezentrale Einheiten und in letzter Konsequenz zu den Beschäftigten selbst ausgelagert. Dadurch gewinnen selbstorganisierte Arbeitsformen an Bedeutung, in denen die Transformation des Arbeitsvermögens in Arbeitsleistung mehr und mehr von den Individuen geleistet werden muss. Voraussetzung für die Durchsetzung selbstorganisierter Arbeitsformen wie Projektarbeit und Gruppenarbeit ist der Abbau von hierarchisch-bürokratischen Organisationsformen. Zentralisierte Kontroll- und Steuerungssysteme werden durch neue Informatisierungsprozesse bei gleichzeitiger Dezentralisierung aufrecht erhalten: Die Finanzsituation wird transparent, wertorientierte Steuerung wird implementiert, die Diffusität des Marktes wird als Machtressource genutzt (*Klaus Dörre*).

Am Ende seines Referates weist Dieter Sauer auf neue Elemente und offene Fragen hin, die seiner Meinung nach in einer weiteren Phase der Berichterstattung eine stärkere Berücksichtigung erfahren sollten:

- Zunehmende und neuartige Relevanz und Dominanz der Finanz- und Kapitalmärkte (Unternehmen als Marktobjekt, Kapitalmarktrendite vs. Profit). Dies kann als Schlüssel für neuartige Reorganisationstendenzen vor allem in Bezug auf die Organisation von Arbeit interpretiert werden (Finanzialisierung der Unternehmensreorganisation).
- Neues Verhältnis von Markt und Kontrolle: Dieses Verhältnis wird auch in der These der Vermarktlichung sowie der indirekten Steuerung angesprochen, wichtig ist jedoch, die Entwicklung dieses Verhältnisses auch weiterhin zu betrachten.
- Internationalisierung von Produktionsstrukturen („Offshoring“, globale Wertschöpfungsketten).
- Dynamisierung, Variabilisierung und Virtualisierung von Unternehmensstrukturen.
- Wachsende Heterogenität von Unternehmensstrukturen.
- Wirtschaftsstrukturelle Verwerfungen.

Die Berichtbarkeit dieser von Dieter Sauer aufgeworfenen Fragen wird nach seiner Meinung durch eine unzureichende Datenlage erschwert. Meist werden nur bestimmte Elemente dargestellt, oder der Schwerpunkt der Erhebung liegt einseitig auf dem produzierenden Gewerbe. Zudem treten neue Elemente in den Vordergrund, die mit den fordistisch geprägten Beobachtungskonzepten nicht erfasst werden.

## Diskussion

Diskussionen ergeben sich aus der These der permanenten Reorganisation, der Zeitperspektive und der ‚Haltbarkeit‘ von Reorganisationsmaßnahmen sowie ihrem Wirkungsfeld. So fragt *Burkart Lutz*, auf welche Sektoren und Branchen sich die verschiedenen Reorganisationswellen beziehen, und merkt an, dass sich Betriebe wahrscheinlich sehr unterschiedlich und pfadspezifisch entwickeln. Auch *Klaus Dörre* betont, dass sich Großbetriebe und KMU unterschiedlich verhalten und man diese getrennt voneinander betrachten müsse. Dem stimmt *Dieter Sauer* zu, auch wenn es trotz der Heterogenität der Unternehmenslandschaft doch überraschende Übereinstimmungen in bestimmten Branchen gebe.

Die Möglichkeiten der Berichtbarkeit werden von verschiedenen Teilnehmern des Werkstattgespräches diskutiert. *Burkart Lutz* schlägt aufgrund der unzureichenden Datenlage vor, die Thematisierung von neuen Strategien als Antizipation von Veränderungen zu betrachten und daher stärker auch Managementliteratur auszuwerten. Auch Sequenzen von Thematisierungen und die Zeitstruktur dieser Entwicklungen sollten betrachtet werden. (*Dieter Sauer* verweist darauf, dass solche Verfahren bereits verwendet wurden.) *Joseph Reindl* äußert Zweifel an dem Verständnis als Antizipation, da in der Literatur oft ‚heiße Luft‘ produziert werde. Auch wenn es stimmt, dass es in Unternehmen viel Neues gibt, bleibt ebenso vieles beständig, sodass ein konservativer Blick auf Veränderungen für die Wissenschaft hilfreich sein kann. Auch *Franziska Wiethold* merkt an, dass die ständig neuen Managementkonzepte häufig nur als neue Namen für alte Kinder verstanden werden können. *Klaus Dörre* widerspricht dem: Zum Teil ergeben sich dramatische Veränderungen auf allen Ebenen in Betrieben, wenn man sie über Jahre hinweg beobachtet. Wichtig wäre es zu sehen, ob in verschiedenen Managementstrategien gleiche Prinzipien durchgreifen. Seine Erfahrung zeigt: Falls eine Strategie nicht umgesetzt werden kann, wird versucht, dasselbe Ziel mit anderen Konzepten durchzusetzen. Darauf zielt auch die Frage von *Burkart Lutz* nach der Widersprüchlichkeit bzw. Konsistenz der verschiedenen Prozesse und Strategien untereinander.

Wichtiger Punkt in der Diskussion sind auch die Wirkungen von Reorganisationsmaßnahmen auf Beschäftigte. Es wird deutlich, dass die Umsetzung häufig von den Beschäftigten konterkariert wird. Es wird angeregt, die Widerständigkeit der Beschäftigten stärker in den Blick zu nehmen.

*Martin Kuhlmann: Arbeitsorganisation und Arbeitspolitik im Wandel*

Zentraler Ansatzpunkt der Überlegungen von *Martin Kuhlmann* zur Konzeption der sozioökonomischen Berichterstattung und zur Forschungsperspektive Betrieb ist die Verbindung der Betriebsebene zu Arbeit und, durch die Fokussierung auf Arbeit, auch zur Personenebene. Reorganisation ist für die sozioökonomische Berichterstattung dann ein wichtiger Berichtsgegenstand, wenn sie einen Bezug zu Arbeit und den Arbeitsbedingungen von Beschäftigten hat. Dieser Bezug – so schlägt er vor – kann über Arbeitssysteme geschaffen werden. Als Gegenstände der Berichterstattung können erstens Organisationsformen und Strategien typisiert werden und ihre Verbreitung gemessen werden, wichtiger wären jedoch zweitens Aussagen über Wirkungen auf Beschäftigte und ihren Arbeitsalltag. Drittens muss sich die sozioökonomische Berichterstattung entscheiden, ob sie auch Entwicklungen, Trends und Perspektiven von Arbeitsorganisation zum Thema machen will und diese normativ werten kann und will.

Die betriebliche Organisation von Arbeit verändert sich seinen Überlegungen zufolge auf dem Hintergrund eines verstärkten und komplexer werdenden Wettbewerbes seit Ende der 70er Jahre und insbesondere seit Beginn der 1990er Jahre. Es besteht ein Zusammenhang mit einer Ausweitung der Wettbewerbsfaktoren, der beteiligten Akteure, aber auch der Regulierung. Zugleich haben sich die Handlungsparameter der betrieblichen Reorganisation – wie es auch schon im Referat von *Dieter Sauer* genannt wurde – erweitert (Produktinnovationen, Technik- und Organisationsgestaltung, Concession Bargaining, Portfoliostrategien, Standortpolitik und Rekomposition von Wertschöpfungsketten). Allerdings wird das Verhältnis von Unternehmensstrategien zur betrieblichen Ebene unklarer, kontingenter und spannungsreicher. Betriebliche Reorganisationsmaßnahmen beinhalten zum Teil gegensätzliche Ansätze, die zum Teil parallel oder gar in Konkurrenz zueinander umgesetzt werden sollen. Als Beispiel nennt er höhere Bedeutung und Wertschätzung der Kompetenzen von Beschäftigten und von Kooperationsstrukturen bei gleichzeitigen Kostensenkungs- und Leistungsintensivierungsstrategien.

Auf Basis seiner eigenen Forschungen stellt er drei Thesen zum Verhältnis von betrieblicher Reorganisation und Arbeit zur Diskussion:

1) *Komplexitätsthese*: Betriebliche Reorganisationsstrategien werden in ihren Verursachungsbedingungen, aufgrund ihrer Wechselwirkungen und hinsichtlich ihrer (Arbeits-) Wirkungen komplexer, instabiler und widersprüchlicher.

2) *Pluralisierungsthese*: Aus internen (betrieblichen) Gründen, aufgrund externer Rahmenbedingungen und angesichts der bestehenden Akteurskonstellationen ist auf absehbare Zeit mit einem umkämpften Nebeneinander sehr unterschiedlicher Reorganisationskonzepte und Strategien zu rechnen.

3) *Amalgamierungsthese*: Bezogen auf Arbeitswirkungen lässt sich ein Nebeneinander von Prekarisierungs-, (Re-)Taylorisierungs-, Subjektivierungs- und Aufwertungstendenzen konstatieren. Die genannten Tendenzen lassen sich nur bedingt bestimmten Branchen, Tätigkeitsfeldern und Beschäftigtengruppen zurechnen, sie wirken zunehmend kombiniert.

Um betriebliche Reorganisationsstrategien empirisch untersuchen zu können, schlägt Martin Kuhlmann eine Typisierung vor, die ihren Fokus auf die Gestaltung von Arbeit richtet. Diese umfasst die Dimensionen der Arbeitsorganisation, der Prozessoptimierung, der Betriebsorganisation, der betrieblichen Führung, der Koordinations- und Steuerungsformen, der Entgeltsysteme und der Gestaltung der Leistungs politik. Ein solch detailliertes Vorgehen und ein Betrachten von Arbeitssystemen erfordert einen hohen empirischen Aufwand und eigene Erhebungen, die sich meist nur auf bestimmte Wirtschaftsbereiche und Branchen sowie auf bestimmte Aspekte der Arbeitsorganisation konzentrieren können. Wie sich die Arbeitsorganisation auf Beschäftigte auswirkt und wie das auch empirisch zu messen ist, stellt er in seinen Ergebnissen zur innovativen Arbeitspolitik vor (siehe auch die umfangreiche Ergebnispräsentation in der Materialsammlung).

Die Frage der empirischen Umsetzbarkeit im Rahmen eines Berichtssystems sieht er als größtes Problem für eine Neukonzipierung der sozioökonomischen Berichterstattung. Insbesondere die unzureichende Datenlage ermöglicht es nicht, Arbeitssysteme zu betrachten und Verbindungen zwischen der Betriebsebene und der ‚oberen‘ Ebene der Unternehmen oder der ‚unteren‘ Ebene der Arbeitssysteme – die er für die Betrachtung der Reorganisation als notwendig erachtet – zu analysieren. Um Wirkungen auf Beschäftigte zu beobachten, ist es zudem notwendig, die Perspektive der Arbeitskraft einerseits und die des Subjektes andererseits einzunehmen. Dies ist mit dem vorhandenen Datenmaterial ebenfalls nicht möglich. Sein Plädoyer richtet sich einerseits auf eine verstärkte Betrachtung von Arbeitssystemen und eigenen Forschungen in der ‚Zunft‘ der Industriesoziologie und andererseits auf den Einbezug solcher qualitativer Ergebnisse in die Berichterstattung.

## *Diskussion*

Die schwierige und aufwändige Umsetzbarkeit der Betrachtung von Arbeitssystemen und ihren Wirkungen auf Beschäftigte wurde auch in der Diskussion aufgegriffen. *Burkart Lutz* betont, dass die Betrachtung von Arbeitssystemen zwar spannend, aber kaum empirisch zu bewältigen sei. Es sei für die Forschungslandschaft jedoch notwendig, eine Datenbasis ‚Arbeitsbus‘ zu schaffen, in der aus Beschäftigtenperspektive Aussagen und Wertungen über ihre Arbeitssituation erhoben werden. (Ein solcher Datensatz sollte an andere Massendatensätze wie den Mikrozensus oder das SOEP angegliedert sein.) Auch *Peter Ellguth* bestärkt *Martin Kuhlmann* in seiner Einschätzung, dass vorhandene Daten wie das Betriebspanel nicht ausreichend sind, um die Arbeitsorganisation und die Wirkung auf Beschäftigte zu betrachten. *Josef Reindl* wiederum wirft ein, dass es auch für die sozioökonomische Berichterstattung notwendig sei, normative Konzepte zu entwickeln – ein Beispiel ist ja das Konzept der innovativen Arbeitspolitik –, anhand derer Veränderungen und Trends in der Arbeitsorganisation bewertbar werden.

### **5.4 Arbeit, Beschäftigung, Entgelt**

Im zweiten Block des Tages beschäftigen wir uns mit den für Arbeit und Lebensweisen zentralen Themen der Beschäftigungsstabilität und des Einkommens. Die Zeitperspektive des Verhältnisses zwischen Beschäftigten und Betrieb und die Ausgestaltung dieser Beziehung über Beschäftigungsverträge berührt in zentraler Weise Arbeit und Lebensweisen und die gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten von Menschen. Die betriebliche Ausgestaltung von Arbeitsverträgen beeinflusst damit die Strukturierung des Arbeitsmarktes, schafft Zugänge und Ausschlüsse von Erwerbsarbeit und bestimmt die Qualität der Integration in betriebliche Arbeitsmärkte. Damit werden in besonderem Maße auch die langfristigen Perspektiven von Menschen und ihre Erwerbs- und Lebensverläufe beeinflusst. Kann man von einem abnehmenden Trend der Beschäftigungsstabilität sprechen und welche Rolle spielen betriebliche Personaleinsatzstrategien für die Beschäftigungsstabilität?

Individuelles Einkommen und familiärer Wohlstand stellen ein Thema dar, dem wir uns in der zweiten Berichtsphase verstärkt widmen wollen. Welche Rolle spielen Betriebe bei der Erzielung von Einkommen aus Erwerbsarbeit? Welche Veränderungen von betrieblichen Entlohnungspraktiken in Interaktion mit individuellen Merkmalen ergeben sich? Findet eine Po-



larisierung in Hochlohn- und Niedriglohnbetriebe statt und was bedeutet dies für die Einkommensperspektiven der Beschäftigten?

*Christoph Köhler, Olaf Struck: Betriebliche Beschäftigungssysteme und -sicherheit*

In ihrem Input zum Thema Beschäftigungsstabilität (siehe auch Foliensatz in der Materialsammlung) stellen *Olaf Struck* und *Christoph Köhler* zuerst die unterschiedlichen Bedeutungen von Beschäftigungsstabilität für die verschiedenen Ebenen dar. Betriebliche Beschäftigungsstrategien liegen im Spannungsfeld zwischen einerseits Schaffung von stabilen und langfristig angelegten Belegschaften zur Sicherung von Leistungsfähigkeit und Leistungsbereitschaft, Sicherung von Innovationsfähigkeit durch qualifizierte Beschäftigung und geringen Kosten der Personalfluktuation, andererseits dem Bestreben, Beschäftigung flexibel an Konjunkturschwankungen und durch neue Beschäftigte auch die Belegschaft an interne Innovationen anzupassen. Für Beschäftigte („Insider“) bedeutet eine stabile und sichere Beschäftigung insbesondere soziale und ökonomische Sicherheit, während für Arbeitslose (Outsider) die Problematik der Integration in eine Beschäftigung in den Vordergrund rückt. In der Arbeitsmarktforschung wird darauf verwiesen, dass die fehlende Flexibilität von Beschäftigung zur ‚Hysterese‘ führt und Angebot und Nachfrage nach Arbeitskräften nicht schnell genug aufeinander abzustimmen seien. Für die soziale Sicherung bedeutet Arbeitslosigkeit, aber auch instabile Beschäftigung ein Absicherungsproblem von Langzeitarbeitslosigkeit und Nichterwerbstätigkeit.

Ursachen von möglichen Veränderungen in der Beschäftigungsstabilität liegen auf institutioneller Ebene (rechtliche Veränderungen der Befristungsmöglichkeiten, Förderung von Leiharbeit usw.), auf ökonomischer Ebene (kurzfristige Gewinnrenditen, Benchmarking) sowie auf dem Gebiet einer veränderten Angebot-Nachfrage-Relation auf dem Arbeitsmarkt, die zu einer zunehmenden Konkurrenz um Arbeitsplätze führt. Der Untersuchung von zunehmender bzw. abnehmender Beschäftigungsstabilität wird in den letzten Jahren vermehrt Aufmerksamkeit geschenkt. Die unterschiedlichen Messarten von Beschäftigungsstabilität führen jedoch zu unterschiedlichen Ergebnissen, sodass zum Teil gegensätzliche Schlussfolgerungen aus den verschiedenen Analysen gezogen werden. Die Ergebnisse von *Olaf Struck* und *Christoph Köhler*, die im Rahmen des Sonderforschungsbereichs 538 in Jena und Halle erarbeitet wurden, verweisen darauf, dass die Beschäftigungsstabilität sinkt, sich jedoch unterschiedliche Muster in Ost- und Westdeutschland ergeben.

Empirische Analysen verbleiben jedoch immer auf einer deskriptiven Ebene. Auch wenn häufig Ursache-Wirkungs-Beziehungen aus den Daten abgeleitet werden, werden diese kaum hinterfragt. Um zeitnahe Aussagen und Prognosen zur Entwicklung der Beschäftigungsstabilität herzuleiten, bedarf es des Wegs über eine theoretisch begründete Ursachenanalyse. Olaf Struck bezieht sich auf die Vorüberlegungen zu betrieblichen Beschäftigungssystemen und stellt die Ergebnisse ihres Modells zur Erklärung von Beschäftigungsstabilität vor. Betriebliche Beschäftigungssysteme verstehen sie als ‚soziale Räume der Allokation von Arbeitskräften auf Arbeitsplätze innerhalb von Erwerbsorganisationen‘. Hier bestehen Unterschiede im Grad der Schließung interner gegenüber externen Arbeitsmärkten, messbar als Anteil stabiler Beschäftigung und als Austauschgeschwindigkeit von Personal. Abhängig ist der Grad der Schließung von der Bearbeitung zentraler Bezugsprobleme der betrieblichen Beschäftigungspolitik:

- a) Diskontinuität auf Absatzmärkten;
- b) Verfügbarkeit leistungsfähiger Mitarbeiter;
- c) Sicherstellung der Leistungsbereitschaft der Mitarbeiter.

Das Fazit ihrer Untersuchungen lautet, dass sich der Trend zu abnehmender Beschäftigungsstabilität fortsetzen wird, wenn Innovationen und neue Arbeitsformen weiter zunehmen und betriebspezifische Qualifikation und Betriebsräte an Bedeutung verlieren. Auch wenn die Arbeitsmarkttheorien davon ausgehen, dass Leistungsbereitschaft und -motivation insbesondere über geschlossene und gesicherte interne Arbeitsmärkte sichergestellt werden, zeigt sich, dass dies auch in offenen Arbeitsmärkten möglich ist. Betriebe und Unternehmen können bei der Flankierung von entstehenden Übergangsmärkten mitwirken, aber häufig ist dies nicht der Fall. Die Kosten dieser Entwicklung tragen zurzeit einseitig die Familien. Die staatlichen Unterstützungssysteme sind nicht darauf ausgerichtet, die Übergänge in einem flexiblen Arbeitsmarkt zu sichern. Bei entstehenden Übergangsmärkten wird demnach die Frage nach der Rolle von Unternehmen bei der Flankierung und der Sicherung von Übergängen neu gestellt. Auch die Rolle des Staates bei der Organisation von sozialer Sicherung für Beschäftigte muss neu bedacht und reguliert werden. Zudem wird sich die Rolle des Bildungssystems und des beruflichen Kompetenzerwerbs verändern.

Die Referenten prognostizieren eine Zunahme von sozialen Ungleichheiten. Wenn sich diese Trends fortsetzen, folgern sie daraus zwei Szenarien:

- 1) Offene Märkte werden genutzt, staatliche Regulierungen konzentrieren sich auf die Flankierung der entstehenden Übergangsmärkte.

2) Ausweitung der dualen Wirtschaftsstruktur in:

- interne Märkte in marktstarken Unternehmen mit qualifizierten Beschäftigten;
- gleichzeitig hoher Anteil an externen Märkten, die durch hohe Flexibilität geprägt sind und wo die hohen Risiken von Beschäftigten und Arbeitgebern getragen werden müssen.

*Diskussion*

*Harald Wolf* bekräftigt, dass das Thema Instabilität ein hochrelevanter Berichtsgegenstand ist, weil man dadurch an der Unsicherheit der Arbeits- und Lebensperspektiven der Leute dran ist. Ursachen von abnehmender Beschäftigungsstabilität liegen jedoch nicht nur bei Betrieben, sondern sind auch in Konjunkturreffekten, Schließungen und Neugründungen von Betrieben begründet. Auch *Burkart Lutz* plädiert dafür, dass eine Arbeitsmarktperspektive in der Berichterstattung stärker eingenommen wird.

Diskussionen ergeben sich auch über die abnehmende Bedeutung des betriebsspezifischen Wissens und betriebsspezifischer Qualifikationen für die Beschäftigungsstabilität, wie sie in dem Referat angesprochen wurden. *Joseph Reindl* äußert seine Beunruhigung über diesen Befund. Er stellt die These auf, dass die Informatisierung und neue Kommunikationstechnologien das Erfahrungswissen und betriebsspezifische Wissen entwerten. *Burkart Lutz* verweist in diesem Zusammenhang auf die veränderte Rolle des Bildungs- und Ausbildungssystems sowie die veränderten Bedingungen von Qualifizierung und Kompetenzerwerb (*siehe auch das Referat zu Bildung und Qualifikation von Volker Baethge-Kinsky*).

*Christoph Köhler* stellt noch einmal zusammenfassend fest, dass ihre Befunde nicht für eine generell zunehmende Prekarität und Instabilität sprechen, sondern dass sich bestimmte Zonen externer Arbeitsmärkte entwickeln und die ‚Kampfzone‘ ausgeweitet wird. Um die Bedeutung von Instabilität sowie deren Ursachen weiter zu erforschen, sind weitere qualitative Untersuchungen notwendig.

*Holger Alda: Entlohnungspraktiken im Spannungsfeld von Betrieben und Beschäftigten*

*Holger Alda* widmet sich in seinem Referat (vgl. auch Foliensatz in der Materialsammlung) der Rolle von betrieblichen Entlohnungspraktiken bei der individuellen Einkommenserzielung. Seine Grundthese lautet, dass die individuellen Einkommen immer von betrieblichen und persönlichen Merkmalen sowie deren Interaktionseffekten abhängen. Die Aussagen stützen sich auf die Auswertung des Linked-Employer-Employee-Datensatzes des IAB, der es

erlaubt, sowohl betriebliche als auch individuelle Merkmale von Beschäftigten in die Analyse zu integrieren. Bei der Betrachtung der Einkommen – darauf weist Holger Alda hin – muss man die Einkommenseffekte immer in der Relation sehen: Personen in Relation zu anderen Personen und Betriebe in Relation zu anderen Betrieben. Dies erfordert ein differenziertes methodisches Vorgehen.

Die Rolle von betrieblichen Entlohnungspraktiken bei der individuellen Einkommensgenerierung fasst Holger Alda folgendermaßen zusammen:

*Erstens:* Die Lohnstruktur *innerhalb* von Betrieben ist (derzeit noch) entscheidender für die Einkommensverteilung auf dem deutschen Arbeitsmarkt als die *zwischen* Betrieben. Seine Ergebnisse zeigen jedoch auch, dass die Lohnspreizung in den letzten Jahren zugenommen hat und auch Unterschiede zwischen Betrieben verstärkt auftreten. Das heißt, dass der Effekt von betrieblichen Entlohnungspraktiken zugenommen hat, während der Einfluss von Humankapitaleffekten (wie Bildung und Berufserfahrung) auf das Einkommen abnimmt.

*Zweitens* ist der Zusammenhang von Humankapital- und Betriebseffekten auf die Entlohnung enger geworden. Dies spricht für zunehmende Sortierprozesse auf dem Arbeitsmarkt.

Diese Sortiereffekte sind *drittens* in Ostdeutschland stärker ausgeprägt als in Westdeutschland. Dies zeigt sich durch die stärkeren Effekte des Betriebs auf das Arbeitseinkommen von Personen in Ostdeutschland, zudem ist die Arbeitsmarktintegration in Ostdeutschland für das individuelle Einkommen wichtiger.

*Viertens* zeigt sich, dass die Konditionen beim Eintrittsdatum in den Beschäftigungsbetrieb variieren und die sich anschließende Lohnentwicklung mehr von betrieblichen Entwicklungsprozessen geprägt ist als beispielsweise von der Entwicklung auf einer allgemeinen beruflichen Ebene.

Nachdem wir in dem Referat von *Christoph Köhler* und *Olaf Struck* erfahren haben, dass die Beschäftigungsrisiken zunehmen, stellt Holger Alda (*fünftens*) heraus, dass die Einkommens- und Beschäftigungsrisiken auf der Personenebene eng miteinander verknüpft sind.

Als Argument für die Zahlung von Effizienzlöhnen interpretiert Holger Alda *sechstens* den Befund, dass Betriebe, deren Arbeitsplätze sich mehr in Richtung individualisierter und weniger standardisierter Arbeitsinhalte entwickeln, an ihre Beschäftigten aufgrund unbeobachteter Personeneigenschaften höhere Löhne zahlen bzw. höhere Lohnsteigerungen vornehmen. Betriebe, die (in verschiedenen Formen) Reorganisationsmaßnahmen durchgeführt haben, weisen eine höhere durchschnittliche Bruttoentlohnung auf als Betriebe ohne Reorganisationsmaßnahmen.

## *Diskussion*

In der Diskussion werden einige Nachfragen zur methodischen Umsetzung und zur Datenlage sowie zu einigen Ergebnissen gestellt. So wird nach den Effekten von Branche, Wirtschaftszweig oder Tarifbindung gefragt. *Holger Alda* fasst zusammen, dass die unterschiedlichen Betriebsmerkmale insgesamt relativ geringe Aussagekraft für die Einkommen der Beschäftigten haben, sondern dass insbesondere Sortiereffekte wichtig zur Erklärung der Einkommensunterschiede sind. So zeigt sich beispielsweise, dass die Tarifbindung in Abschwungzeiten als Lohnabsicherung nach unten wirkt, während in Aufschwungzeiten die Löhne auch nach oben geöffnet werden, u.a. übertarifliche Löhne gezahlt werden und so die Lohnspreizung zunimmt. Allerdings können in seinem Modell nur durchschnittliche betriebliche Effekte von Tarifbindung kontrolliert werden, sodass man bei den Ergebnissen etwas vorsichtig sein muss. Als These stellt er den Befund in den Raum, dass Betriebe, die Arbeitsplatzsicherheit bieten, schlechter entlohnen. Diese These wird vom Plenum stark diskutiert und zum Teil angezweifelt.

## **5.5 Arbeit und Leben**

Die Qualität von Arbeit und Beschäftigung sowie die Auswirkungen von Erwerbstätigkeit auf Arbeit und Leben sind die Themen der folgenden beiden Referate. Die betriebliche Strukturierung von Zeit als ‚Taktgeber‘ spielt für gesellschaftliche Strukturierung von Zeit eine zentrale Rolle. Wie werden auf betrieblicher Seite Arbeitszeit, Arbeitsinhalt und Arbeitsleistung organisiert und aufeinander bezogen? Wie wirkt sich dies auf die Arbeitszeit von Beschäftigten aus, und wie kann eine Balance zwischen Arbeit und Leben unter den Bedingungen veränderter Arbeitszeitorganisation hergestellt werden?

Anschließend wird die Qualität von Arbeit im Spannungsfeld von positiven Entwicklungsfaktoren, gesundheitsgefährdenden Beanspruchungen und Einkommensbedingungen betrachtet. Was sind aus der Sicht von Beschäftigten Kriterien für gute Arbeit, und in welchem Maße realisiert die heutige Arbeitswelt diese Vorstellungen?

*Nick Kratzer: Arbeit im Umbruch – Zeit im Übergang*

Zeit kann als eine Fundamentalkategorie der Berichterstattung gelten, da sie ein ‚Medium‘ darstellt, Arbeit und Lebensweisen miteinander zu verbinden. In der Betrachtung von Zeitmustern lässt sich das Verhältnis von Erwerbsarbeit und Haushalt analysieren. Ein Wandel

gesellschaftlicher Zeitarrangements kann im Zusammenhang mit Umbrüchen im industriellen Zeitregime betrachtet werden. Gegenwärtig beobachten wir einen tiefgreifenden Wandel von gesellschaftlichen Zeitarrangements, der als Ergebnis von Veränderungen in der Arbeit und der Lebenswelt sowie deren Wechselwirkung verstanden werden kann. In seinem Referat fokussiert *Nick Kratzer* den Betrieb als ‚gesellschaftlichen Taktgeber‘ von Zeitstrukturen und Zeitarrangements und konzentriert sich auf die Rolle der betrieblichen Arbeit und Arbeitszeit. Den Umbruch in der Arbeitszeitorganisation beschreibt er anhand dreier Thesen:

Mit dem Begriff der *Vermarktlichung* fasst er die zunehmende Dominanz von Markt- und Kundenanforderungen. *Individualisierung* beschreibt, dass die individuelle Arbeitszeit zum Bezugspunkt der flexiblen Arbeitszeitorganisation wird, wobei der Beschäftigte zum (Co-) Manager der Arbeitszeitorganisation wird (*Subjektivierung*).

Empirische Ergebnisse zeigen, dass die betriebliche Arbeit(zeit)organisation von vielfältigen Entwicklungen geprägt ist. Die Arbeit wird nicht nur flexibler gestaltet, sondern auch intensiver. Damit verbunden ergibt sich eine zunehmende Diskrepanz von vertraglich vereinbarten und tatsächlichen Arbeitszeiten. Dies zeigt sich in zunehmenden (häufig unbezahlten) Überstunden und zunehmendem Stress und Mehrarbeit nach den Aussagen von Beschäftigten bei qualitativen Befragungen. Gleichzeitig arbeiten Beschäftigte in pluralisierten Arbeitszeitmodellen. Während einerseits eine steigende Anzahl von Beschäftigungsverhältnissen auf Teilzeitniveau mit sinkendem Arbeitszeitvolumen eingegangen wird, arbeitet ein wachsender Beschäftigungsanteil in der tatsächlichen Arbeitszeit über 40 oder gar über 48 Stunden pro Woche (Polarisierung). Der Anteil der Beschäftigten, die in einem ‚normgeprägten‘ Arbeitszeitvolumen zwischen 30 und 40 Stunden pro Woche arbeiten, schrumpft zugunsten von extremeren (niedrigeren und höheren) Arbeitszeiten. Gleichzeitig zeigen Auswertungen von Arbeitszeitwünschen, dass ‚normgeprägte‘ Arbeitszeit weiterhin eine große Bedeutung hat, hohe oder niedrige Arbeitszeiten demnach häufig nicht dem Wunsch der Beschäftigten entsprechen. Der Trend zur tariflichen Arbeitszeitverkürzung stagniert und wird zum Teil umgekehrt. Die jüngsten Tarifaueinandersetzungen zeigen, dass zunehmend über vertragliche Ausweitungen der Arbeitszeit diskutiert wird und die Erhöhungen der Arbeitszeit, wie sie in Form von Überstunden und Mehrarbeit häufig die Realität der Arbeitnehmer prägen, nun auch durch vertragliche Mehrarbeit ohne Lohnausgleich festgeschrieben werden.

Wie sich diese Veränderungen in der betrieblichen Organisation von Arbeitszeit auf das Verhältnis von Arbeit und Leben auswirken und wie sich gesellschaftliche Zeitarrangements entwickeln, fasst *Nick Kratzer* theseartig zusammen. Er sieht eine wachsende Problematik,

Arbeit und Leben miteinander zu vereinbaren. Die Polarisierung der Arbeitszeiten führt zu einem gesellschaftlichen Nebeneinander von unerwünschter Zeitnot und Zeitwohlstand. Zunehmende individuelle Gestaltungsmöglichkeiten von Zeiten müssen jedoch nicht zu einer höheren Gestaltungsfreiheit führen. Komplexere Beziehungen zwischen Regulierungen und individuellem Zeithandeln führen auch zu einer Individualisierung der Vereinbarkeitsproblematik von Arbeit und Leben und zu einer Privatisierung der daraus resultierenden Konflikte. Zugespitzt beschreibt er die Entwicklung als Entstehung eines neuen Produktionsmodells ohne entsprechendes neues Reproduktionsmodell. Ob die Entwicklung zu einem Ungleichgewicht bzw. zu einer Ungleichzeitigkeit zwischen Produktions- und Reproduktionsmodell führt, ist jedoch noch nicht zu entscheiden.

Zeitmuster wurden schon im ersten Bericht betrachtet. Um die Zeitproblematik weiterhin zu verfolgen, sollten nach Nick Kratzers Meinung verstärkt Zeitwohlstand und Zeitsouveränität gemessen werden. Dazu sind auch qualitative Befunde verstärkt in die Berichtsperspektive zu integrieren. Die Berichtbarkeit von veränderten Zeitmustern sollte jedoch im Längsschnitt beobachtet werden und die Lebensverlaufsperspektive von Zeitverwendung gestärkt werden.

### *Diskussion*

*Nicole Mayer-Ahuja* verweist darauf, dass kurz-, mittel- und langfristige Perspektiven auch in der Lebensweise von Bedeutung sind (Familiengründung, Sicherheitserwartung, Wohlstandserwartung, Prekarisierung) und Zeitperspektiven daher einen wichtigen Stellenwert in der Berichterstattung sowohl für die Arbeit als auch für die Lebensweisen erhalten. Um diese Zeitperspektiven jedoch bewerten zu können, ist es notwendig, auch Einstellungen und Werte der Individuen abzufragen.

*Franziska Wiethold* bestätigt die von *Nick Kratzer* formulierte Vermarktlichungsthese und gibt ihren Eindruck wieder, dass in der Arbeitszeitentwicklung der Trend zu Vermarktlichung und Prekarisierung am weitesten fortgeschritten bzw. am besten nachgewiesen ist. In immer mehr Branchen werde die Arbeitsmenge bewusst aus der Entlohnung ausgeklammert und es werde nur nach Budgets bzw. ergebnisorientiert und umsatzorientiert Personal eingestellt. Beispielsweise kann man im Gesundheitsbereich sehen, dass trotz steigender Arbeitsmenge aufgrund sinkender Budgets die Arbeitsbelastungen steigen. Arbeitszeit und Arbeitsmenge und damit auch Unternehmensrisiko und Arbeitnehmersisiko werden immer weniger voneinander getrennt. Dies führt letztlich zu einer stärkeren Pro-Kopf-Belastung, da Beschäftigte eher zunehmende Arbeitsbelastungen hinnehmen als Einschnitte in Einkommen und Sicher-



heit. *Nick Kratzer* fügt hinzu, dass Vermarktlichung am Zeithandeln am deutlichsten wird, weil Beschäftigte relativ einfach auf ihre Zeit zugreifen und dadurch auf die steigenden Anforderungen reagieren können.

Auch bei diesem Referat wird über die Möglichkeiten und Grenzen von vorhandenen Datensätzen diskutiert. Auch wenn es bestehende Langzeitforschungen zum Thema Arbeitszeit am isi und am IAT gibt, scheinen diese Daten zurzeit wegzubrechen (*Klaus Dörre*). Auch *Burkart Lutz* verweist darauf, dass hier nur eigene Datensätze manche Forschungsfragen beantworten könnten.

*Tatjana Fuchs: Anforderungen von Beschäftigten an ‚gute Arbeit‘ im Kontext von Arbeit und Gesundheit*

Da Arbeit einen zentralen Aspekt der Lebensqualität darstellt, beschäftigt sich *Tatjana Fuchs* mit den Bedingungen, unter denen Menschen arbeiten, und mit der Qualität von Arbeit aus deren Perspektive. In ihrem Referat stellt sie ihre Ergebnisse aus einer INQA-Befragung zum Thema „Was ist gute Arbeit – Anforderungen aus Sicht der Beschäftigten“ vor. Die Ermittlung von Aspekten ‚guter Arbeit‘ fußt auf einem Vergleich zwischen aktueller Arbeits- und Lebenssituation mit den Erwartungen und Wünschen von Beschäftigten an ihre Arbeit. (Da in der Materialsammlung auch eine Kurzfassung der Studie zur Verfügung steht, die die wichtigsten Ergebnisse zusammenfasst, werden hier nur die zentralen Punkte des Referats wiedergegeben.)

Die Ergebnisse der Befragung bestätigen die zentrale Stellung von Beschäftigungsstabilität und Einkommenssicherheit für die Beschäftigten, wie sie auch in den Referaten von *Olaf Struck*, *Christoph Köhler* und *Holger Alda* benannt wurde. Gute Arbeit bedeutet aus der Sicht von Beschäftigten, ein festes, verlässliches Einkommen zu erhalten, unbefristet beschäftigt zu sein, die fachlichen und kreativen Fähigkeiten in die Arbeit einbringen und entwickeln zu können, Anerkennung zu bekommen und soziale Beziehungen zu entwickeln. Positiv wird Arbeit bewertet, wenn die Entwicklungs-, Qualifizierungs- und Einflussmöglichkeiten vorhanden sind und wenn das soziale Klima mit den Vorgesetzten und KollegInnen als gut bewertet wird. Das Anforderungsniveau darf nicht als übermäßig belastend empfunden werden. Arbeitsplätze, die all diesen Kriterien entsprechen, sind jedoch rar. Nur 3% der ArbeitnehmerInnen haben einen Arbeitsplatz, der diese Kriterien erfüllt: ein Einkommen von mindestens 2.000 € ein geringes Fehlbelastungs- und ein hohes Ressourcenniveau. 13% der Arbeitsplätze haben gute, ausbaufähige Grundlagen: Sie bieten ebenfalls ein existenzsicherndes Einkom-

men, Einfluss- und Entwicklungsmöglichkeiten und soziale Einbindung (also gute Ressourcen), aber das Spektrum der Fehlbelastungen muss reduziert werden. 84% der Arbeitsplätze sind entweder durch extrem geringe Ressourcen und/oder durch ein bedenklich hohes Fehlbeanspruchungsniveau gekennzeichnet – und/oder sie bieten den Beschäftigten kein existenzsicherndes Einkommen.

Die Ergebnisse des INQA-Projekts können laut Tatjana Fuchs als Ansatzpunkt für die Messung von Arbeitsqualität gelten. Arbeitsqualität und die Sicht von Beschäftigten auf die Arbeitsbedingungen sollten ihrer Meinung nach wichtige Themen für die Berichterstattung werden. Regelmäßige repräsentative und betriebliche Befragungen, die den DGB-Index ‚Gute Arbeit‘ abfragen, sowie die normativen Wertungen, wie sie auch im SOEP enthalten sind, können als Datenbasis für die Berichterstattung herangezogen werden.

*Die Diskussion zu diesem Referat fällt aufgrund der vorgerückten Zeit leider aus.*

## **5.6 Betrieb und Wandel der Arbeitsbeziehungen**

Im ersten Block des zweiten Veranstaltungstags befassen wir uns mit dem Wandel der Arbeitsbeziehungen. Wie entwickelt sich die Tarifbindung von Betrieben in Deutschland und wie verbreitet ist die institutionalisierte betriebliche Interessenvertretung in Form von Betriebsräten noch? Lässt sich eine Erosion des Systems der betrieblichen Interessenvertretung nachweisen? Wie verändert sich die Konfliktstruktur in Deutschland und wie können Beschäftigte heute noch ihre Ansprüche geltend machen und durchsetzen?

*Peter Ellguth: Entwicklung der Tarifbindung und der betrieblichen Interessenvertretungen*

*Peter Ellguth* hat sich mit der Entwicklung der quantitativen Basis des dualen Systems der Interessenvertretung beschäftigt und stellt in seinem Referat Ergebnisse zur Entwicklung der Verbreitung des Betriebsrates sowie der Tarifbindung dar. Seine Ergebnisse (siehe ausführliche Ergebnisdarstellung in der Materialsammlung) beziehen sich auf Auswertungen der Daten der Bundesanstalt/Bundesagentur für Arbeit und insbesondere auf das Betriebspanel. Von einer Erosion auf allen Ebenen kann nach seinen Ergebnissen nicht gesprochen werden: Der Betriebsrat bleibt weiterhin eine stabile Institution, Veränderungen sind jedoch im Zuge des Umbaus der Betriebslandschaft zu beobachten. Die Tarifbindung nimmt jedoch weiterhin ab. Hierbei ergeben sich deutliche Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland, insbesondere in Ostdeutschland fehlt häufig eine Anbindung an Flächentarifverträge. Als problematisch

wertet Ellguth das Zusammenspiel von betrieblicher Mitbestimmung und Tarifbindung, es ergeben sich zunehmende betriebliche Vertretungslücken und weiße Flecken.

Die Auswirkungen von Betriebsräten oder betrieblichen Mitarbeitervertretungen ist weiteres Thema von Peter Ellguth. Bisher wurden solche Analysen vor allem unter ökonomischer Perspektive vorgenommen und gefragt, ob Betriebsräte wirtschaftlich effizient sind. Peter Ellguth richtet seinen Blick auf die Wirkungen von Mitarbeiterbeteiligungen auf die Beschäftigten und zeigt, dass sich Betriebe mit und ohne Betriebsräte in vielen Feldern unterscheiden. Auch wenn Kausalbeziehungen bzw. Ursache-Wirkungs-Beziehungen nur schwer zu konstatieren sind, zeigen sich diese Unterschiede in Bezug auf die Entlohnung, die Arbeitszeitflexibilisierung, die Personalbewegungen, die Arbeitsverhältnisse, die Weiterbildung, die Arbeitsbedingungen und schließlich auch im Umgang mit Älteren. Als Resümee formuliert er, dass der Betriebsrat auch weiterhin eine zentrale Kategorie für die Analyse des Verhältnisses von Betrieb und Beschäftigten bleibt. Es sind nach wie vor Auswirkungen der Existenz eines Betriebsrats auf den verschiedensten Feldern erkennbar. Die Unterschiede zeigen sich vor allem in personalpolitischen Handlungsfeldern.

Als Datenbasis zur Betrachtung von veränderten Arbeitsbeziehungen auf institutioneller Ebene bietet sich seiner Meinung nach das Betriebspanel an. Die Datenlage wird zudem in Zukunft verbessert, da künftig die zunehmenden betriebspezifischen Formen der Mitarbeiterbeteiligung und auch Anlehnung bzw. Orientierung an Tarifverträgen abgefragt und damit beobachtbar sein werden.

### *Diskussion*

In der Diskussion gibt es zunächst Nachfragen zur Datenlage des Betriebspanels. *Peter Bartelheimer* fragt nach der Erfassung von Kleinstbetrieben, *Franziska Wiethold* nach der Definition des Betriebsbegriffs des IAB, der dem Panel zugrunde liegt. *Peter Ellguth* konkretisiert die Definition des Betriebspanels, sie orientiert sich an der Vergabe der Betriebsnummer. Diese Art der Definition wird jedoch nicht allen – vor allem theoretischen – Ansprüchen – an einen Betriebsbegriff gerecht, wie er im Laufe der Tagung diskutiert wurde. Trotzdem hat er sich als praktikabel erwiesen, um eine solche Massenbefragung zu organisieren. *Burkart Lutz* trägt einen Befund zum Thema Tarifbindung und Tarifnähe für Ostdeutschland bei: Gerade in Ostdeutschland ergibt sich ein wachsender Zwischenbereich, in dem Betriebe zwar nicht formell an einen Tarif gebunden sind, sich jedoch an ihm orientieren. Diese Entwicklung wird

laut seinen Ergebnissen in bestimmten Branchen und Ländern von den Arbeitgeberverbänden gefördert.

Nachfragen gibt es zur Wirkung der Reform des Betriebsverfassungsgesetzes, der Absenkung der Schwellenwerte für die Einführung von Betriebsräten sowie der Verbetrieblung der industriellen Beziehungen. Wie *Peter Ellguth* schon in seinem Referat zeigt, lassen sich auf der quantitativen Ebene zwar Zusammenhänge zeigen, eine Ursachenforschung und Betrachtung von Kausalzusammenhängen bleibt jedoch schwierig.

*Klaus Dörre: Wandel der Arbeitsbeziehungen*

*Klaus Dörre* beschäftigt sich ebenfalls mit dem Wandel der Arbeitsbeziehungen, beginnt sein Referat (vgl. Foliensatz in der Materialsammlung) jedoch mit der These, dass sich hinter der Fassade von Stabilität der Arbeitsbeziehungen ein dramatischer Wandel der Arbeitsbeziehungen verbirgt. Die unterschiedlichen Schlussfolgerungen im Vergleich zu *Peter Ellguths* Referat werden laut *Klaus Dörre* auch durch ein methodisches Problem verursacht, das sich wie ein roter Faden durch die Debatte zieht und auch ein Problem für die Berichterstattung darstellt. Die Betrachtung von quantitativen Veränderungen unter Verwendung statistischer Verfahren neige dazu, den Wandel zu unterschätzen, während man durch qualitative Ergebnisse große Veränderungen finde, die zum Teil zu einer Überschätzung des Wandels verleiteten.

Der Wandel der Arbeitsbeziehungen macht sich nicht an einer quantitativen Erosion der Institutionen fest, es gibt weiterhin Tarifverträge, Betriebsräte, Gewerkschaften und Arbeitgeberverbände. Prägend für den Wandel der Arbeitsbeziehungen ist jedoch der dramatische Wandel des Dispositivs der Regulation der Arbeitsbeziehungen. In unterschiedlichen Politikbereichen verschieben sich bei scheinbarer Stabilität von Institutionen die Inhalte der geschlossenen Kompromisse (von formalen zu informellen Kompromissen), zudem verändert sich die Hierarchie der Regulierungsebenen.

Ausgangspunkt von Dörres Überlegungen ist es, dass die Durchsetzung nachfordristischer Produktionsmodelle die organisierten Arbeitsbeziehungen in der Mehrzahl der kontinentaleuropäischen Staaten unter Druck geraten lässt. In Deutschland bedeutet das nicht das Ende von „Konsenskultur“ schlechthin, sondern das Ende einer „Konsenskultur“, die auf Verteilung von Wachstumsgewinnen und einer hohen Priorisierung sozialer Kohäsionspolitik basierte. An deren Stelle treten – überwiegend auf Betriebs- und Unternehmensebene – stark asymmetrische Wettbewerbspakte. Das Auslaufen dieser Konsenskultur wird durch einige Prozesse in Betrieb und Gesellschaft zusätzlich forciert. Er nennt folgende Punkte:

- akute Repräsentationskrise der Gewerkschaften;
- nachlassender Organisationsanreiz auf der Kapitalseite und die Schwächung der Industrie- und Wirtschaftsverbände;
- nachlassende Bindekraft des Tarifsystems;
- Zunahme mitbestimmungsfreier Zonen insbesondere im Bereich von KMU;
- betriebssyndikalistische Interpretation von Mitbestimmungskulturen in großen Unternehmen;
- strukturelle Schwäche organisierter Lohnarbeitsinteressen auf europäischer, inter- und transnationaler Ebene.

Allerdings fehlt gegenwärtig ein tragfähiges Konzept, das in der Lage wäre, die Transformation organisierter Arbeitsbeziehungen analytisch und theoretisch zu bündeln, da die Aufkündigung der Konsenskultur „von oben“ in Theoremen wie dem der Konfliktpartnerschaft nicht vorgesehen ist.

Die Zukunft organisierter Arbeitsbeziehungen ist seiner Meinung nach immer mit der Zukunft von Arbeiterbewegung verknüpft. Die wahrscheinlichste Perspektive für die Entwicklung organisierter Arbeitsbeziehungen ist die einer zunehmenden Fragmentierung. Forschungsstrategisch bedeutet dies, das Untersuchungsfeld auszuweiten, zu internationalisieren (und zu regionalisieren?) und sukzessive auch Partizipationsformen jenseits organisierter Arbeitsbeziehungen einzubeziehen. Als Forschungsfelder, die auch in die Berichterstattung eingehen können, schlägt er vor:

*Forschungsfeld 1:* Große, international operierende Konzerne

*Forschungsfeld 2:* Die Eliten in den Arbeitsbeziehungen. „Bruch des Elitenkonsenses?“

*Forschungsfeld 3:* Neue Partizipationsformen im Betrieb und „Labour Unrest“

*Forschungsfeld 4:* Verzahnung von klassischer Tarifpolitik und qualitativer Politik, z. B. (Weiter-)bildungs- und Präventionspolitik.

*Forschungsfeld 5:* „Entsteht ein Prekariat?“ Selbstorganisation der Unorganisierbaren.

### *Diskussion*

Die Betrachtung von Arbeitsbeziehungen und der Entwicklung von Mitbestimmung werden vom Plenum als wichtiges Thema der Berichterstattung bestätigt. So bemerkt *Tatjana Fuchs*, dass auch das Widerständige in soeb Platz haben muss. Auch *Martin Kuhlmann* bestätigt die Einschätzung von *Klaus Dörre*, dass wir nicht von einer Erosion der Institutionen der Ar-

beitsbeziehungen ausgehen können, sondern dass sich spannende und neue Entwicklungen auf der Ebene der Praktiken zeigen.

*Burkart Lutz* beobachtet einen kontinuierlichen Prozess der Erosion des betrieblichen Personalmanagements – auch die Managementseite verändert sich, beispielsweise bezüglich Konflikt- und Konsensmanagement. Er regt an, beide Seiten, d.h. einerseits Beschäftigte und betriebliche Mitbestimmung, andererseits die Arbeitgeberseite als Akteure der Arbeitsbeziehungen zu untersuchen.

## 5.7 Arbeit und Lernen zwischen Beruf und Betrieb

Die Strukturierung von ‚Beruflichkeit‘ ist immer auch auf betrieblicher Ebene geschehen. *Volker Baethge-Kinsky* bitten wir über den Stellenwert von Betrieben als Bildungsinstitution für berufliche Bildung und Kompetenzerwerb zu sprechen. Wie wird Bildungs- und Kompetenzerwerb zwischen Betrieb, staatlichen Bildungsinstitutionen und kommerziellen Bildungsträgern organisiert, und welchen Stellenwert haben Bildung und Beruf heute für Beschäftigte und ihre Möglichkeiten der gesellschaftlichen Teilhabe?

*Volker Baethge-Kinsky: Arbeiten und Lernen*

*Volker Baethge-Kinsky* (siehe auch Foliensatz in der Materialsammlung) entwickelt anhand eines historischen Rückblicks die Veränderungen der qualifikations- und berufsbezogenen Rolle des Betriebs. Ein solcher Rückblick bedeutet jedoch immer auch, dass dominante Muster herausgestellt werden und diese Muster nur idealtypisch zu verstehen sind. Aus diesem Rückblick entwickelt er sechs zentrale Thesen zur veränderten Rolle des Betriebs für Qualifikation und Bildung. Im Einklang mit den Thesen zur Reorganisation, die schon betrachtet wurden, verändern sich die Bedingungen von Qualifizierung, Arbeit und sozialer Integration grundlegend und führen zu neuen Diskontinuitäten und Sollbruchstellen in der Erwerbsbiografie. Das Problem der beruflichen Integration und Entwicklung wird zunehmend auf Individuen verlagert.

*These 1:* Organisatorisch induziert verändert sich die berufliche Handlungskonstellation von Fachkräften. Dies bezieht sich auf die Handlungssituation (inhaltlicher Zuschnitt, räumlicher Aktionsradius, zeitliche Struktur der Arbeit), auf die Beschäftigungsbedingungen (Arbeitsplatzsicherheit, Leistungsbedingungen, Qualifikationsbedingungen) und die Anforderungsprofile (Typus der Erfahrung, fachliche Differenzierung, Bedeutung von Wissens- und Reflexionsqualifikationen).

*These 2:* In Reaktion auf diese Veränderungen wird der Zugang zur betrieblichen Erstausbildung zunehmend von Ausleseprozessen mit hoher sozialstruktureller Selektivität bestimmt. Rekrutierungskriterien werden verschärft, bei der Ausbildungsvergabe werden höhere Schulabschlüsse bevorzugt, Bildungsabschlüsse und insbesondere Hauptschulabschlüsse werden entwertet, sodass Schulabgänger mit und ohne Hauptschulabschluss kaum noch Chancen haben, einen direkten Übergang in eine berufliche Erstausbildung zu tätigen.

*These 3:* Als Reaktion auf die Flexibilisierung der Arbeitsorganisation und Arbeitseinsatzkonzepte wird die Erstausbildung mit dem Ziel eines „spezialisierungsfähigen Generalisten“ betrieblich neu gefasst, nämlich über die Neudefinition von Ausbildungsprofilen, Veränderungen von Lernzielen und -inhalten sowie Neugestaltung von Lernarrangements.

Daraus folgert Volker Baethge-Kinsky, dass fachübergreifende Kompetenzen sowie ein breites Überblickswissen in der Ausbildung betont werden, während Spezialisierungen erst am Ende von Ausbildungen erlernt werden oder in berufliche Weiterbildungsmaßnahmen verlagert werden.

Auch die Übergangschancen und -quoten von Ausbildungsabsolventen verändern sich. In Reaktion auf unvorhergesehene Schwankungen des Personalbedarfs sowie aufgrund erhöhter Ansprüche der Einsatzbereiche an das Leistungsvermögen und die Konzessionsbereitschaft der Ausbildungsabsolventen wird der Einstieg in Erwerbstätigkeit zunehmend an die Perspektive externer Arbeitsmärkte gebunden (*These 4*).

Im Zusammenhang mit der zunehmenden Bedeutung von fachübergreifendem Wissen erhält die Weiterbildung einen neuen Stellenwert zum Erlernen von fachspezifischem Wissen (*These 5*).

*These 6:* Das Pendant zur Entspezialisierung der Erstausbildung bildet ein neuer Typus von Weiterbildung, der – unter schwierigen Umfeldbedingungen – als Kombination von formalisierten und informellen Lernangeboten sowie Unterstützungen für selbstorganisiertes Lernen die späteren Spezialisierungsprozesse gewährleistet. Dies können modulare *betriebsinterne Kurse* zur Vermittlung ergänzender fachlicher Kenntnisse sein, *arbeitsnahe Lernarrangements* zur Stärkung (praxisrelevanter) kommunikativer reflexiver Kompetenzen, die betriebliche *Bereitstellung von Lerninfrastruktur* für informelles Lernen sowie die *lernförderliche Gestaltung der Arbeit* (Aufgabenstellung, soziale Einbindung, Partizipation, berufliche Entwicklungsmöglichkeiten) im Sinne von Lernstimulation und Bereitstellung von Lernzeiten in der Arbeit. Damit verändert sich auch die Herstellung und Entwicklung von beruflicher



Identität, die nicht mehr nur innerhalb von Betrieben stattfindet, sondern vermutlich in hohem Maße auf den Weg externer Arbeitsmärkte (Betriebswechsel) und auf individuelles Engagement im Bereich der externen beruflichen Weiterbildung angewiesen ist.

Volker Baethge-Kinsky regt für die sozioökonomische Berichterstattung an, insbesondere Übergänge in und aus Ausbildung und Beruf als wesentliche Indikatoren zu betrachten, die sich auch statistisch abbilden lassen. Wichtig ist es jedoch auch, die Qualität von Bildung und Qualifikation in der Perspektive auf berufliche Sicherheit zu betrachten und Erwerbs- und Lebensverläufe zu analysieren.

### *Diskussion*

Die Rolle und die Entwicklung des Systems der dualen Bildung wird breit diskutiert. *Burkart Lutz* stellt die Frage in den Raum, ob das duale System sich auflösen wird, weil es für die Unternehmen kaum noch Anreize gibt, Geld für Ausbildung auszugeben. *Rainer Land* weist darauf hin, dass in Ostdeutschland ein externer Bildungsmarkt über Maßnahmenträger entsteht und sich damit auch ein neues System der Rekrutierung von Nachwuchskräften entwickelt. *Tatjana Fuchs* verweist auf die Entwicklung von Polarisierungstendenzen in Bezug auf Ausbildungen: Immer mehr Ausbildungsabschlüsse nach einem oder zwei Jahren werden angeboten, auch wenn nicht klar wird, welche Qualität eine solche Ausbildung hat und wie weit sie auf dem Arbeitsmarkt verwertbar ist. Auch kann häufig nicht von lernförderlichen Verhältnissen in Betrieben gesprochen werden, zum Teil werden vorhandene Kompetenzen von Beschäftigten nicht genutzt.

## **5.8 Betrieb zwischen Verortung und Verlagerung**

Im letzten Themenblock widmen wir uns dem Zusammenhang von wirtschaftlicher und sozialer Entwicklung im Kontext von Raumstrukturen. *Rainer Land* fokussiert für uns auf Regionen anhand des Beispiels Ostdeutschland. Lässt sich eine Entkoppelung von regionaler wirtschaftlicher und sozialer Entwicklung feststellen? Anschließend erweitern wir unseren Fokus auf nationale und internationale Raumstrukturen. Die Einbettung von Unternehmen und Betrieben in internationale Wertschöpfungsketten und in internationale Produktionszusammenhänge erscheint uns als eine wesentliche Veränderung, die den Umbruch des Verhältnisses zwischen nationaler ökonomischer und sozialer Entwicklung begründet – und dieser Umbruch stellt eine zentrale These für die Berichterstattung dar. Und schließlich, um den Bogen der

Veranstaltung zu schließen, welche Bedeutung hat die Internationalisierung wiederum für die Reorganisation von Unternehmen?

*Rainer Land: Fragmentierte Entwicklung am Beispiel Ostdeutschlands*

*Rainer Land* beschäftigt sich in seinem Referat mit dem Zusammenhang von sozialer und wirtschaftlicher Entwicklung und stellt seine These der ‚Fragmentierten Entwicklung‘ am Beispiel Ostdeutschlands vor (siehe auch ausführlich den Foliensatz in der Materialsammlung sowie das Diskussionspapier zu Werkstattgespräch 3). Kern der Fragmentierungsthese ist der Gegensatz zwischen positiver Entwicklung einzelner Branchen und vieler einzelner Betriebe einerseits und gesamtwirtschaftlicher Stagnation sowie sinkender Beschäftigung und steigender Arbeitslosigkeit andererseits. Die Fragmentierungsthese beschreibt demnach das Nebeneinander von Aufwärtsentwicklung, Stagnation und Abwärtsbewegungen.

Die Fragmentierungsthese bezieht sich auf zwei Ebenen:

1. Erosion der Erwerbsarbeit: Die Reorganisation erfolgt unter der Voraussetzung eines sozialstaatlich regulierten und gestützten Sektors prekärer Beschäftigung. Dies benennt er als sekundären Integrationsmodus, in dem Integration nicht mehr durch Erwerbsarbeit, sondern durch die Verfahren und Organisationen des Sozialstaates vermittelt wird. Dies zeigt sich bei Erwerbsverläufen von Beschäftigten in Ostdeutschland durch häufige Wechsel zwischen Leistungsbezügen, Maßnahmen und regulärer Beschäftigung. Es erscheint so, als ob betriebliche Reorganisationsmaßnahmen und Steigerung der Flexibilität unter der Voraussetzung sozialstaatlicher ‚Reproduktionsleistungen‘ erfolgen.

2. Reorganisation und Neuaufbau wirtschaftlicher Strukturen (Betriebe, Cluster, Netzwerke) erfolgen laut Rainer Lands These da, wo die Passfähigkeit zwischen Ressourcen und neuen (globalisierungskompatiblen) Produktionsmodellen mit Einbettung in überregionale Produktionskomplexe und Netzwerke gegeben ist. Dies führt zur Entbettung lokaler Ressourcen, sodass sich eine Tendenz zur Entkoppelung der Entwicklung von Betrieben und Regionen bildet, d.h. trotz aufsteigender Betriebe steigen die Regionen ab bzw. sie können von positiven wirtschaftlichen Impulsen der aufsteigenden Betriebe nicht profitieren.

Folgerungen für die Berichterstattung: Es wird auch weiter für die Berichterstattung notwendig sein, die Situation in Ostdeutschland gesondert zu betrachten und die regionalen Verflechtungen von wirtschaftlicher und betrieblicher Entwicklung mit der sozialen Entwicklung zu untersuchen. Für die Berichterstattung ergibt sich daraus die Frage, wie regionale Wirtschaftssituationen in ihrer Wirkung auf Arbeit und Lebensweisen in einer Region untersucht

werden können. Insbesondere die Integration von Beschäftigten durch Erwerbsarbeit sowie sozialstaatliche Verfahren und ihre Interaktion können durch Abbildung von Erwerbsverläufen sowie die Koppelung von Leistungsbezugs- und Beschäftigungszeiten in einer Lebensverlaufsperspektive betrachtet werden.

### *Diskussion*

*Klaus Dörre* weist darauf hin, dass es zunehmend Jugendliche in Ostdeutschland gibt, die sich nicht mehr unbedingt durch Erwerbsarbeit, sondern außerhalb der Erwerbsarbeit durchschlagen wollen. Auch *Christoph Köhler* unterstreicht die Bedeutung der Unterscheidung zwischen Ost- und Westdeutschland. Die Unterscheidung zwischen Insidern und Outsidern in Bezug auf die Erwerbsintegration ist im Osten stärker ausgeprägt, sodass man von einer stärkeren Polarisierung sprechen kann. *Rainer Land* stellt klar, dass die Sozialgesetzgebung (SGB II und SGB III) zur Institutionalisierung des sekundären Integrationsmodus führt und diesen nicht beendet. *Peter Bartelheimer* weist darauf hin, dass der sekundäre Integrationsmodus in soeb 2 verstärkt untersucht werden wird.

### *Boy Lüthje: Produktionsort und Verlagerungsstrategien*

*Boy Lüthje* bezieht sich in seinem Referat (siehe auch Foliensatz in der Materialsammlung) über die Internationalisierung von Produktion vor allem auf das Produktionsmodell des Electronics Contract Manufacturing bzw. der Electronics Manufacturing Services (EMS) als System „netzwerkbasierter Massenproduktion“. Seine Ausführungen sind Ergebnisse von Forschungen, die sich vor allem auf China beziehen. EMS unterscheidet sich von traditionellen fordistischen Produktionsmodellen, aber auch von japanischen toyotistischen Produktionsmodellen. EMS ist in den letzten zehn Jahren in der New Economy zum dominanten Fertigungsmodell in der IT-Industrie herangewachsen. Dahinter verbirgt sich die globale und großmaßstäbliche Auftragsfertigung von Hardware aller Art. Diese Entwicklung wird vorangetrieben durch das massive Outsourcing der führenden Marktführer.

Für die Veränderungen im betrieblichen Prozess in Bezug auf Arbeit entwickelt Boy Lüthje drei Thesen:

1. *These*: Vertikale Desintegration an der „Spitze“ führt zu massiver vertikaler ReIntegration am „unteren Ende“ globaler Produktionsnetze.

2. *These*: Netzwerkbasierte Massenproduktion impliziert eine massive Wiederbelebung tayloristischer Arbeitsformen in den Kernindustrien des “post-fordistischen” Kapitalismus im globalen Maßstab.

3. *These*: Der Neo-Taylorismus bedarf politischer Absicherung durch starke staatliche Regulation. Geschlechtliche und soziale Diskriminierung ist ein zentrales Moment der Produktionspolitik in Systemen netzwerkbasierter Massenproduktion („desorganisierter Despotismus“). Es entwickeln sich massive Probleme und Widersprüche im neotayloristischen Modell, sodass seine zukünftige Entwicklung noch unsicher ist.

In seinem Fazit stellt Boy Lüthje die zugespitzte Frage, ob wir mit einem Comeback des Fordismus zu rechnen haben. Seiner Meinung nach wird dies nicht der Fall sein, denn der Fordismus ist mehr als die betriebliche Organisation von Arbeit; er beschreibt einen gesamtwirtschaftlichen Zusammenhang von wirtschaftlicher und sozialer Entwicklung. Er würde eher der These des „bloody Fordism“ (Lipietz 1987) zustimmen. Es bleibt die Frage, wie die soziale Mobilisierung der Belegschaften erreicht werden kann. Bei der Aufgabe der Durchsetzung von Arbeitsstandards wird dies beispielsweise für internationale Gewerkschaften zum Problem.

### *Diskussion*

*Boy Lüthje* hat in seinem Referat darauf verwiesen, dass insbesondere jüngere Frauen aus der Landbevölkerung als Arbeitsmigrantinnen in die industriellen Zentren der Massenproduktion strömen. Nachfragen ergeben sich zur Bevölkerungsentwicklung und zum Angebot an Arbeitskräften in China. *Burkart Lutz* fragt, ob die demographischen Voraussetzungen in China aufgrund der restriktiven Geburtenpolitik nicht mittelfristig wegbrechen. *Boy Lüthje* verneint dies: Auch wenn die Ein-Kind-Familie gilt, wird die Einhaltung der Geburtenrestriktion nicht kontrolliert und es gibt weiterhin eine ländliche Überbevölkerung. Durch die ‚innere Landnahme‘ der Rationalisierung in der Landwirtschaft wächst die Überbevölkerung, sodass man nicht von einer demographischen Falle ausgehen kann.

*Holger Alda* fragt nach der Zeitperspektive der neu gebauten Werke in China, die sich doch nur lohnten, wenn auch die Produktion langfristig geplant werde. Wie hoch ist die Halbwertszeit der Produktion? *Boy Lüthje* bestätigt, dass die Produktion langfristig an den jeweiligen Standorten geplant ist. Die Entwicklung geht hin zu einem Industrial Upgrading, d.h. die Unternehmen entwickeln eigene technologische Fähigkeiten und investieren in ihre Technik und ihr Wissen. Als Beispiel nennt er die Firma BenQ, die als ehemaliger Zulieferer

in der Mobilfunkbranche nun die Handysparte von Siemens aufgekauft hat und nun auch als eigene Marke auf dem Weltmarkt auftritt.

## 5.8 Abschlussreflexionen

(Anmerkung: Die folgenden Texte sind von den jeweiligen Referenten/Autoren in der ersten Person verfasst.)

*Burkart Lutz*

Zunächst drei allgemeine Bemerkungen:

*Erstens:* Stoßen wir nicht mit der Einbeziehung des Betriebes als Ort, als Ergebnis und als Akteur von Transformationen – der Transformationsbegriff ist für mich ein wenig neutraler als der Umbruchs begriff – in der Sozialberichterstattung an die Grenzen dessen, was man ein Verfahren der Trendfortschreibung nennen kann?

Es ist gestern und heute mehrfach gesagt worden, dass die Grenzen erreicht seien. Ich bin mir nicht sicher, ob wir in der Praxis dessen, was wir unter Sozialberichterstattung fassen, nicht letztendlich doch immer wieder auf die simple Trendfortschreibung zurückfallen. Zum Beispiel bei der Vorstellung, dass es Betriebe gibt, die als Vorreiter einer zu erwartenden Entwicklung gelten könnten. Das ist eine außerordentlich reizvolle und verlockende Annahme, auch ich selber habe in früheren Arbeiten so etwas gemacht. Wir wählen und wir sehen die Vorreiter. Das war früher mal die mitbestimmte Stahlindustrie, da habe ich vor 50 Jahren begonnen, Industriesoziologie zu betreiben. Dann war es irgendwo die Automobilindustrie, insbesondere seit Kern/Schumann, und ist jetzt die IT-Industrie der Vorreiter? Kann man durch eine genaue Analyse in einigen Fallstudien in diesem Typ von Betrieben die Lage der Breitenentwicklung zehn bis zwanzig Jahre im Voraus bereits abschätzen? Falls das zutrifft, wäre eine Trendfortschreibung hoch legitim.

Wenn sich aber hinter dem Stichwort des Umbruchs eben nicht das Einschlagen einer neuen Entwicklungsrichtung und das Herausprozessieren eines neuen Produktions- oder Sozialmodells verbirgt, sondern so etwas wie Beschleunigung ohne Richtung, dann hat dieses dramatische Folgen für ein Unternehmen der Sozialberichterstattung.

*Zweitens:* Sozialberichterstattung ist ja immer ein Unternehmen hochgradiger Komplexitätsreduktion und kann nur funktionieren, wenn diese Komplexitätsreduktion nicht nur durch die Zufälle verfügbarer Datenmassen gesteuert wird, sondern auch durch Reflexion. Hierbei entsteht die Frage, was die relevanten Dimensionen und was die Sachverhalte, Merkmale und

Veränderungen sind, auf die es wirklich ankommt. Meine Frage ist jetzt, ob sich nicht ‚hinter‘ dem, was sich gegenwärtig an Veränderung abzeichnet, unter anderem ein Shift des Sets von Relevanzstrukturen in den vorrangig zu beobachtenden Dimensionen vollzieht. Es wäre ziemlich unangenehm, wenn das hieße, dass unsere Beobachtungsmodelle bzw. Wahrnehmungsraster, die jahrzehntelang gut funktioniert haben, uns zunehmend in die Irre führen, weil zentrale, in Zukunft zunehmend relevant werdende Dimensionen dabei gar nicht einbezogen werden. Als Beispiel kann man hierbei die Demographie für die Entwicklung in China anführen. Ich habe die starke Hypothese, dass in der chinesischen Entwicklung in den nächsten 20 oder 30 Jahren die demographischen Faktoren eine zentrale Rolle spielen werden. Vielleicht werden wir jetzt an einer solchen Stelle eingeholt. Ostdeutschland ist übrigens auch ein gutes Beispiel dafür, wie wichtig das sein kann. Also die Fragen sind: Müssen wir uns nicht auf ein Shifting der Relevanzstruktur einstellen? Und wie gehen wir damit um, ohne uns jeglichen Bezug auf die Vergangenheit und zurückliegende Entwicklungen zu berauben?

*Drittens:* Wenn man sich auf die Betriebsebene begibt, ist es außerdem fraglich, wer der Treiber und wer der Getriebene ist. Das muss auseinander gehalten werden. Wir dürfen nicht als Treiber beschreiben, was in Wirklichkeit Getriebener ist und umgekehrt.

Auf dem Hintergrund dieser drei allgemeinen Bemerkungen möchte ich zwei etwas konkretere Serien von Überlegungen zur Berichtsschreibung, zum Bedarf, zu den Möglichkeiten und zu dem damit verbundenen Datenmanagement vortragen. Dazu muss man unter den Gegenständen, die gestern und heute behandelt worden sind, zwei große Kategorien sauber unterscheiden.

Die eine Kategorie betrifft Sachverhalte oder fasst Sachverhalte zusammen, die sich ausreichend durch Eigenschaften von Personen beschreiben lassen. Da gibt es kein sehr großes Problem der Datenbeschaffung. Wir wissen, wie man so was macht, zum Beispiel durch große Bevölkerungsumfragen, und es gibt eine Reihe von modernen Verfahren – darüber möchte ich aber nicht reden. Ein nennenswerter Teil der Gegenstände, die gestern und heute als berichtsrelevant dargestellt wurden, lässt sich meiner Meinung nach auf durchaus zureichende Weise durch Bevölkerungsumfragen, möglichst wiederholte in relativ dichter sequenzieller Folge, beschreiben. In diesem Zusammenhang entsteht die Frage, welche vorhandenen Daten man nutzen kann und ob gezielte Ergänzungen der vorhandenen Daten möglich sind. Einiges, was Nick Kratzer gebracht hatte, und das Thema Arbeitszeit scheinen mir dazu zu gehören, aber einiges bedarf auch ergänzender Eigenerhebungen. Insgesamt glaube ich aber, dass dieses kein sehr großes Problem ist, da es eine Menge von Andock- und Anschlussmöglichkeiten

an andere Dimensionen der Sozialberichterstattung gibt, die auf anderen Werkstattgesprächen behandelt worden sind.

Viel spannender und schwieriger finde ich den zweiten Block von Sachverhalten, den man nur dann realistisch beschreiben kann, wenn man sich auf eine Ebene begibt, die man ganz vorsichtig mit dem Betriebsbegriff greifen kann. Die Frage, die das Sozialberichterstattungssystem sich und den Förderern stellen und beantworten sollte, ist, ob Betriebe direkt in die Sozialberichterstattung einbezogen werden können und sollen. Wenn man diese Frage bejaht, und es gibt gute Gründe dafür, dann stellen sich meiner Meinung nach mindestens drei Probleme, die ich nennen möchte.

Das erste Problem ist das Problem der Heterogenität, der Notwendigkeit eines typologischen Vorgehens. Wenn es keinen Typ von Pilotbetrieben von der Art der Automobilfertigung im Fordismus mehr gibt, wenn sich die Widersprüche zwischen den Handlungsressourcen, den Handlungsoportunitäten und den Gelegenheitsstrukturen, denen Betriebe gegenüberstehen und auf die sie zu reagieren haben, vertiefen, wenn Betriebe zunehmend zu Optionen gezwungen werden, die sie in dem einen oder anderen Sinne beantworten können – dann ist es nicht mehr möglich und nicht mehr legitim, von einer einheitlichen Entwicklung in der Gesamtheit der Betriebe auszugehen, die sich allenfalls durch mehr oder minder großes Entwicklungstempo differenzieren lassen, also nach unterschiedlichen Zeitpunkten, zu denen sie den idealen Endpunkt der gedachten Entwicklung erreicht haben. Folglich ist die entscheidende Frage, wie wir mit den Differenzen zwischen Betrieben umgehen und wie wir vorgehen müssen, damit Heterogenitäten nicht Hindernisse der Erkenntnis, sondern Chancen der Erkenntnis werden. Das ist, glaube ich, ein sehr wichtiger Unterschied. In vielen Fällen erfahren wir Sachverhalte, Probleme, Schwierigkeiten, Aufgaben und Herausforderungen zunächst als durchaus negativ, weil sie neu und unvertraut sind. Wir kommen mit unseren bisherigen Vorgehensweisen nicht weiter und haben ausgesprochene Schwierigkeiten zu realisieren, dass da auch ganz neue Chancen und Gelegenheitsstrukturen eröffnet werden. Man muss die Heterogenität ernst nehmen und bei dem Versuch, sie einzufangen, eine theoretisch begründete und empirisch anschlussfähige Typologie von Betrieben erstellen. Es gibt gute Gründe für die Annahme, dass durch die begrenzten materiellen und zeitlichen Ressourcen die Verantwortlichen der Sozialberichterstattung nicht darum herumkommen werden, eine Auswahl von Typen von Betrieben vorzunehmen, auf die sie sich vorrangig konzentrieren wollen. Dieser Auswahlprozess sollte im Interesse aller Beteiligten und im Interesse der Sache und des Ergebnisses möglichst früh und möglichst gut begründet werden. Außerdem sollte vermieden



werden, dass man mehr oder minder ungesteuert durch externe Zufälligkeiten in eine Typologie und eine Auswahl von Typen hineinstolpert, die sich hinterher als die eigentlich gar nicht wichtigen herausstellen.

Zusammenfassend kann man sagen, dass Heterogenität durch Typologie bewältigbar wird und zur Auswahl zwingt.

Zweitens: Wenn man sich auf die Betriebsebene herunter begibt, ist insbesondere in einer Situation knapper Ressourcen eine Option für strategisch relevante Dimensionen unvermeidlich. Wir können nicht davon träumen, den Betrieb insgesamt in seiner gesamten Komplexität in ein Berichterstattungssystem einzubeziehen, welches dann auch noch möglichst aktuell sein soll, mit Daten, die erst kurz zuvor erhoben worden sind. Aus diesem Grund wird es unvermeidlich, die Dimensionen (eine eng begrenzte Anzahl) auszuwählen, bei denen man sagt, dass man mit ihrer Hilfe eine hohe Chance hat, die wirklich spannenden neuartigen und hervorzuhebenden Veränderungen in einer eingrenzbaren Gruppe von Betrieben zu beschreiben. Diese Auswahl von Dimensionen kann zum Beispiel das Gegensatzpaar von Ortsgebundenheit und Globalisierung oder das Eigentumsverhältnis oder die Kombination von Branche und Betriebsgröße oder der traditionelle Gegensatz von Dienstleistung und Produktion sein etc. Aber auch hier meine ich, dass für die Verantwortlichen der Sozialberichterstattung ein hohes Interesse daran besteht, diese Optionen, die Entscheidung für die Auswahl oder Nicht-Auswahl bestimmter Dimensionen für das jetzt neu aufzubauende Beobachtungssystem, explizit zu begründen und zu diskutieren.

Drittens: Wenn man in diesem, wie ich meine, unvermeidlich reduzierten Sinne für bestimmte Typen von Betrieben und bestimmte Dimensionen betrieblicher Realität eine zeitnahe und detaillierte Sozialberichterstattung anstrebt, stellt sich die Datenverfügbarkeit als zentrales Problem heraus. Ich werfe jetzt noch einige Fragen auf, die Sie sicher diskutieren müssen. Der Datensatz, der am nächsten an dem steht, was Sozialberichterstattung auf Betriebsebene meinen könnte, ist das Betriebspanel des IAB. [...] Ich glaube aber nicht, dass die IAB-Daten ausreichen. Damit taucht die Frage nach gezielter Ergänzung der IAB-Daten auf. Zunächst einmal besteht jedoch die Frage, ob es möglich ist, die Generierung zusätzlicher Daten so anzusetzen, dass sie den Informationsbestand des IAB-Betriebspanels gezielt ergänzen, verlängern und anreichern, aber nicht etwas Neues daneben aufbauen. Zu fragen ist dann immer noch, ob es nicht auch notwendig und möglich ist, zumindest im Bereich der ausgewählten Typen der Betriebe mit einer Art von schnellen Fallstudien auf der Betriebsebene Material zu generieren. Ich glaube, man sollte so etwas von Anfang an – wenn es geht, in der Planung

des Projektes – als Möglichkeit mit einbeziehen, sich aber gleichzeitig die Chance offen lassen, im Prozess der Sozialberichterstattung dann wirklich die Fragestellungen gezielt zu definieren, bei denen dieses doch alles in allem sowohl zeit- als auch geldaufwändige Verfahren einer Erhebung eine größere Zahl von Fallstudien mit einbezieht, die man miteinander in Beziehung setzen kann. [...]

*Peter Bartelheimer*

*Betrieb als „Suchbegriff“ für einen Organisationstyp*

Wir, d.h. der Forschungsverbund, haben im Grunde in dieser Veranstaltung den Begriff Betrieb als Suchbegriff verwendet. Das ist natürlich ein bisschen problematisch, da der Begriff eine alltagssprachliche Evidenz hat. Als meine Freunde und ich in den 70er Jahren über Betriebsarbeit diskutierten, hatten wir nicht so viele Zweifel, was wir damit meinten und was nicht. Es gibt auch eine alltagssprachliche Evidenz des Begriffs, aber wir haben ihn eigentlich als Suchkategorie verwendet. Als Suchkategorie für was?

Wir gehen davon aus, dass Erwerbspersonen nicht einfach als Individuen einen relativ unstrukturierten Arbeitsmarkt betreten, sondern dass die Nachfrage nach Erwerbsarbeit und auch der Einsatz von Arbeitskraft in Einheiten reguliert werden, die kleiner sind als die gesamte Gesellschaft. Das ist die defensivste Form dessen, auf was dieser Suchbegriff abstellt. Das Problem, das wir zu diskutieren haben, ist eben die Frage, wie wir die Organisationsstruktur, in der das geschieht, fassen können. Die Prüffrage, die man sich stellen kann, lautet, ob es jemanden gibt, der in diesem Sinne nicht in einem Betrieb arbeitet. Wir suchen eigentlich eine Ebene der Berichterstattung bzw. eine Ebene der Analyse, auf der bestimmte Regulierungsleistungen erbracht werden, und zwar generell für Erwerbsarbeit. Insofern ist der Begriff, den wir dort suchen, die Organisationseinheit, auf die das alles abstellt, nicht unbedingt der Betrieb im Sinne eines Industriebetriebs oder auch nur eines Gewerbebetriebs.

Hier haben wir jetzt das Problem, dass wir mit ganz verschiedenen Einheiten operieren: Das Arbeitssystem, das *Martin Kuhlmann* als das Maßgebliche bezeichnet hat; der Betriebsteil oder die Betriebsstätte; der Betrieb selbst; das Unternehmen oder – „bring the firms back in“ – die Firma; die Wertschöpfungskette, also die wirtschaftlichen Verflechtungsbeziehungen. Das sind alles ganz unterschiedliche Einheiten, hinter denen unterschiedliche Fragestellungen stehen. Es gibt hier kein Richtig oder Falsch. Es ist, glaube ich, deutlich, dass die Frage, welchen Organisationstyp wir betrachten und für welchen wir Daten suchen müssen, abhängig ist vom Gegenstand der Regulation und der Regulationsleistung, die uns interessiert.

Interessiert uns der Technikeinsatz, interessiert uns die Kooperation in der Arbeit, interessieren uns die Arbeitspolitiken und Arbeitsbedingungen, interessiert uns das Beschäftigungsverhältnis oder die Arbeitsbeziehungen („industrial relations“), interessiert uns das Entgelt, die Zeit, das Produktions- oder Geschäftsmodell, also die Frage, wie Wertschöpfung organisiert wird? Das sind unterschiedliche Fragestellungen, die unterschiedliche Einheiten bedingen.

Es ist, glaube ich, auch klar geworden, dass das im Wesentlichen Fragen sind, vielleicht von der Wertschöpfung mal abgesehen, die nicht nur für den gewerblichen Bereich und schon gar nicht nur für den industriellen Bereich gelten. Was wir eigentlich brauchen und was wir bislang versäumt haben, ist, so etwas wie eine Kartographie dieser verschiedenen Einheiten zu erstellen. Diese Einheiten sind nämlich nicht beliebig nach der Fragestellung definierbar, sondern wir müssen uns auch damit beschäftigen, was wir für statistische Definitionen und Legaldefinitionen dieser Gegenstände vorfinden. Das hat in der Diskussion zwischendurch auch immer wieder eine Rolle gespielt. Da gibt es eben die Praktiker oder Halter bestimmter Daten, das IAB-Betriebspanel wurde bereits genannt, die sagen, dass der Betrieb durch die Betriebsnummer definiert wird. Hierbei muss man sich anschauen, wie die Betriebsnummer vergeben wird und was das für eine Definition ist. Weiterhin muss der Frage nachgegangen werden, wie es sich mit dem Betriebsbegriff im Betriebsverfassungsgesetz verhält, wenn wir zum Beispiel über die Arbeitsbeziehungen diskutieren. Es sind eine Reihe solcher Fragen genannt worden. Wir hätten jetzt auch darüber diskutieren müssen, was der Unternehmensbegriff in der Wirtschaftsstatistik bezeichnet, und die Einheiten beleuchten müssen, die maßgeblich sind, wenn wir uns Wertschöpfungsketten oder Wirtschaftsverflechtungen zwischen dem Betrieb und der Region – auch möglicherweise im Globalisierungsprozess – anschauen wollen.

Wir müssen uns mit den verschiedenen Ebenen und Einheiten beschäftigen, die es in der Diskussion überhaupt gibt, und wir müssen genauer schauen, was die bereits bestehenden Statistiken verwenden. Und darin stimme ich mit *Burkart Lutz* überein, dass wir keine neuen Statistiken fordern dürfen, solange wir die alten noch nicht ausgewertet haben. Wir müssen uns anschauen, was es für Definitionen in den Datensätzen und Statistiken gibt, mit denen wir arbeiten können, wie weit wir damit kommen und welche juristischen Definitionen wichtig sind. Hochtrabend könnte man das Taxonomie nennen oder Formenlehre dieser Einheiten, für die wir diesen Suchbegriff die ganze Zeit verwendet haben.

*Für welche Themen ist „Betrieb“ bedingende Variable?*

Die zweite zu stellende Frage ist, wofür wir das eigentlich brauchen. Auch dort hat *Burkart Lutz* bereits gesagt, dass es Themen gibt, für die wir das gar nicht brauchen. Es gibt sogar die Möglichkeit, Themen, für die man es eigentlich braucht, zu verhandeln, ohne wirklich etwas über den Betrieb zu sagen. Auch dafür gibt es in unserem ersten Bericht Beispiele. Wir haben zum Beispiel in unserem ersten Bericht nur wenige Kapitel oder nur wenige Themen, etwa beim Technikeinsatz, bei der Informatisierung und bei der Arbeitsorganisation, wo tatsächlich der Betrieb im Mittelpunkt der Diskussion steht. Oft finden wir den Begriff nur als einen Ort der Hypothesenbildung oder der Diskussion von möglichen Motiven oder Ursachen, aber eben nicht als wirklich empirisch beobachtbare Einheit. Zum Beispiel diskutieren wir im Bericht die ganze Frage von Zeitstrukturen immer unter der Prämisse, dass der Betrieb dafür der wichtige Taktgeber ist, jedoch ohne tatsächliche Zeitstrukturen auf der betrieblichen Ebene, in der betrieblichen Analyseeinheit abzubilden. Es gibt also sozusagen diese zwei Modelle: einerseits den Betrieb einfach mitzuführen als Ort der Hypothesenbildung, wo die ökonomischen oder rationalen Motive für bestimmte Sachverhalte herkommen, die aber durchaus zunächst mal auf der Ebene der anders aggregierten Personendaten oder zum Beispiel auch auf der Haushaltsebene betrachtet werden können. Andererseits kann der Betrieb auch Ort eigener Empirie sein, wo es dann wirklich zum Schwur kommt und wir uns für einen dieser verschiedenen Organisationstypen, über die ich gesprochen habe, entscheiden müssen, und wo wir dann für den auch Daten brauchen – wo wir diese Aggregationsebene wirklich empirisch operationalisieren und umsetzen müssen. Und da müssen wir in der Tat unterscheiden: An welchen Punkten brauchen wir den Rückgriff auf den Betrieb, weil wir sagen, dass er die bedingende Variable für das ist, was wir Produktions- und Sozialmodell im Umbruch nennen?

Wir haben heute viele Referate gehört, in denen der Betrieb im Mittelpunkt stand und nur gelegentlich ein Ausblick auf die Individualebene und auf Individualdaten von Beschäftigten erfolgt ist. Oder umgekehrt: In anderen Referaten oder Forschungsvorhaben und -arbeiten standen Individualdaten im Mittelpunkt, und Informationen über den Betrieb waren entweder spärlich oder fehlten ganz. Sie haben aber auch ein paar Forschungsansätze präsentiert bekommen, und die sind für unsere Fragestellung besonders interessant, die diesem Idealtyp entsprechen: bei denen wir sowohl Individualdaten als auch Betriebsdaten haben, die möglichst in einem Datensatz zusammengeführt werden, sodass dann wirklich sichtbar werden kann, was Betriebseffekte und was andere Effekte sind. Das ist das Idealmodell, und wenn

wir es in einigen Punkten schaffen, im nächsten Bericht dieses Idealmodell zu erreichen, dann sind wir schon einen wesentlichen Schritt weiter.

Viel mehr würde ich gar nicht für den nächsten Bericht erwarten. Da könnte aus meiner Sicht ein Kapitel im Bericht sein, wo wir tatsächlich so etwas wie eine Kartografie oder eine Formenlehre der Entwicklung dieser mittleren Regulierungsebene von Arbeit machen, die unterschiedlichen Organisationstypen sowie die Problematik der Datenzugänge relativ ausführlich darstellen und eine Art von Typologie versuchen, die wir definitiv brauchen. Wir können dann in einzelnen anderen Punkten der Berichterstattung den Betrieb als bedingende Variable oder als zusätzlich notwendige Fragestellung in Untersuchungen ausgewählter Sachverhalte des Umbruchs des Produktions- und Sozialmodells mit einbeziehen. Ich glaube, dass sehr viel Strom darin steckt, was die Entwicklung der Arbeitsbeziehungen angeht, auch unterhalb der Ebene institutionell messbarer Veränderungen; also im Wechselverhältnis zwischen sich verändernden Mustern der Erwerbsbeteiligung, unsicherer Erwerbsbeteiligung und sekundärem Integrationsmodus einerseits und bestimmten Typen von Betrieben oder bestimmten Problemen des Personaleinsatzes auf der Betriebsebene andererseits. Das sind alles Erosionsprozesse von Normalitätsbedingungen, bei denen wir mehr als bei anderen die Betriebsebene als bedingende Größe brauchen.

Ein zweiter Fragenkomplex hat mit dieser These der Verbetrieblichung zu tun. Für die These der Verbetrieblichung gibt es viele plausible Anhaltspunkte, es ist aber auch in einigen Referaten deutlich geworden, dass die Verbetrieblichung immer nur eine relative ist und auch eine Gegenseite hat. Zum Beispiel ist im Referat von Volker Baethge-Kinsky gezeigt worden, dass Verbetrieblichungsprozesse voraussetzen – oder dass, eher, der Formenwandel des betrieblichen Kompetenzerwerbs voraussetzt, dass andere gesellschaftliche Formen des Kompetenzerwerbs entstehen, auf die die Betriebe zurückgreifen können. Ein weiterer Punkt ist die Diskussion darüber, auch wieder im Zusammenhang mit dem sekundären Integrationsmodus, dass bestimmte Entwicklungen von Kern- und Randbelegschaften eigentlich bestimmte sozialstaatliche Voraussetzungen haben, wenn man aus diesem unsicheren Segment heraus Probleme der Personalrekrutierung zu lösen versucht. Formen der Verbetrieblichung verweisen auf sozialstaatliche oder überhaupt staatliche oder andere Regulationsebenen, und wenn man das darstellen will, braucht man den Betrieb als Ebene.

Und die dritte Fragestellung: Wenn wir Aussagen über wirtschaftliche Veränderungen auf der Ebene der Finanzierung, der Eigentumsverhältnisse, Wertschöpfungsketten oder wirt-

schaftlichen Verflechtungen behandeln wollen, dann brauchen wir vielleicht nicht den Betrieb, aber das Unternehmen als eine vermittelnde Größe.

*Wie wird „Betrieb“ berichtsfähig?*

Abschließend zu der Frage, wie wir zu dem Suchbegriff Betrieb berichtsfähig werden. Was wir auf dieser Veranstaltung gemacht haben, ist eine Art Bestandsaufnahme der Industrie- oder Betriebssoziologie unter den Fragestellungen unserer Berichterstattung. Was für Probleme sind dabei aufgetreten und deutlich geworden?

Dieses Feld der Forschung wird sehr stark durch kleine Einzelstudien geprägt. Viele haben ihre Referate mit der Bemerkung eingeleitet, sie seien keine Experten für Berichterstattung. Um einen berühmten Buchanfang zu paraphrasieren, könnte man sagen, dass der Reichtum der Industriesoziologie auf den ersten Blick als eine ungeheure Sammlung von Betriebsfallstudien erscheint. Dies ist für die Berichterstattung ein riesengroßes Problem. Es gibt keine Systematisierung der qualitativen Empirie, und die Betriebsfallstudien sind schwer vergleichbar.

Ein weiteres Problem ist, dass wir nicht nur wenige oder nicht ausreichende statistische Daten haben, sondern die statistischen Daten verschiedene Analyseeinheiten verwenden und oft nicht die Konzepte messen, mit denen sich die Zunft der Industrie- oder Betriebssoziologie herumschlägt. Also zum Beispiel nicht die Arbeitssysteme. Oder wenn wir anhand von Daten des Betriebspanels Betriebe unterscheiden, die bestimmte Reorganisationsmaßnahmen ergriffen haben beziehungsweise nicht ergriffen haben, dann ist das ziemlich weit weg von dem, was Industriesoziologen meinen, wenn sie über solche Reorganisationsprozesse reden. Weiterhin haben wir, obwohl das hier jetzt nicht so eine große Rolle gespielt hat, keine statistischen Daten über das Verhältnis des Betriebs zur Lebensweise, zum Beispiel zur familiären Situation von Beschäftigten, oder über das Verhältnis von Zeitstrukturen im Betrieb und Zeitstrukturen in der Familie. Diese Probleme haben wir; was ist jetzt an Lösungsvorschlägen gekommen?

Der erste Lösungsvorschlag liegt auf der Hand und den unterstreiche ich nachdrücklich. Wir brauchen Typologien dieser Organisationseinheiten, und dort könnte man schon etwas machen. *Burkart Lutz* hat bereits dargestellt, dass es eine Voraussetzung dafür ist, um strategisch eine Auswahl zu treffen, was man möglicherweise vertiefend betrachten möchte. Den zweiten Lösungsvorschlag, der gekommen ist, halte ich für ein wenig problematischer. Ich würde ihn so zusammenfassen, dass wir die Probleme der Industriesoziologie lösen sollen. Also zum Beispiel wurde uns angetragen, wir sollten doch mal die Zunft vereinheitlichen in

Bezug darauf, wie man Betriebsfallstudien anlegt und bestimmte Konzepte operationalisiert und so weiter. Das scheint mir ziemlich heikel. Ich arbeite an einem Institut, wo Kollegen und Kolleginnen von „der Sektion“ sprechen, so wie man ein höheres Wesen anruft, dessen Namen man nicht nennen darf oder nicht nennen muss. Und ich bin nicht in „der Sektion“. Aus diesem Grund sehe ich nicht, wie wir diese Probleme der Sektion lösen können, wo es sehr lange Traditionen von Freundschaften und Feindschaften sowie von Diskussionen gibt. Was hier über die Widerständigkeit von Arbeitsprozessen gesagt worden ist, gilt sicher auch für den Arbeitsprozess der Industriosozologie, und diese Probleme werden wir nicht lösen. Das heißt: Wir sind in einem Berichterstattungsprojekt darauf angewiesen zu schauen, was wir mit dem Forschungsstand machen können, der aus der Industrie- und Betriebssoziologie herauskommt.

Das bringt mich auf den nächsten Lösungsvorschlag: Eigenforschung und eigene Datenerhebung. Ich will das nicht ausschließen, aber wir müssen uns darüber klar sein und uns darüber auch mit dem Zuwendungsgeber und dem wissenschaftlichen Beirat unterhalten: Wenn wir das täten, dann würden wir über das hinausgehen, was wir als Arbeitsauftrag dieser Berichterstattung definiert haben. Der Arbeitsauftrag war: Wir arbeiten sekundäranalytisch, und dort, wo das nicht mehr geht, weisen wir die Datenlücken aus. Das Referat Wissenschaft und Gesellschaft im BMBF, das uns fördert, ist auch zuständig für den Rat der Wirtschafts- und Sozialdaten, und da wird sehr stark in der Perspektive gedacht, wie sich denn die gesamte Wirtschafts- und Sozialdateninfrastruktur der Gesellschaft weiterentwickelt. Wir sind also privilegierte Nutzer dieser bestehenden Infrastruktur und haben den Auftrag, auf Defizite zunächst einmal hinzuweisen, die aber nicht unmittelbar auch selber zu bearbeiten. Einmal abgesehen davon, dass wir dann einen anderen Mitteleinsatz bräuchten als den, über den wir bisher nachgedacht haben, bergen solche Lösungen auch immer das Risiko von Insellösungen. Ich bin im letzten Jahr auf keiner maßgeblichen Veranstaltung gewesen, wo nicht irgendwann der Wunsch nach einem eigenen Panel geäußert wurde. „Empire building“ macht Spaß, aber es ist auf jeden Fall klar, dass wir dann über unseren Arbeitsauftrag hinausgehen, und das muss sicherlich noch mal bedacht werden.

Vierter Lösungsvorschlag: Macht doch dann wenigstens so was wie den Trendreport, also eine vergleichende Betrachtung von Fallstudien. Das wären dann aber Fallstudien, wenn meine eben entwickelte Prämisse stimmt, die wir auch wieder nur sekundäranalytisch auswerten könnten und wo sich das Problem der mangelnden Vergleichbarkeit der vorliegenden Fallstudien stellt. Ich glaube nicht, dass wir so etwas wie eine eigene Empirie machen werden. *Bur-*



*kart Lutz* hat sich mit dem Begriff der schnellen Fallstudie beholfen. Das klingt natürlich ein wenig nach „quick and dirty“ und ich weiß nicht, ob das wirklich das Problem löst. Das müsste man prüfen. Es hat auch den Vorschlag gegeben, Längsschnittfallstudien zu machen, und ein Berichtssystem wie unseres kann natürlich eine gewisse Nachfragemacht nach solchen Längsschnittfallstudien entwickeln, insofern vielleicht doch eine gewisse vereinheitlichende Wirkung auf die Fallstudienproduktion generieren, wenigstens in einigen beteiligten Instituten.

Der Projekttyp der Wahl und die fünfte Lösung ist das Matching von Personen- und Betriebsdaten. Für ein paar Fragestellungen geht das auf jeden Fall, aber es werden auch viele Wünsche offen bleiben. Das Ergebnis wird nicht eine Großforschungsanlage Sozioökonomische Berichterstattung sein. Ich will nicht ganz ausschließen, dass wir eigene Empirie machen können, aber der Schwerpunkt wird weiter darauf liegen, dass wir qualifizierte begründete Vorschläge für die Weiterentwicklung der Dateninfrastruktur machen. [...]

## 6. Werkstattgespräch 5: Arbeit und Lebensweisen im Spiegel der Haushaltsökonomie

(Autorin: Tatjana Fuchs – INIFES)

### 6.1 Lebensweisen im Umbruch – Haushalts(nahe) Arbeit

"... und wer passt auf die Kinder der Dienstmädchen auf?" So lautet der Untertitel des fünften Werkstattgesprächs, das die Veränderungen der Lebensweise und die Kategorie des Haushalts in den Mittelpunkt stellt. Es geht u.a. um die Ausdifferenzierung der wirtschaftlichen und sozialen Lage der Haushalte, um die Folgen materieller Unterversorgung für die Chancen von Kindern und Erwachsenen und um die Konsequenzen des demografischen Wandels. Eine zentrale Frage wird im Untertitel bereits angedeutet: Welche Formen kann eine Auslagerung von Haushalts-, Pflege- und Sorgearbeit aus dem privaten Bereich in den Erwerbsbereich annehmen, und welche Chancen und Probleme sind damit verbunden?

Für den Forschungsverbund führt *Tatjana Fuchs* in die Werkstattreihe zur sozioökonomischen Berichterstattung und in das Thema des fünften Werkstattgesprächs ein (siehe auch Foliensatz Tatjana Fuchs: Lebensweisen im Umbruch).

*Tatjana Fuchs: Lebensweisen im Umbruch – Herausforderungen für die Konzeption von Haushalts(nahe) Arbeit im Rahmen der sozioökonomischen Berichterstattung*

Im Mittelpunkt der sozioökonomischen Berichterstattung steht – wie in vielen anderen Berichtsansätzen auch – die Frage, wie Menschen arbeiten und leben. Das Verhältnis von ökonomischer und sozialer Entwicklung ist heute jedoch spannungsreicher als in den 70er Jahren. Zwischen den drei „Wohlfahrtsproduzenten“ Markt, Staat und private Haushalte nehmen Störungen zu. Es wird daher immer schwieriger, Berichterstattung auf die Messung von „Outputs“ zu beschränken, d.h. auf die Ergebnisse wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Prozesse für die individuelle Wohlfahrt. Berichterstattung muss heute mehr denn je, nach den sozialen Voraussetzungen fragen und den Einfluss von Institutionen berücksichtigen, die Ökonomie und Gesellschaft regulieren.

Dem sozioökonomischen Berichtsansatz liegt die Vorstellung zugrunde, dass wirtschaftliche Leistung gesellschaftlich eingebettet ist und wirtschaftliche und soziale Entwicklungen in Wechselwirkung stehen. Unterstützen sie einander, schlägt sich dieser dynamische Verstär-

kungszusammenhang nicht nur in ökonomischen, sondern auch in sozialen Erträgen nieder. Möglich ist jedoch auch eine Entkoppelung ökonomischer und sozialer Erträge, sei es in einer Übergangssituation oder in einem neuen Gesellschaftsmodell.

### Übersicht 3: Berichterstattung zur sozioökonomischen Entwicklung



Der sozioökonomische Berichtsansatz will Wechselwirkungen zwischen sozialer und ökonomischer Entwicklung in der Bundesrepublik Deutschland empirisch untersuchen und in möglichst vielen Dimensionen anhand geeigneter Indikatoren beschreiben. Dabei bildet die Annahme eines Umbruchs des (west-)deutschen Produktions- und Sozialmodells eine Heuristik auf der Suche nach Veränderung: Wir gehen davon aus, dass der für die Nachkriegsjahrzehnte charakteristische Zusammenhang von ökonomischer Effizienz und sozialen Erträgen zunehmend entkoppelt wird, und die Suche nach einer neuen Balance zwischen ökonomischem und sozialem Leistungssystem auf der Tagesordnung steht.

Im vorgestellten Berichtskonzept wird der Lebensweise ein zentraler Stellenwert eingeräumt, wobei bislang ein relativ weiter Begriff von Lebensweise zugrunde gelegt wurde. Die Grundannahme lautet, dass gesellschaftliche Lebensweisen nicht nur passives Produkt der Ökonomie sind, sondern dass zwischen den beiden Polen Ökonomie und Lebensweise ein wechselseitiger Ursache-Wirkungs-Zusammenhang besteht. D.h. gesellschaftliche Individuen entwickeln eigensinnige Bedürfnisse und Lebensziele. Für deren Realisierung kommt es darauf an, wie weit die Ökonomie – über den Markt oder Staat - geeignete Ressourcen bereitstellt, oder ob sie diese Bedürfnisse ignoriert und die Mittel der Realisierung verweigert. Umgekehrt können von Veränderungen der Lebensweise Impulse ausgehen, die Anpassungen seitens des ökonomischen Systems provozieren.

Bei der Beobachtung von Elementen der Lebensweise betritt man somit keine ökonomiefreie Zone und auch keinen Bereich ungehemmter Subjektivität. Letztlich werden Handlungsspielräume beobachtet, in denen eine bestimmte Lebensweise entstehen kann bzw. hervorgebracht wird. Diese Handlungsspielräume werden durch die materielle Lebenslage begrenzt, die Lebensweisen sind also sozial strukturiert: Wie sich die Realisierungschancen für eine gewünschte Lebensweise entwickeln, welche Vielfalt an Lebensweisen daraus entsteht, und wie sie sich diese Realisierungschancen verteilen, kann einen wesentlichen Maßstab zur Bewertung gesellschaftlicher Entwicklung abgeben.

Bereits im vorliegenden ersten Bericht werden an vielen Stellen empirische Veränderungen der Lebensweise im Kontext von Ökonomie und institutioneller Regulierung beleuchtet. Anhand einiger Beispiele wird der inhaltliche Rahmen des fünften Werkstattgesprächs aufgespannt:

Eindrucksvolle Belege von veränderten Lebenszielen und dem Bedürfnis nach erweiterten Handlungsspielräumen sind z.B. die veränderten Erwerbswünsche von Frauen – vor allem von verheirateten – Frauen. Dieser Anspruch auf einen eigenen Lebensentwurf, in dem die Teilhabe am Erwerbsleben integraler Bestandteil ist, wird auf unterschiedlichen Ebenen deutlich:

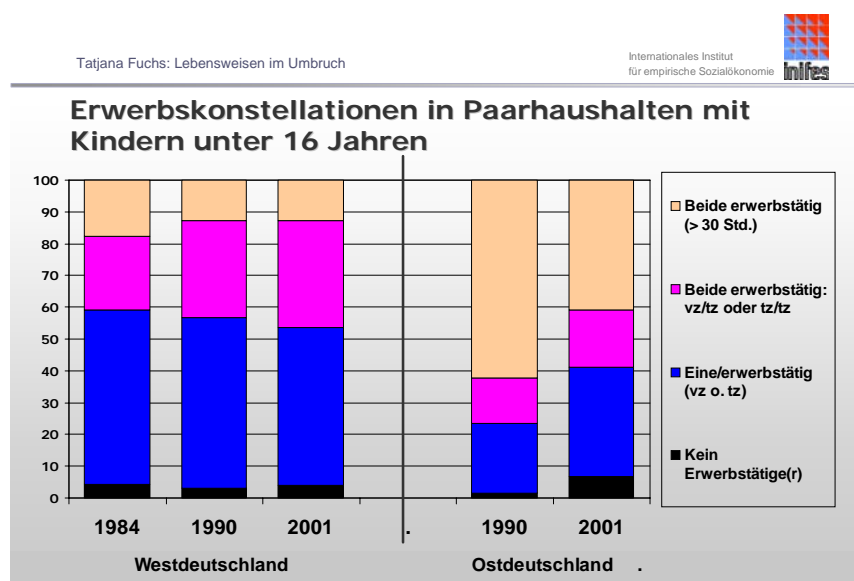
Beispielsweise verschieben sich mit der wachsenden Verbreitung von höheren schulischen Qualifikationen unter jungen Frauen auch das Heiratsalter und die Familienbildung im biographischen Verlauf nach hinten und gleichzeitig nimmt die Verbreitung von jungen Alleinstehenden oder von unverheirateten und kinderlosen Paarhaushalten zu. Diese wachsende Vielfalt von Lebensformen ist zum Teil eine logische Konsequenz aus verlängerten Ausbildungszeiten und zum anderen Teil eine bewusst getroffene Entscheidung.

Mit der Höhe der Qualifikation steigen die Erwerbsquoten von Frauen; dabei bleibt aber ganz offensichtlich ein anderer Teil der Lebensplanung auf der Strecke: während nur 6 Prozent der heute befragten Studentinnen zukünftig keine Kinder haben wollen, bleiben im Moment weit über 40 Prozent der Akademikerinnen in Westdeutschland dauerhaft kinderlos. Und in der Tat lässt sich zeigen, dass ein Kind für Akademikerinnen gravierende Nachteile bei der beruflichen Entwicklung mit sich bringt. Dagegen ist es für die Arbeitsmarktintegration von hochqualifizierten Männern vergleichsweise unerheblich, ob sie Kinder haben oder nicht. Es besteht also offensichtlich ein struktureller Widerspruch zwischen der von Frauen gewünschten Umsetzung ihrer Bildungsanstrengungen in entsprechende Teilhabe am Arbeitsmarkt und ihrem Wunsch nach Familienbildung – und dieser strukturelle Widerspruch

lässt sich keineswegs auf Akademikerinnen beschränken. Für einen großen Teil der Frauen gilt es nach wie vor, dass sie sich zwischen beruflicher Entwicklung oder auch nur zwischen substantieller Erwerbstätigkeit und Familiengründung entscheiden müssen – auch wenn die Popularität der Ein-Verdiener-Familie definitiv rückläufig ist.

Auf der Haushaltsebene zeigt sich dies in einer langsam abnehmenden Verbreitung des Ein-Verdiener-Arrangements unter den westdeutschen Familien mit Kindern unter 16 Jahren. Aber noch immer knapp die Hälfte der Eltern leben und wirtschaften nach diesem Modell, in dem sich in der Regel die Frau auf die Kinderbetreuungs- und Hausarbeit konzentriert und der Mann auf das Erwerbsleben.

#### Übersicht 4: Erwerbskonstellationen in Paarhaushalten mit Kindern unter 16 Jahren



Ebenfalls rückläufig ist aber auch die Verbreitung von Erwerbskonstellationen, in denen beide Eltern mindestens vollzeitnah, d.h. dass beide mindestens 30 Wochenstunden erwerbstätig sind. Mit anderen Worten, Mitte der 80er Jahre praktizierten anteils- und zahlenmäßig mehr westdeutsche Eltern ein Erwerbsarrangement, das bei beiden zu einer substantiellen Teilhabe am Erwerbsleben führte, als nach der Jahrtausendwende.

Beide Entwicklungen – die abnehmende Verbreitung des Ein-Verdienermodells und die abnehmende Verbreitung von substantieller Teilhabe beider Eltern korrespondiert mit der wachsenden Verbreitung von Vollzeit/Teilzeit-Arrangements. Wobei es sich bei knapp einem Drittel dieser speziellen Arrangements um eine Kombination aus männlicher Vollzeitbeschäftigung und weiblicher geringfügiger Beschäftigung handelt.

Die Situation von Familienhaushalten in Ostdeutschland stellt sich völlig anders dar: Noch immer die meist verbreitete Form von Elternschaft sind hier vollzeitbeschäftigte Mütter und Väter, wobei dieses Arrangement stark rückläufig ist. Alle anderen Erwerbskonstellationen, in denen mindestens ein Partner entweder teilzeit- oder gar nicht erwerbstätig ist, halten demgegenüber Einzug in die Realität ostdeutscher Familienhaushalte – und dies, wie wir wissen, gegen den Willen von vielen Müttern. Insgesamt arbeitet jede zweite in Teilzeit beschäftigte Frau *unfreiwillig* verkürzt. Mit anderen Worten, der *Umfang der Erwerbsintegration* steht oft in einem deutlichen Kontrast zu den Wünschen von teilzeitbeschäftigten Frauen nach einer Vollzeit- bzw. zumindest einer vollzeitnahen Beschäftigung.

Betrachtet man die spezifischen organisatorischen Settings, die es Eltern ermöglichen und die Eltern aktiv gestalten, um Kinder, Küche und Erwerbsarbeit unter einen Hut zu bringen – und berücksichtigt erneut die Erwerbskonstellationen, so zeigt sich, dass eine partnerschaftliche Erwerbsbeteiligung meist an die Möglichkeiten einer institutionellen Kinderbetreuung gekoppelt ist – oft in Form einer Ganztagsbetreuung.


Übersicht 5: Inanspruchnahme von Betreuungsstrukturen nach Erwerbskonstellationen

Tatjana Fuchs: Lebensweisen im Umbruch

Internationales Institut  
für empirische Sozialökonomie 

### Inanspruchnahme von Betreuungsstrukturen nach Erwerbskonstellationen (Paare mit min. 1 Kind unter 6 J.)

Paare mit mind. einem Kind unter 6 Jahren	Institutionelle Betreuung	darunter: Halbtagsbetreuung	darunter: Ganztagsbetreuung	Informelle Betreuung	Institutionelle & Informelle Betreuung	Putz- oder Haushaltshilfe
Beide erwerbstätig (> 30 std.)	83,4%	(32%)	42,9%	49,4%	38,7%	*
Beide erwerbstätig (vz/tz oder tz/tz)	74,3%	45,0%	26,8%	53,6%	37,8%	(6,2%)
Beide erwerbstätig (vz/geringf. TZ)	67,0%	50,1%	*	50,8%	32,4%	*
Ein/e erwerbstätig (vz oder tz)	47,2%	30,7%	5,9%	32,7%	17,9%	7,2%
Alle Paare mit Kindern unter 6 Jahren	56,2%	35,0%	12,7%	39,0%	23,6%	6,5%

 soeb.de Berichterstattung zur sozioökonomischen Entwicklung Deutschlands

Aus zahlreichen Untersuchungen wissen wir, dass diese Betreuungsmöglichkeiten, wie Krippen oder Kindergärten, einen partnerschaftlichen Lebensentwurf, der Kinder und Erwerbstätigkeit für beide Elternteile verbindet, in der Regel überhaupt erst möglich machen. Jedoch reichen institutionelle Betreuungsmöglichkeiten dafür allein nicht aus: Informelle Betreuungsstrukturen spielen für erwerbstätige Eltern in Deutschland eine ganz zentrale Rolle – teilweise nutzen erwerbstätige Eltern sogar ausschließlich informelle Betreuungsstrukturen

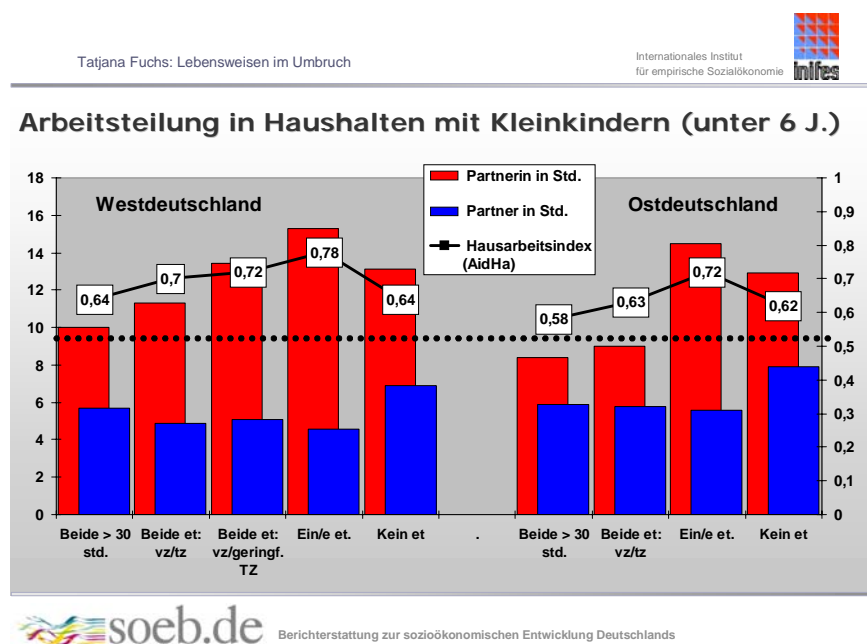
(d.h. Verwandte, meistens die „Oma vor Ort“); und zum anderen kombinieren rund ein Drittel aller erwerbstätigen Eltern institutionelle und informelle Betreuung.

Im ersten Bericht wurde darauf verwiesen, dass die Relevanz von institutioneller Betreuung mit zunehmendem Erwerbsumfang beider Elternteile steigt bzw. doppelte substantielle Erwerbstätigkeit überhaupt erst ermöglicht. Im Gegensatz dazu spielen Entlastungen bei der Hausarbeit, wie etwa durch die Beschäftigung einer Putz- oder Haushaltshilfe kaum eine Rolle für die Möglichkeiten einer doppelten Berufstätigkeit von Eltern. Die Verbreitung dieser Beschäftigung in privaten Haushalten ist – wie wir im Bericht zeigen konnten – mehr an die Einkommensposition oder das Vorhandensein einer pflegebedürftigen Person geknüpft als an Vereinbarkeitsanforderungen von Eltern.

Bisher haben wir uns mit einem Teil der Rahmenbedingungen befasst, die es Müttern und Vätern in Familienhaushalten ermöglichen, einen gemeinsamen Lebensentwurf zu entwickeln, der sowohl der Familie als auch der beruflichen Entwicklung Raum lässt. Dies würde sowohl den subjektiven Anforderungen von vielen Frauen als auch deren qualifikatorischen Voraussetzungen Rechnung tragen. Dabei hat sich gezeigt, dass neben den Betreuungsinstitutionen nach wie vor informelle Arbeit (meistens in Form von Betreuungsleistungen durch die Großmutter) notwendige Voraussetzungen für die Teilhabe am Arbeitsmarkt sind.

Was wissen wir über die Konsequenzen, die mit der unterschiedlichen Realisierung von Erwerbsarrangements einher gehen?

#### Übersicht 6: Arbeitsteilung in Haushalten mit Kleinkindern (unter 6 J.)



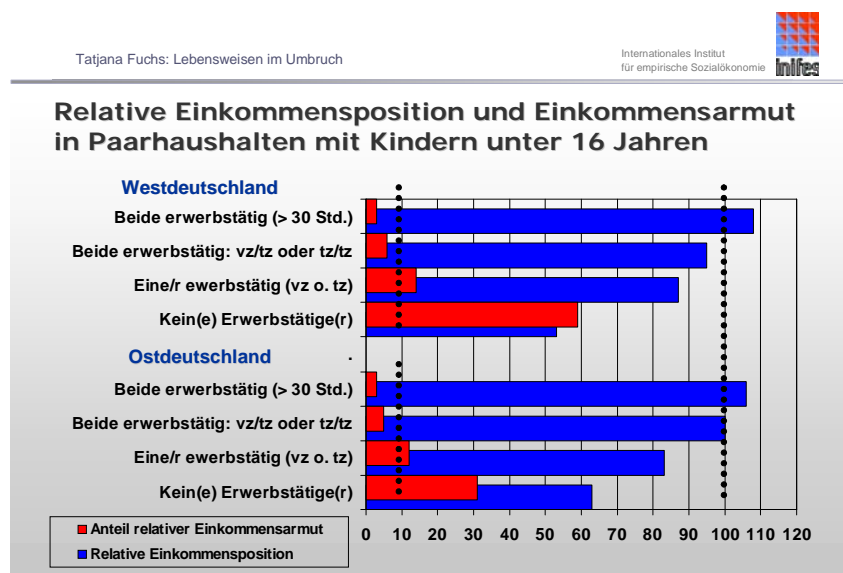
Betrachtet man die Erwerbskonstellationen im Hinblick auf die geschlechtsspezifische Ar-



beitsteilung im Haushalt, wird deutlich, dass eine stärkere Orientierung an partnerschaftlicher Erwerbsbeteiligung auch mit einer deutlich partnerschaftlicheren Arbeitsteilung im Haushalt einher geht. Wenn wir die täglichen Zeitanteile betrachten, die Väter und Mütter im Wochendurchschnitt für Betreuung von Kindern und Pflegebedürftigen, für Besorgungen, Hausarbeit und handwerkliche Eigenleistungen verausgaben, also für ein breites Spektrum informeller Arbeit, so zeigt sich zwar noch immer eine deutlich ungleiche Verteilung dieser Arbeiten zwischen den Geschlechtern, die in Westdeutschland erheblich stärker ausgeprägt ist wie in Ostdeutschland. Aber es zeigt sich eben auch, dass die Verteilung der geleisteten Versorgungsarbeit bei einer partnerschaftlichen Teilhabe am Erwerbsleben am egalitärsten ist. Letztlich verweist dies auf komplexe Aushandlungsprozesse hinter den Erwerbsentscheidungen die auf Haushaltsebene getroffen werden, die ihre Spuren auf vielen Ebenen der Lebensweise hinterlassen und die Praxis des alltäglichen Handelns verändern.

Die unterschiedlichen Realisierungen von Erwerbsarrangements zeitigen jedoch selbstverständlich auch materielle Konsequenzen, die für die ökonomische Entwicklung bedeutungsvoll sind. Im Bericht konnte gezeigt werden, dass Familienhaushalte nur dann durchschnittliche Netto-Einkommenspositionen erreichen, wenn beide Elternteile mindestens vollzeitnah oder in einer Kombination von Vollzeit und substanzieller Teilzeit erwerbstätig sind.

#### Übersicht 7: Relative Einkommensposition und Einkommensarmut

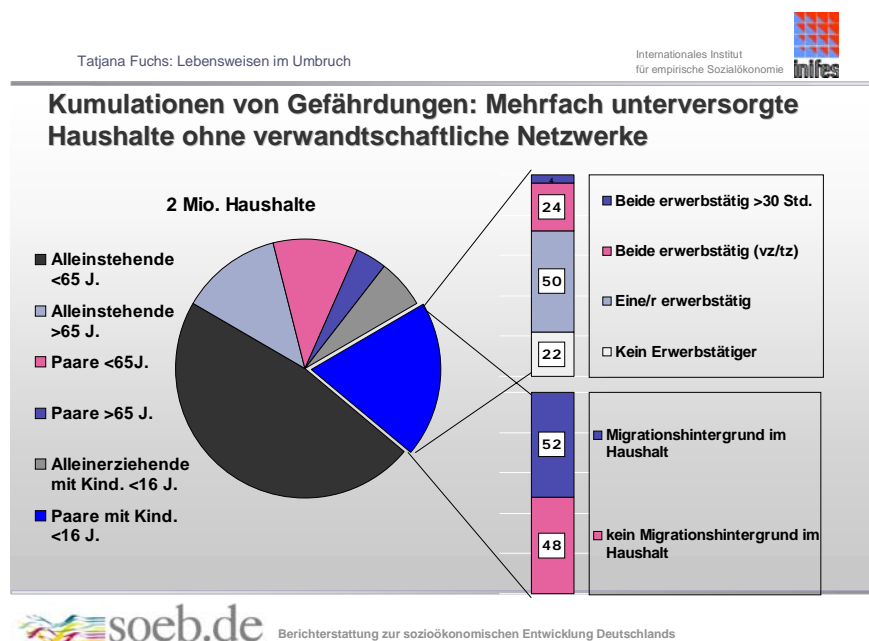


Leben und arbeiten Familienhaushalte nach dem Ein-Verdiener-Modell ist ihr relatives Einkommen mit hoher Wahrscheinlichkeit unterdurchschnittlich und das Risiko von Einkommensarmut ist mit 14 Prozent im Westen und 12 Prozent im Osten gegenüber dem Voll-

zeitteilzeitarrangement rund drei mal so hoch. Fällt das eine Arbeitseinkommen z.B. auf Grund von Arbeitslosigkeit ebenfalls weg, liegt das durchschnittliche Nettoeinkommen dieser Familien mit Kindern unter 16 Jahren zu knapp zwei Dritteln im Westen und zu knapp einem Drittel im Osten unterhalb der Armutsgrenze.

Relative Einkommensarmut ist ein Indikator für Gefährdung durch materielle Unterversorgung. Auch dieses, d.h. Unterversorgungen in zentralen Lebensbereichen, war bisher Thema der Berichterstattung. Dazu wurden in den Bereichen Konsum und Wohnen Häufungen von Unterversorgungen ermittelt, die vom drohenden Wohnungsverlust, über die nicht vorhandenen Möglichkeiten, zumindest kleine finanzielle Rücklagen zu bilden, bis hin zu den nicht vorhandenen finanziellen Möglichkeiten reichen, ab und zu Freunde zum Essen einzuladen.

### Übersicht 8: Kumulationen von Gefährdungen



Darüber hinaus haben wir jene Haushalte identifiziert, die nicht nur in den beiden Bereichen Wohnen und Konsum jeweils Unterversorgungen aufweisen, sondern darüber hinaus keine Möglichkeiten haben, auf verwandtschaftliche Netzwerke am Ort oder in der Gegend zurückzugreifen, die Unterstützung im Alltagshandeln leisten könnten. Das sind rund 2 Millionen Haushalte, zum größten Teil alleinlebende Personen, für die sich der Mangel an familiären Nahbeziehungen nochmals problematischer ausdrücken kann. Die mit rund 350.000 Haushalten zahlenmäßig zweitgrößte Gruppe sind die Familienhaushalte mit Kindern unter 16 Jahren, die nun etwas genauer beschrieben werden soll: wodurch sind diese Familien charakterisiert, die sowohl materielle Unterversorgungen aufweisen und zugleich auf keine ver-

wandtschaftlichen Nahbeziehungen im Bedarfsfall zurückgreifen können? Es sind zum größten Teil Haushalte, in denen lediglich eine Person erwerbstätig ist, gefolgt von Haushalten die in der modernisierten Variante von Haupt- und Zuverdienst erwerbstätig sind und in einem Fünftel dieser Haushalte, sind derzeit beide Eltern ohne bezahlte Arbeit. Zum zweiten weist mindestens jeder zweite dieser Haushalte einen Migrationshintergrund auf.

In den Kategorien von misslingender und gelingender Teilhabe gesprochen, lässt sich Teilhabe an den Chancen oder den Handlungsspielräumen messen, eine individuell gewünschte und gesellschaftlich übliche Lebensweise zu realisieren. Diese Chancen sind ungleich verteilt. Bereits die hohe Quote unfreiwilliger Teilzeitbeschäftigung, und die unfreiwillige Verweisung auf „nur Familienarbeit bzw. nur informelle Arbeit“ jenseits der Teilhabe am Erwerbssystem bzw. „nur Erwerbsarbeit“ unter Verzicht auf Familienbildung deuten dies an.

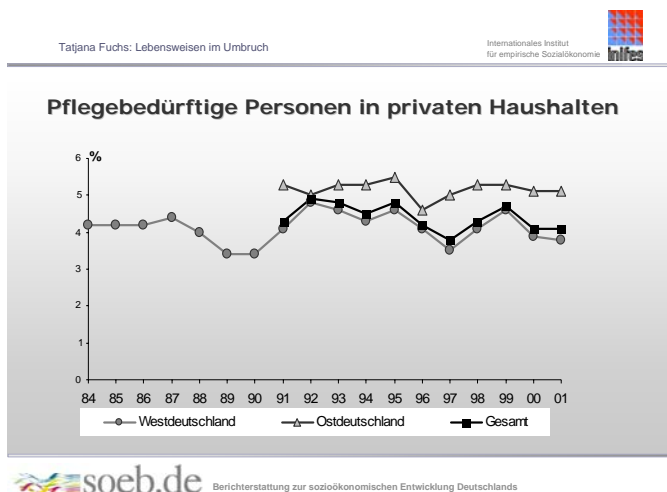
Gefährdet („prekär“) wird Teilhabe dann, wenn sich die äußeren wie die verinnerlichten sozialen Anforderungen an die eigene Lebensweise und die tatsächlichen Möglichkeiten zu ihrer Realisierung auseinanderentwickeln. Hinweise auf solchermaßen gefährdete Lebenslagen geben die Einkommensbedingungen bzw. die Unterversorgungsquoten. Darüber hinaus hat sich an vielen Stellen gezeigt, dass eine ausschließliche Betrachtung der individuellen Erwerbsintegration keinesfalls ausreicht, um etwa die Gefährdungen der klassischen Ein-Verdiener-Familie zu beschreiben.

Bislang standen die Familienhaushalte und Elemente ihrer Lebensweise im Vordergrund. Dass gerade diese Haushalte dringend auf ein stabileres Angebot von Betreuungs- und Unterstützungsstrukturen angewiesen sind, ist mittlerweile auch in der breiten öffentlichen und politischen Diskussion angekommen. Doch Familienhaushalte sind keineswegs die einzigen, die auch als wichtiger Nachfrager von sozialen Dienstleistungen (also als Kunde oder auch als Arbeitgeber) auftreten. Mindestens ebenso relevant sind in dieser Hinsicht die Seniorenhaushalte. Damit kommen wir zu der gravierenden Veränderung der Haushaltszusammensetzung: Seit Anfang der 70er Jahre hat sich der Anteil der Einpersonenhaushalte kontinuierlich von einem Viertel auf gut ein Drittel erhöht – eine Entwicklung, die bis Anfang der 80er Jahre auf einer etwa gleichgewichtigen Zunahme der Haushalte von ledigen und nichtledigen (d.h. in der Regel älteren) Personen basiert und danach fast ausschließlich auf die fortschreitende Verbreitung von ledigen Einpersonenhaushalten („Singles“) zurückzuführen ist.

Die Art und Weise, wie private Haushalte ihre Bedarfe decken, wird stark durch die Haushaltsstrukturen und Erwerbskonstellationen beeinflusst: So können logischerweise Ein-Personen-Haushalte zur Bedarfsdeckung nicht auf Unterstützungssysteme innerhalb des

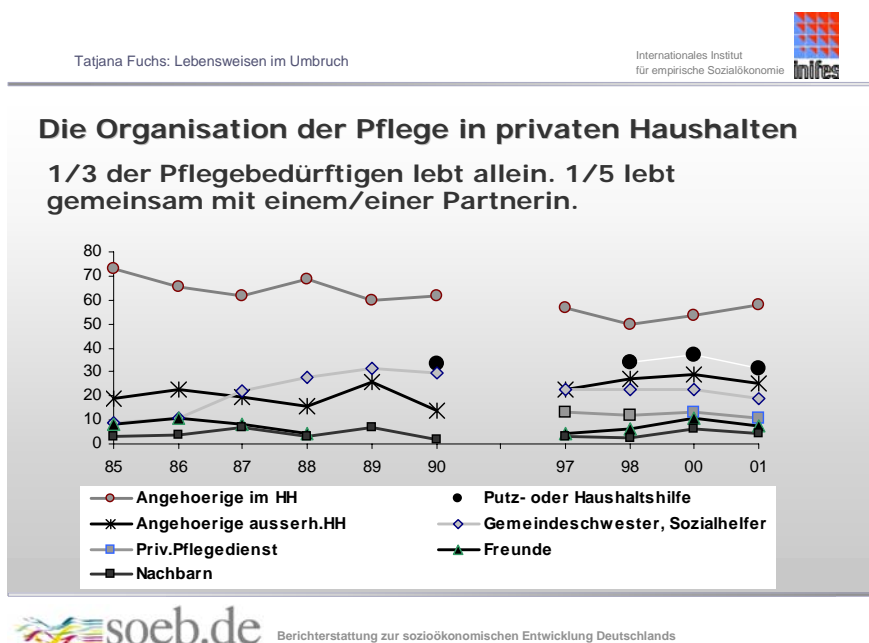
Haushalts zurückgreifen, sondern sind ausschließlich auf Austauschbeziehungen außerhalb des Haushalts angewiesen.

Übersicht 9: Pflegebedürftige Personen in privaten Haushalten



Dies wird zukünftig besonders im Hinblick auf die Entwicklung des Pflege- und Unterstützungsbedarfes relevant werden. Noch ist der Anteil der HH mit mindestens einer hilfe- bzw. pflegebedürftigen Person relativ konstant bei 4-5%. Aber die demographische Entwicklung weist darauf hin, dass dieser Anteil ansteigen wird – auch wenn Alter nicht mit Pflegebedürftigkeit gleichzusetzen ist.

Übersicht 10: Die Organisation der Pflege in privaten Haushalten



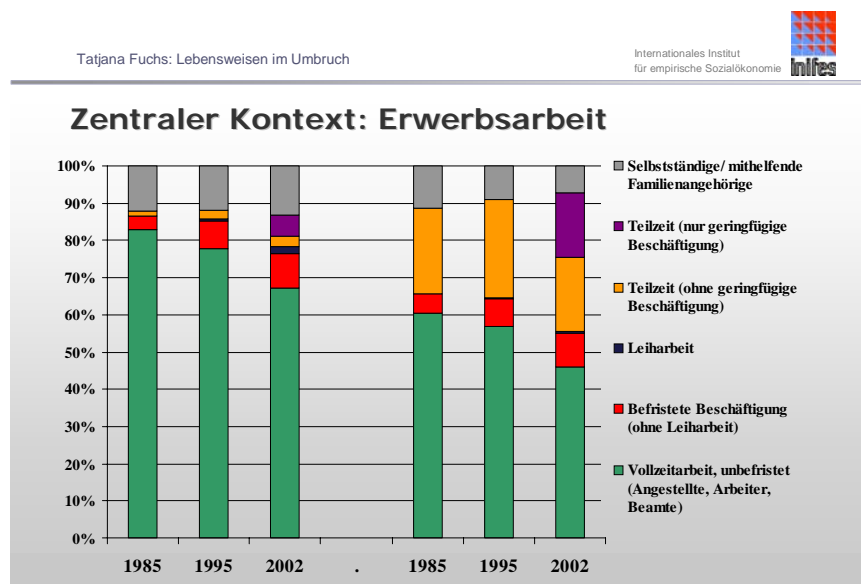
Zunächst müssen wir festhalten, dass rund ein Drittel der Pflegebedürftigen allein lebt und rund 20% gemeinsam mit einem Partner bzw. meistens mit einer Partnerin. Diese Personen realisieren jedoch schon heute ein breites Arrangement von Unterstützung: Dominierend ist

auch hier wieder die Rolle der verwandtschaftlichen Netzwerke, die durch Pflegedienste oder durch Sozialhelfer flankiert werden. Darüber hinaus sind Haushaltshilfen eine weitere bedeutende Komponente in diesem Unterstützungs-Mix. Haushalte mit einer pflegebedürftigen Person sind derzeit – neben den einkommensstarken Haushalten – die bedeutendsten Nachfrager nach privaten Haushaltshilfen.

Auch im Hinblick auf die Versorgung von Seniorenhaushalten gilt, dass deren Gelingen voraussetzungsvoll ist: Es hängt derzeit sehr stark von der Existenz verwandtschaftlicher Nahbeziehungen und guten finanziellen Voraussetzungen ab.

Damit kommen wir zu einem weiteren Themenbereich, der einen wichtigen Hintergrund des fünften Werkstattgesprächs bildet: Sowohl für die Handlungsräume der heute Erwerbstätigen und deren Familien als auch für die zukünftigen Rentenbezieher ist gelingende Erwerbsintegration ein Schlüsselfaktor. Dabei geht es nicht nur – wie schon gesagt – um den Umfang der Erwerbsintegration, sondern auch um das Maß von Einkommens- und Erwartungssicherheit, die das Arbeitsverhältnis vermittelt. Im Zeitverlauf zeigt sich, dass unsichere Beschäftigungsverhältnisse und nicht existenzsichernde Teilzeitarbeit zunehmen. Für erwerbstätige Frauen ist das sogenannte „Normalarbeitsverhältnis“ mehr denn alles andere als normal.

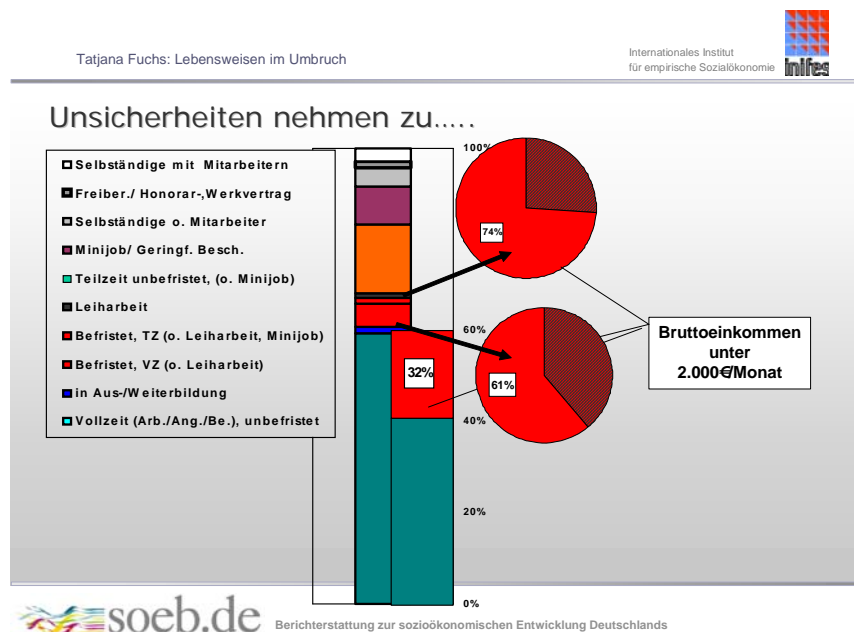
#### Übersicht 11: Zentraler Kontext: Erwerbsarbeit



Mit dem Konzept des Normalarbeitsverhältnisses ist jedoch nicht nur die Form des Beschäftigungsverhältnisses verbunden, sondern immer auch normative Standards, wie beispielsweise Erwartungssicherheit und ein langfristig existenzsicherndes Einkommen. Für letzteres habe ich hier – mit Blick auf wachsende Anforderungen privater Vorsorge und basierend

auf dem Grundsatz, dass zumindest Vollzeitarbeit den eigenen Unterhalt und den eines Kindes sichern sollte - ein Bruttoeinkommen von mindestens 2.000€ vorgeschlagen. Unter Berücksichtigung dieser Einkommensgrenze zeigt sich, dass der unsichere Einkommensbereich bis weit in den äußerlichen Bereich des Normalarbeitsverhältnisses Einzug gehalten hat. Zweitens kumulieren Einkommens- und Beschäftigungsunsicherheit sehr häufig.

## Übersicht 12: Unsicherheiten nehmen zu



Diese Veränderungen in der Organisation von Erwerbsarbeit beeinflussen unzweifelhaft die verschiedenen Ebenen, in denen sich Lebensweise konkretisiert: Das beginnt bei der Frage, welches Vertrauen Menschen in die Planbarkeit ihres eigenen Handelns erlangen können, das betrifft die Möglichkeiten der Familiengründung, damit verbunden die Chancen materieller Teilhabe und mündet schließlich in der Frage, wie zukünftig Alter finanziert werden kann und soll – dies ist beileibe keine nur demographische Frage.

Die bisher genannten Entwicklungen lassen sich wie folgt zusammenfassen:

Die Haushaltsstrukturen und Erwerbsarrangements haben sich stark verändert. Durch diese Veränderungen werden die Arbeitsteilung, die materielle Lage, aber auch die Konsum- und Aktivitätenstruktur beeinflusst.

Sowohl Familien- als auch Seniorenhaushalte realisieren besondere Arrangements, um Betreuung oder Pflege zu bewältigen. Diese Arrangements sind voraussetzungsvoll: Sie erfordern stabile soziale Nahbeziehungen, ausreichend Kaufkraft, um sich mit entsprechenden Gütern bzw. Dienstleistungen über den Markt zu versorgen bzw. die Versorgung durch sozialstaatliche Institutionen.

Etliche Befunde deuten darauf hin, dass die Voraussetzungen für diesen „Wohlfahrts-Mix“ brüchig werden:

- Anforderungen an Mobilität und Flexibilität nehmen zu
- Die Einkommensstruktur polarisiert sich
- Die sozialstaatlichen Institutionen verlieren ihre finanzielle Grundlage
- Dem Ein-Verdiener-Modell wurden zunehmend die normativen und materiellen Grundlagen entzogen, jedoch wird die Herausbildung einer vergleichbar stabilen Lebensform bislang blockiert.

Demgegenüber deutet bisher wenig auf die Herausbildung eines neuartigen Verstärkungszusammenhangs zwischen ökonomischer und sozialer Entwicklung hin.

Vor diesem Hintergrund rücken für die Berichterstattung folgende Fragestellungen bzw. thematische Schwerpunkte in den Vordergrund, die auch im Rahmen des Werkstattgesprächs zur Diskussion gestellt werden:

Es bietet sich an, auch in Zukunft, der Beobachtung des Haushaltszusammenhangs im Kontext von Einkommen und Erwerbsarbeit einen hohen Stellenwert einzuräumen. Damit ist insbesondere gemeint:

- Familienbildung und Familienleben im Spannungsfeld von Einkommens- und Erwerbsunsicherheit,
- Vereinbarkeit von Beruf und außerberuflichem Leben im Spiegel von Arbeitszeit und Arbeitsqualität,
- Strukturierung des Haushaltskonsums durch Einkommen und Erwerbsleben,

Daneben sollten Haushalte weiterhin als zentrale Orte bzw. Schnittstellen für die Entwicklung und Stabilisierung sozialer Nahbeziehungen aufgefasst werden. Für die Berichterstattung bedeutet dies, weiterhin ihren Fokus auf den Umfang, die Bedeutung und soziale Strukturierung von sozialen Nahbeziehungen zu legen.

Eine zentrale Herausforderung für die Berichterstattung bleibt es, Haushalte als Arbeitgeber bzw. als Nachfrager von Dienstleistungen ins Auge zu fassen – unter Berücksichtigung der notwendigen Voraussetzungen und der ökonomischen bzw. sozialen Wechselwirkungen. Gegenstände der Berichterstattung könnten u.a. sein:

- Die Ermittlung des Bedarfs sowie des gegenwärtigen Umfangs und des Organisationsmodus von haushalts(nahen) Dienstleistungen
- Die Qualität der Dienstleistungen
- Die Qualität der Arbeitsbedingungen im Rahmen haushalts(naher) Dienstleistungsarbeit



- Die ökonomischen und sozialen Wechselwirkungen: Konsumchancen der DienstleisterInnen, Möglichkeiten für gelingende Teilhabe;

Eine Kernfrage der Berichterstattung lautet: „Was könnten Voraussetzungen für eine sozial und ökonomisch kohärente Entwicklung sein?“ Vor diesem Hintergrund gilt es die Veränderungen im Dienstleistungsbereich und insbesondere die veränderte Nachfrage und Nachfragepotentiale in den Blick zu nehmen. In diesem Zusammenhang gewinnt die international vergleichende Forschungsperspektive einen bedeutenden Stellenwert.

Der einführende Beitrag von Tatjana Fuchs endet mit der Bitte, offen und gerne auch kontrovers über die Relevanz der genannten Themen und Fragestellungen für die sozioökonomische Entwicklung zu diskutieren und Konkretisierungen bzw. Ergänzungen vorzuschlagen.

## **6.2 Haushaltsbezogene Dienstleistungen – ein Forschungsfeld für die sozioökonomische Berichterstattung**

*Birgit Geissler: Die Dienstleistungslücke im Haushalt. Der neue Bedarf nach Dienstleistungen und die Handlungslogik der privaten Arbeit*

Frau *Birgit Geissler*, Professorin an der Universität Bielefeld, wurde von uns gebeten, den potentiellen Bedarf von erwerbsförmigen, haushaltsbezogenen Dienstleistungen zu thematisieren, der sich möglicherweise aus den veränderten Anforderungen der Erwerbsarbeit bzw. aus der Modernisierung der Lebensführung von Frauen ergibt. Von besonderem Interesse sind aus unserer Sicht die Bedingungsfaktoren, die Einfluss auf die Nachfrage ausüben. Neben der sozio-ökonomischen Situation des Haushalts interessieren hier insbesondere kulturelle Faktoren (Lebensentwürfe, Deutungsmuster, etc.). Warum bleibt der Bedarf bislang latent? Wo könnte in Zukunft die Grenze zwischen privater Lebensführung und öffentlicher Sphäre gezogen werden?

Frau Geissler leitet derzeit ein Projekt zu diesen Fragestellungen, dass sich mit den genannten Fragestellungen beschäftigt. Derzeit liegen jedoch noch keine empirischen Untersuchungsergebnisse vor.

### a) Notwendige Abgrenzungen: Familien und Haushalte

Die Abgrenzung von Familien und Haushalten ist ein unterschätztes Problem. Familien sind weit weniger stark an einen Ort gebunden und verteilen sich meist auf mehrere Haushalte – auch die Kernfamilie. Davon unterscheidet sich der Haushalt zum einen durch die Einheit

des Ortes und zum anderen dadurch, dass das Zusammenleben und gemeinsame Wirtschaften durch Familienbeziehungen definiert sein kann, aber nicht muss. Um den Haushalt zu erforschen sind komplexe Konzepte notwendig. Dazu gehören u.a. der sozioökonomische Entwicklungszusammenhang, die alltägliche Lebensführung oder auch neue Konzepte, die dann auch explizit haushaltsbezogen sind. Verfehlt wäre es, Haushalte mit Familien gleichzusetzen. Einbezogen werden müssen, neben der Beziehungs- und Kommunikationsebene, ökonomisch-finanzielle Dimensionen, die Zeitdimension, biographische Dimensionen (Lebens- und Erwerbsverläufe der Mitglieder), Haushaltsverläufe der Mitglieder des Haushalts und die Dimension der unbezahlten Altersarbeit und der bezahlten Dienstleistungsarbeit für Haushalte.

Dieser komplexe Zugriff auf den Haushalt ist gemeint, wenn vom Haushalt als Wohlfahrtsproduzent neben Markt, Staat und Nonprofit-Organisationen die Rede ist. Das heißt, anders als bei der Familiensoziologie muss eine Soziologie des Haushalts den Haushalt auch als Arbeitsort von Dienstleistenden und als Auftraggeber für externe Dienstleistungen ernst nehmen und darf dabei doch die soziokulturelle Einbindung der alltäglichen Lebensführung nicht übersehen.

Die Soziologie sollte dabei der Vielfalt der Haushaltsformen und der Lebensführung nicht mit normativen Konzepten begegnen. Sie sollte also weder die Modelle der „heilen Familie“ noch die neue Norm der „Work-Life-Balance“ zum Ansatzpunkt nehmen, sondern diese genauso beobachten wie andere Konzepte auch. Bei der Produktion von Wohlfahrt, welcher ein häufig im wissenschaftlichen Haushaltskontext verwandter Begriff ist, sollte man nicht zu schnell an konkrete Produkte wie geputzte Wohnung oder das gefütterte Kind denken, sondern über solche gegenstandsbezogenen Arbeitsvollzüge hinaus auch die Haushaltsorganisation in den Blick nehmen. Damit sind Dinge wie die Terminvereinbarung, Wahrnehmungen, Kommunikation mit Verwandten und Nachbarn, Kontoführung, Vorbereitung von Urlaub, Reparaturen, etc. gemeint. Das Alles ist Haushaltsarbeit und die Abgrenzung von bezahlter und unbezahlter Arbeit läuft auch entlang solcher Linien der Verantwortungsübernahme für diese Tätigkeiten.

Die Analyse des Haushalts und der Arbeit im Haushalt muss darüber hinaus weitere Aspekte berücksichtigen:

(I.) Zum Einen ist eine *Öffnung des Haushalts* ersichtlich. Dies wird zwar allgemein als Öffnung der Familie formuliert, aber es ist auch eine Öffnung des Haushalts zur Gesellschaft hin, über Mediennutzung und Delegation von Erziehungsaufgaben an die Schule, etc.. In diesem Kontext ist auch häufig von der Vermarktlichung des Haushalts die Rede, womit eine

neue Beziehung zwischen Haushalt und Markt gemeint ist und hier in Betonung der ökonomischen Seite aufgegriffen wird.

(II.) Zweitens beeinflusst die zunehmende *biographische Unsicherheit* insbesondere von jungen Erwachsenen die Haushaltsgründung. Stichworte in diesem Zusammenhang sind erzwungene Mobilität, verspätete Einmündung in den Arbeitsmarkt, Arbeitsverhältnisse, die nur geringe Stabilität und biographische Planbarkeit ermöglichen. Diese Aspekte sind nicht nur bedeutsam für Fragestellungen, die die Familiengründung betreffen, sondern auch für die Frage nach der Haushaltsgründung. In diesem Zusammenhang wurde beispielsweise jüngst eine Debatte laut, ob junge arbeitslose Hartz IV Empfänger einen eigenen Haushalt führen dürfen oder nicht?

(III.) Eine weitere gesellschaftliche Rahmenbedingung, die von der Soziologie des Haushalts berücksichtigt werden muss, ist der *Umbruch industrieller Zeitstrukturen*: Das arbeitsfreie und konsumfreie Wochenende ist praktisch passé. Der 8-Stunden-Tag und der Feierabend sind nicht zuletzt über die Leitbildfunktion neuer Dienstleistungsberufe unter Druck geraten.

Vor dem Hintergrund dieser gesellschaftlichen Veränderungen lässt sich folgende These formulieren: Aus der Vielfalt des sozialen Wandels, in die der Haushalt einbezogen ist, resultiert eine zunehmend beobachtbare Inanspruchnahme von Dienstleistungen. Diese ist jedoch nicht einfach linear aus den verschiedenen Veränderungen abzuleiten, das heißt die Inanspruchnahme ist nicht unvermittelt aus der sozioökonomischen Situation, der Haushaltsgröße oder aus objektiven Bedarfen zu erklären. Die Inanspruchnahme von Dienstleistungen ist vielmehr soziokulturell vermittelt und daraus entstehen eine Fülle von Fragestellungen.

Unbeantwortet ist beispielsweise die Frage, welche Ansprüche Haushalte an die Qualität von Haushalts-Dienstleistungen stellen und welche Ansprüche sie an Formalqualifikationen und an Realkompetenzen der Arbeitskräfte stellen. Ebenso ist die Frage offen, wie das Preis-Leistungsverhältnis bestimmt wird bzw. ob überhaupt Kriterien entwickelt wurden, die erbrachte Leistung zu messen und zu bewerten. Weiterhin gibt es wenig empirische Informationen darüber, welche Relevanz Haushalte der sozialrechtlichen Absicherung von Dienstleistungen beimessen.

Die These des latent bleibenden Bedarfs von Haushaltsdienstleistungen geht auf die Tatsache zurück, dass die private Form der alltäglichen Versorgung in soziokulturellen Sinnbezügen verankert ist. Zu nennen sind hier soziale Leitbilder von Partnerschaft, Elternschaft und Kindheit, familiäre Werte und alltagsweltliche Routinen in der Eltern-Kind Beziehung, in der

Partnerbeziehung und auch in den Außenbeziehungen, wie auch Lebensstilmuster und Ästhetiken. Diese sozialen Deutungsmuster und Verhaltensstandards beeinflussen die Akzeptanz innovativer Dienstleistungsangebote des Staates (Ganztagsschule, Kleinkindbetreuung, Dienstleistungsagenturen) ebenso wie die Inanspruchnahme von haushaltsbezogenen Dienstleistungen auf dem grauen oder schwarzen Markt.

#### b) Was sind Haushaltsdienstleistungen?

Geissler unterscheidet zunächst einmal relativ formal allgemeine, das heißt nicht kind- oder pflegebezogene Dienstleistungen. Darüber hinaus ist - aufgrund der kulturellen Prägung des Themas - zu unterscheiden, ob eine Dienstleistung in der privaten Wohnung erbracht wird oder außerhalb. Innerhalb der Wohnung sind beispielsweise Putzdienste, Kochen und ähnliches zu nennen, und außerhalb der Wohnung individuelle Gesundheits- und Sportsangebote, Reinigung, Wäscherei, Essenbringdienste und Beratungsdienste, etc.

Kindbezogene Dienstleistungen, worum sich die öffentliche Diskussion hauptsächlich dreht, sind innerhalb der Wohnung zum Beispiel Betreuung von Kleinkindern und Babysitten. Außerhalb der Wohnung sind unter kindbezogenen Dienstleistungen beispielsweise Transporte, Betreuung von Kleinkindern durch Tagesmütter, kulturelle und sportliche Angebote, Beratungsdienste bis hin zu Kompensationsleistungen zum Beispiel für Schulversagen, Nachhilfedienste, etc. zu verstehen.

Birgit Geissler schlägt bewusst eine Erweiterung des herkömmlichen Verständnisses von haushaltsbezogenen Dienstleistungen durch beispielsweise Beratungsangebote, etc. vor, da ausschließlich Haushalte Nachfrager solcher Dienstleistungen sind. Nicht primär Individuen, sondern Individuen in einer jeweils spezifischen Wohn-, Haushalts- und räumlichen Konstellation, nehmen solche Beratungsangebote in Anspruch. Die spezifische Haushaltskonstellation ist entscheidend für den konkreten Bedarf.

Zur Klärung der Frage, was unter dem Begriff Haushaltsdienstleistungen zu fassen ist, gibt die Arbeitssoziologie wenig Aufschluss: Zu den arbeitssoziologischen Merkmalen von Dienstleistungsarbeit in und für Haushalte gibt es einen nur rudimentären Forschungsstand und noch nicht einmal zugespitzte Fragestellungen. Dies liegt in der Überschneidung mit alltäglicher Eigenarbeit und alltäglicher Sorge für andere begründet, wodurch diese Arbeitsvollzüge für die Arbeitsindustriosoziologie wenig einschlägig schienen. Dienstleistungen für Haushalte als Erwerbsarbeit besitzen nach wie vor einen unklaren Status:

- Es existieren keine klaren Qualifikationsanforderungen für Haushaltsdienstleister, kaum Professionalisierung, und nur wenige klare Berufsbilder (z.B. Alten-, Kinderpflege).
- Unklar bleiben auch die Kriterien für Lohnniveau und Rechtsstatus, worauf sich eine Vielzahl, regional unterschiedlicher Lohnstandards gründen.
- Weiterhin gibt es nur selten eine umfassende Einbindung in die sozialen Sicherungssysteme. Dies wird aktuell für Tagesmütter diskutiert, jedoch auf nur sehr geringem Niveau.
- Es gibt keine kollektive Organisation und Interessenvertretung.
- Auf der Seite der Nachfrager bzw. Auftraggeber existiert wenig Kontinuität: Nur selten werden Haushaltsdienstleistungen über einen längeren Zeitraum hinaus zu genau demselben Termin und selben Umfang in Anspruch genommen. Demgegenüber dominieren überwiegend zeitlich flexible und im Umfang wechselnde Inanspruchnahmen durch die Haushalte.
- Damit steht in Verbindung, dass es sich meistens um ein formloses Arbeitsverhältnis handelt.
- Das DIW weist eine Zahl von unter 40 000 Arbeitsverhältnissen in privaten Haushalten aus, bei denen ein Sozialversicherungsschutz besteht. Die Zahl der regulären Minijobs in diesem Bereich liegt bei ca. 100 000. Offenkundig ist dies ein nur geringer Anteil der tatsächlich in diesem Bereich arbeitenden Personen, deren Zahl - je nach Autor/in – auf 2 bis 7 Millionen geschätzt wird.

Diese genannten Merkmale der Dienstleistungsarbeit für private Haushalte, resultieren teilweise aus der fehlenden Einbindung der Dienstleistenden in einen formalen Betrieb. Sie sind Selbständige, die in der Regel nicht den rechtlichen Status der Selbstständigen haben. Folglich befinden sie sich in einer Grauzone, in der alles ausgehandelt werden muss und auch alles aushandelbar ist. Aus diesem Grund lassen sich diese Arbeitsverhältnisse fast in jeder Dimension als „prekär“ bezeichnen, insbesondere in Bezug auf das Einkommen, welches durch eine instabile, diskontinuierliche Auftragslage und fehlende Professionalisierung bestimmt wird.

Kennzeichnend für die Forschung über Haushaltsdienstleistungen ist, dass über den gesamten Arbeitsbereich und über die Arbeitssituation der Personen, die dort arbeiten, ein notwendigerweise unterkomplexes Verständnis, vorherrschend ist. Über eine Vielzahl von Merkmalen, die wir bezüglich anderer Berufsgruppen und Branchen ganz selbstverständlich wissen, haben wir hier im Grunde keine oder nur ganz wenige Quellen. Die wichtigsten vorliegenden Befunde sind qualitative Untersuchungen, die sich beispielsweise auf eine bestimmte Stadt, beispielsweise Berlin, oder einen Teilbereich, z.B. Putzdienste, beziehen. Von

einer fundierten arbeitssoziologischen Forschungslage kann man in diesem Bereich nicht ausgehen.

### c) Bedingungsfaktoren für den Bedarf an haushaltsbezogenen Dienstleistungen

Die sozioökonomische Berichterstattung hat sich zum Ziel gesetzt, die Wechselwirkungen zwischen Ökonomie und Lebensweisen zu beobachten. Ich will mich im Folgenden auf die Dimensionen Lebensformen, Zeitverwendung und Arbeitsteilung im Haushalt beschränken, um den Zusammenhang von sozialem Wandel in diesen Dimensionen und einem steigenden Bedarf von haushaltsbezogenen Dienstleistungen zu begründen.

Es gibt eine Zunahme nicht familiärer Haushaltsformen. Das sind im wesentlichen Singlehaushalte, wobei hier in der Regel ältere Witwen und Witwer von Singlehaushalten, im Sinne allein stehender junger oder auch Erwachsene mittleren Alters, zu unterscheiden sind. Auch die kinderlosen Paarhaushalte jüngeren und mittleren Alters (Dual Career Haushalte) haben zugenommen. Aus der wachsenden Verbreitung dieser Haushaltsformen in der Bundesrepublik entstehen andere und zusätzliche Anforderungen an Haushaltsorganisation und private Arbeit im Haushalt. Dies wird sehr deutlich bei den Haushalten, in denen einer der beiden Erwachsenen zwischen Arbeits- und Lebensort pendeln muss. Hierzu gibt es eine Studie von Norbert Schneider, die sehr deutlich zeigt, dass daraus sowohl persönliche aber auch organisatorische und Abstimmungsprobleme entstehen. Langfristige Planungsaufgaben und technische Absprachen sind nötig und in der Regel auch ein deutliches Herunterschrauben der Ansprüche an eine gepflegte Häuslichkeit.

Darüber hinaus gibt es eine Zunahme nicht traditionaler familiärer Lebensformen. Damit sind zum einen Alleinerziehende und zum anderen so genannte Patchwork-Familien gemeint. Beides ist sehr häufig mit der Einbindung von Kindern in mehrere Haushalte verbunden. Auch hierdurch entstehen wiederum Planungsaufgaben, Absprachen und Transporte. Zu diesem Kontext gibt es Forschungen aus der Sicht der Kinder, aus der Sicht der Kindheitsforschung (Stichwort: Modernisierung der Kindheit), aber Studien über die daraus resultierenden zusätzlichen Arbeitsanforderungen für die Erwachsenen gibt es nicht.

Eine weitere Veränderung in Bezug auf die Lebensformen stellt der innere Wandel der traditionellen Familie im Zuge der Modernisierung der weiblichen Lebensführung dar. Damit ist Folgendes gemeint: Seit den 70er Jahren können wir eine Modernisierung der Lebensführung von Frauen in Richtung eines Teilzeitmodells im Kontext der doppelten Lebensführung oder doppelten Lebensplanung beobachten, zu dem auch relativ kurze Erwerbsunterbrechun-

gen gehören. Ob diese tatsächlich so kurz bleiben, wie die Frauen das planen, hat natürlich sehr viel mit dem Arbeitsmarkt zu tun. Jedoch gehört zu diesem Teilzeitmodell nicht die Vorstellung, eine längere Hausfrauenexistenz zu führen. Die Bezeichnung dieser Frauen als Hausfrauen, geht einerseits am tatsächlichen Lebenszyklusmodell aber vor allem an ihrem Selbstverständnis vorbei. Frauen, die nicht Vollzeitarbeit mit Kindererziehung, sondern Teilzeitarbeit mit Kindererziehung verbinden wollen, haben als dominantes Deutungsmuster für sich selbst, dass sie über die kurze Erwerbsunterbrechung im Erziehungsurlaub und Teilzeitarbeit hinaus, sich selbst als berufstätige Frau verstehen und nicht als Hausfrau. Eine ganze Reihe von Studien zu Lebensentwürfen und Lebenslagen von Frauen zeigt, dass die Berufsorientierung in ihrer Gleichrangigkeit zu der Familienorientierung das Ergebnis der sogenannten ersten Modernisierung der Lebensführung ist.

Dabei sollte nicht bagatellisiert werden, dass es ein riskantes Modell der Lebensplanung ist. Die Vorstellung sehr vieler dieser Frauen mit Teilzeitarbeit auf demselben Niveau und demselben beruflichen Status in die Berufstätigkeit einsteigen zu können, wird meistens enttäuscht. Hierfür gibt es den schönen Begriff der Teilzeitfalle. Dennoch denke ich, dass die Vorstellung der subjektiven Kontinuität, Ausdruck eines deutlichen sozialen Wandels ist.

Inzwischen lässt sich eine zweite Modernisierung der Lebensführung von Frauen beobachten: Dies äußert sich in einer zunehmenden Ablehnung (meistens durch die Frauen) des biographischen Modells, nach dem der Mann Vollzeit und die Frau in Teilzeit arbeitet. Diese zweite Modernisierung der Lebensführung meint, dass die Frauen eine gleichheitsorientierte Lebensführung mit kontinuierlicher Vollzeiterwerbstätigkeit beider Partner inklusive einer in der Regel kurzen Erziehungszeit nach der Geburt eines Kindes planen und diese Erziehungszeit wollen sie durchaus selbst in Anspruch nehmen. Die neuere Diskussion zum Daddyquoter, wie die Vätermomente in Skandinavien genannt werden, ist sicherlich korrekt, aber geht an den Meinungen sehr vieler Frauen vorbei.

Studien zeigen, dass das Familienleitbild der jüngeren Generation, die diese zweite Modernisierung tragen, durch die Vollzeitberufstätigkeit beider Ehepartner geprägt ist. Egalitäre Vorstellungen vom Zusammenleben und zu neuen Rollen von Vätern, die bei einer kleineren Gruppe insbesondere bei den akademisch hoch qualifizierten Frauen vorhanden sind, konkurrieren aber nicht nur mit der traditionellen Konstellation vom erwerbstätigen Mann und der Hausfrau, sondern eben auch mit der doppelten Lebensplanung von Frauen, in der Teilzeitarbeit eine große Rolle spielt. Beide Modernisierungen, in Verbindung mit einem Teilzeitmodell als auch in Verbindung mit einem Doppelverdienermodell, haben sich auch schon in Zah-



len zur Arbeitsteilung nieder geschlagen. In den Zeitbudgetstudien des statistischen Bundesamtes zeigt sich im Vergleich der Jahre 1991 und 2001 eine signifikante Erhöhung der Beteiligung der Männer an den Haushaltsaufgaben. Innerhalb von 10 Jahren ist dies schon bemerkenswert.

#### d) Inanspruchnahme von Dienstleistungen

Zusammengefasst zeigen sich demnach vier Begründungen für einen steigenden Bedarf an haushaltsbezogenen Dienstleistungen:

- Die Zunahme nicht familiärer Haushaltsformen;
- Die Zunahme neuer familiärer Lebensformen;
- Die erste Modernisierung im Sinne der in Teilzeit arbeitenden Frauen im Kontext einer doppelten Lebensplanung und
- die zweite Modernisierung, im Sinne der Vollzeiterwerbstätigkeit beider Partner und der gegebenenfalls offenen Frage, was hinsichtlich der Familiengründung passiert.

Zur Inanspruchnahme von Dienstleistungen verweist die vergleichende Sozialforschung darauf, dass in Deutschland signifikant weniger Haushaltsdienstleistungen in Anspruch genommen werden, als in anderen Ländern mit vergleichbarem Wohlstandsniveau und Modernisierungsgrad. Gegenwärtig steigt zwar die Zahl überwiegend informeller Beschäftigungsverhältnisse im Haushalt an, aber - wie ich eben skizziert habe - müsste der Bedarf an Dienstleistungen über die realisierte Nachfrage hinausgehen. Dieser Bedarf ist noch verdeckt und tritt weitgehend nicht als Nachfrage auf.

Geisslers Hypothese ist, dass ein Teil der potentiellen Nachfrage nicht aus finanziellen sondern aus kulturellen Gründen verdeckt bleibt, die sich wie folgt beschreiben lassen: Erstens fußt dies auf dem besonderen Charakter der Haushaltsarbeit und zweitens auf dem spezifisch deutschen bzw. mitteleuropäischen Leitbild zur Privatsphäre und Familie.

Interessant wäre in diesem Zusammenhang die Einkommensverwendung der Haushalte. In Deutschland ist es so, dass bisher weder Staat noch Markt hinreichend differenzierte Dienstleistungen anbieten, die die Unterschiedlichkeit der Bedürfnisse in verschiedenen Lebenslagen und Phasen und je nach Lebensstil berücksichtigen. Der Sozialstaat unterstützt Haushalte bei der Pflege von Hilfsbedürftigen und Alten sowie bei der Betreuung von Kindern jeweils nur Fallbezogen. Das heißt, es muss eine spezifische Berechtigung vorhanden sein, um Dienstleistungen in Anspruch nehmen zu können: Kinder müssen ein bestimmtes Alter erreicht haben und in der Pflegeversicherung muss eben ein bestimmter Pflegebedarf

zertifiziert werden. Jenseits dieser Fallstruktur sind staatliche Leistungen im Sozial- und Familienbereich durchweg monetär: Sie leisten Einkommensersatz oder Ergänzungen aber keine Dienstleistungen.

Das ist in der vergleichenden Sozialpolitikforschung einer der Punkte, der bei der Kennzeichnung des deutschen Sozialmodells immer hervorgehoben wird. Das deutsche Sozialmodell ist dienstleistungsfern, monetär und soll Einkommenslücken überbrücken nicht aber Überlastungsprobleme oder Zeitprobleme in den Haushalten lösen.

Eine substantielle Ausweitung öffentlicher Dienstleistungen würde demnach einen Wandel des wohlfahrtsstaatlichen Pfades bedeuten, mit unterschiedlichen Akzenten für Ost- und Westdeutschland. Das ist auch der Grund, warum die Ganztagschule so kontrovers diskutiert wird und warum sich die Interventionen des Bundes derzeit auf die Finanzierung von Baumaßnahmen für die Ganztagschule beschränken. Zugespitzt gesagt, wird derzeit der Bau der Schulkantine unterstützt, aber der Rest wird offen gelassen. Die Idee der Ganztagschule bewegt sich sozusagen neben dem wohlfahrtsstaatlichen Regime, das angetastet werden soll. Die Frage ist, wie es nun mit marktvermittelten Haushaltsdienstleistungen aussieht, die durch rein privatwirtschaftliche Anbieter oder durch einen public-private Mix (Sozialverbände, gemeinnützige Einrichtungen) angeboten werden. Auch hier stellt sich die Frage, in wieweit historisch gewachsene Werte, Leitbilder und Muster der Lebensführung die Inanspruchnahme von Dienstleistungen erlauben.

Haushaltsbezogene Dienstleistungen von der Tagesmutter bis zur Putzhilfe tangieren die Definition der Grenzen von Privatsphäre und Öffentlichkeit. Das ist ganz wörtlich zu nehmen, da die Erledigung von Haushaltsarbeit den privaten Raum im Sinne persönlicher Intimität und Vertrauensbeziehungen betrifft. Vertrauensbeziehungen auch dann, wenn die Arbeiten nicht in der Wohnung selber stattfinden, sondern beispielsweise wie bei Tagesmüttern außerhalb der Wohnung. In beiden Fällen wird die Schwelle des Privaten überschritten. Es gibt dazu im Anschluss an kulturalistische Theorien die Studie von Barbara Thiessen, die im Hinblick auf Putzarbeit die Problematik untersucht hat, wie damit umgegangen wird, dass der private Schmutz in den Blick von außenstehenden Personen kommt. Diese Schwelle von Privatheit und Öffentlichkeit ist keine Einführung eines philosophischen Diskurses in die Arbeitsforschung oder die Arbeitssoziologie oder die Untersuchung von sozialen Verhältnissen, sondern es geht sehr konkret um das, was alltäglich als durchaus körperliche Privatsphäre erlebt und verteidigt wird. Auf diesen Sachverhalt sind vielfältige Barrieren gegen haushaltsbezogenen Dienstleistungen zurückzuführen, insbesondere gegen diejenigen, die innerhalb der Wohnung

stattfinden sollen. Einige Studien zu Modellprojekten (beispielsweise aus Berlin) referieren die Bedenken, diese alltägliche Versorgung anderen zu überlassen. Anderen den eigenen Dreck weg machen zu lassen, berührt nicht nur soziale Vorbehalte, sondern schützt auch das Eigene.

Ein weiterer Punkt betrifft die Leitbilder von Kindheit und Mutterschaft, die vorhin bereits kurz angerissen wurden: In Deutschland und Mitteleuropa sind diese sehr stark von der Zuständigkeit der unmittelbaren Verwandten bzw. der unmittelbaren Familie geprägt. Private Kindheit steht Konzepten von öffentlicher Kindheit, wie sie beispielsweise in Skandinavien und Frankreich entwickelt worden sind, gegenüber. Dieses Leitbild der privaten Kindheit ist offenbar noch sehr stark und übrigens auch noch sehr stark bei den jungen und hoch qualifizierten Frauen, die Geissler die Trägerinnen der zweiten Modernisierung nennt, vorhanden. Es gibt eine, schon etwas ältere Studie, die zeigt, dass junge hoch qualifizierte Frauen auf Kinder verzichten, weil sie ihre Berufstätigkeit nicht aufgeben wollen und die Vorstellung neben der Berufstätigkeit ein Kind zu haben von der Angst, eine schlechte Mutter zu sein, überformt wird. Das heißt, die persönliche Präferenz bezüglich der Berufstätigkeit und das abstrakte Leitbild der guten Mutter führen zu einer ungewollten Entscheidung, keine Kinder zu bekommen. Dies ist ein empirisches Beispiel für die Stärke dieser Leitbilder von Kindheit und Mutterschaft.

Eine offene Frage ist in diesem Zusammenhang, die Stabilität dieser Deutungsmuster: Wieweit ist dieses Deutungsmuster heute tatsächlich bei den ganz jungen Frauen noch wirksam oder wurden mit der zweiten Modernisierung und dem Wunsch nach voller Erwerbstätigkeit auch die Leitbilder ein Stück weit hinter sich gelassen? Das ist eine offene Frage. Es gibt Hinweise darauf, dass die Leitbilder in der jüngeren Generation im Umbruch sind.

Jedenfalls muss die Herauslösung einer bisher regelmäßig im privaten Haushalt verorteten Tätigkeit aus dem privaten Kontext und ihre Vergabe an externe Personen oder Organisationen und die mit der Bezahlung verbundene Wertbestimmung dieser Tätigkeit als Arbeit normativ legitimiert werden und in die alltägliche Lebensführung eingebettet werden. Sie ist also nicht eine Konsumententscheidung wie jede andere, sondern sie ist mit einer Reflexion der eigenen Lebensführung verbunden. Erst wenn die sozialen Normen und Deutungsmuster dies „erlauben“, wird über die Umschichtung materieller Ressourcen nachgedacht werden. Erst dann können innovative Dienstleistungsangebote überhaupt angenommen werden.

*Claudia Gather: Bezahlte und unbezahlte Hausarbeit: Der Organisationsmodus von Haushalts- und haushaltsnaher Arbeit im Spiegel sozialer Ungleichheit*

Frau *Claudia Gather*, Professorin an der Fachhochschule Holzminden, wurde von uns gebeten, kritisch zu den möglichen Folgen der Vermarktlichung von bislang privat geleisteter Arbeit Stellung zu nehmen: Wie lassen sich – im Kontext von Überlegungen zur sozialen Ungleichheit – die verschiedenen Organisationsmodi von Haushalts- und haushaltsnaher Arbeit diskutieren und bewerten? Welche Konsequenzen müssen bei der erwerbsförmigen Verlagerung von haushaltsnahen Dienstleistungen bedacht werden – sowohl aus der Perspektive der nachfragenden Haushaltsmitglieder als auch aus der Perspektive der Dienstleistenden.

Ausgangspunkt der Einlassung von *Claudia Gather* ist die These, dass eine formalisierte Vermarktlichung der bislang informell geleisteten Haushaltsarbeit kaum möglich erscheint, da die betroffenen Akteurinnen dazu nicht in der Lage oder nicht bereit sind. Die Bedingungen, unter denen eine formalisierte, erwerbsförmige Verlagerung von Haushaltsarbeit möglich scheint, sind eng begrenzt. Diese These gründet sich auf der Beobachtung des vorhandenen, weitgehend informellen Marktes für Haushaltsdienstleistungen und den bisherigen Versuchen seiner politischen Legalisierung und Regulierung. Diese Erfahrungen werden im Folgenden skizziert.

a) Der Umfang bezahlter Haushaltsarbeit

Wenn im Folgenden die Rede von bezahlter Haushaltsarbeit ist, so sind damit Tätigkeiten wie die Unterhaltsreinigung, Haushalts- und Pflegehilfen für Pflegebedürftige oder private Kinderbetreuung gemeint. Die Datenlage zum Umfang dieser Tätigkeiten bzw. der Erwerbspersonen in diesem Bereich ist sehr dürftig. Das SOEP ermittelt die Haushalte, die regelmäßig bzw. gelegentlich Haushalts- oder Putzhilfen beschäftigen und weißt dabei eine Zahl von rund 4 Mio. aus. Die als Nachfrager auftretenden Haushalte zeichnen sich durch eine gehobene Mittelschichtzugehörigkeit aus oder es handelt sich um Haushalte von älteren, hilfe- bzw. pflegebedürftigen Personen. Über den Umfang und die Struktur der Erwerbspersonen in diesem Bereich existiert kaum gesichertes Wissen: Die VGR weist unter der Rubrik „Häusliche Dienste“ rund 670 Tsd. Personen aus (inklusive geringfügiger Beschäftigungsverhältnisse), wovon 94% Frauen sind. Die Bundesknappschaft nennt 110 Tsd. Minijobs in privaten Haushalten. Diese Angaben weisen darauf hin, dass zwischen den ermittelten Haushalten, die angeben, Haushaltshilfen zu beschäftigen und den Personen, die angeben in Haushalten tätig zu

sein, eine deutliche Lücke klafft, auch wenn berücksichtigt wird, dass beispielsweise Reinigungskräfte meist für mehrere Haushalte tätig sind. Es wird davon ausgegangen, dass die Dunkelziffer in diesem Bereich sehr hoch ist. Schätzungen verweisen auf eine Zahl von rund 2 Mio. Beschäftigten in diesem Bereich, überwiegend Frauen, häufig mit Migrationshintergrund (vgl. nächster Abschnitt).

b) Wie konkretisiert sich soziale Ungleichheit im Rahmen von Haushaltsarbeit?

Die Verrichtung und Organisation von Haushaltsarbeit ist nach wie vor hochgradig geschlechtsspezifisch segregiert: Diese Arbeit verbleibt überwiegend im Zuständigkeitsbereich von Frauen, aber nicht (mehr) alle Frauen sind gleichermaßen eingebunden: Durch die marktformige Verlagerung von Haushaltsarbeit erhöht sich die Ungleichheit zwischen Frauen: einige verrichten weniger Haushaltsarbeit und werden auf diese Weise erst in die Lage versetzt „männliche“ Erwerbsmuster zu realisieren; Andere Frauen verrichten mehr Haushaltsarbeit, - jedoch bleiben ihnen soziale und finanzielle Standards von Erwerbsarbeit in der Regel verwehrt. Daraus lässt sich die These zuspitzen, dass die marktformige Verlagerung von Haushaltsarbeit die Ungleichheit zwischen den Frauen erhöht, während sich die Ungleichheit eines Teils der Frauen zu den Männern verringert. Sie erhalten Möglichkeiten, männlich strukturierte Karrieren zu verfolgen, das heißt Karrieren, die von der Haus- und Sorgearbeiten weitgehend befreit sind.

Wenn man davon ausgeht, dass die Ungleichheit unter den Frauen zunimmt, stellt sich die Frage nach neuen und alten Spaltungslinien. Darauf gibt die Frage, wer die bezahlte Haushaltsarbeit verrichtet, erste Antworten: Zum einen sind es klassen- bzw. schichtspezifische Spaltungslinien, entlang derer die Haushaltsarbeit neu organisiert wird. Häufig sind es einheimische Frauen mit niedrigem sozialem Status, die teilweise zusätzlich zum Bezug von Transfereinkommen oder zusätzlich zu einer gering bezahlten Arbeit auf dem ersten Arbeitsmarkt bezahlte Hausarbeit verrichten. Die Vermutung liegt nahe, dass der Bildungsgrad dieser Frauen eher gering ist, es sich aber insgesamt um eine relativ heterogene Gruppe handelt.

Die zweite Spaltungslinie entlang derer sich die soziale Ungleichheit unter den Frauen strukturiert ist die Ethnizität: Qualitative Studien weisen darauf hin, dass Migrantinnen nach Deutschland reisen, um hier in bzw. für private Haushalte zu arbeiten. Der Arbeitsaufenthalt ist in der Regel nicht legalisiert, d.h. sie haben keine Arbeitserlaubnis, manchmal selbst keine Aufenthaltserlaubnis. Für diese Frauen ist bezahlte – wenn auch illegale - Haushaltsarbeit eine der wenigen Quellen der Einkommenserzielung, da ihnen für andere Erwerbsbereiche der

rechtliche Status fehlt. Dieser Arbeitsmarkt schützt vor Entdeckung. Die vorliegenden Untersuchungen legen die Vermutung nahe, dass es sich bei dieser Gruppe von Haushaltsarbeiterinnen um relativ qualifizierte Frauen handelt, die auf Grund der Wirtschaftssituation in ihren Herkunftsländern trotz guter Qualifikation kein (ausreichendes) Erwerbseinkommen erzielen können. Vieles deutet darauf hin, dass es sich ebenfalls um eine relativ heterogene Gruppe handelt.

#### c) Ungleichheit zwischen Frauen nimmt zu

Es wurde schon darauf verwiesen, dass durch die Verlagerung von Haushaltsarbeit tendenziell die Ungleichheit unter den Frauen zunimmt. Christina Klenner und Brigitte Stolz-Willig haben dies zugespitzt so formuliert: „Das Fortkommen der einen Gruppe geschieht auf dem Rücken der anderen“.

Während eine kurzfristige und überbrückende Tätigkeit in Privathaushalten unter Umständen vorübergehende Einkommensengpässe lösen und die Handlungsmöglichkeiten von Haushaltsarbeiterinnen erhöhen kann (bezahlte Haushaltsarbeit als Übergang in den ersten Arbeitsmarkt), weist insbesondere das längere Verbleiben im Haushalt auf eine Verringerung sozialer Chancen hin und geht häufig mit potentieller Armut einher. Spätestens im Ruhestand zeigt sich – in Form von fehlenden oder sehr niedrigen Renteneinkommen - die Prekarität dieser Arbeitsformen. Dies gilt für Personen mit und ohne Migrationshintergrund gleichermaßen.

#### d) Probleme der Formalisierung bzw. Legalisierung

Die überwiegende Mehrheit der Arbeitnehmerinnen verfügt nicht über die Voraussetzungen für eine Formalisierung bzw. Legalisierung, andere sind dazu nicht bereit. Begründen lässt sich diese These zum einen damit, dass die Haushaltsbeschäftigten häufig ergänzend zum Transfereinkommen oder anderen Einkommensquellen arbeiten. Eine Formalisierung würde u. U. bedeuten, dass sich ihr faktisches Einkommen verringert. Zum anderen verweisen einige Befragungen von Haushaltshilfen darauf hin, dass diese oft nur vorübergehend in diesem Bereich arbeiten wollen, bzw. dass sie den Status ihrer Tätigkeit als so gering einschätzen, dass sie ihre Arbeit als Haushaltshilfe vor anderen verschweigen. Zudem würde Formalisierung zunächst bedeuten, dass der widerrechtliche Aufenthaltsstatus öffentlich wird, was viele Frauen vermeiden wollen.

Ein weiteres Problem auf dem Weg der Formalisierung wird darin gesehen, dass in der Haushaltsarbeit weder Qualifikations- oder Entwicklungschancen noch Aufstiegsmöglichkeiten stecken. Das heißt, auch eine Formalisierung eröffnet wenig Entwicklungs- oder Verbesserungsperspektiven in der Arbeit.

Zusammenfassend lässt sich formulieren, dass staatliche Regulierungsversuche des informellen Arbeitsmarktes für Inländerinnen bislang kaum sichtbare Vorteile bringen, während sie an den Ausländerinnen, die über keine längerfristige Arbeitserlaubnis verfügen, vollständig vorbeigehen.

Auch eine Formalisierung durch die Übertragung von Haushaltsarbeiten z.B. an professionelle Reinigungsfirmen birgt Probleme: Gegenwärtig ist die Branche der Unterhaltsreinigung durch massiven Personalabbau, sinkende Löhne und eine hohe Fluktuation geprägt. Somit ist es fraglich, ob die betroffenen Reinigungskräfte im formellen Reinigungssektor wirklich eine Alternative sehen.

Bislang waren alle staatlichen Versuche der Legalisierung relativ erfolglos; das gilt für die Steuerbegünstigung von bezahlter Arbeit im Haushalt (Dienstmädchenprivileg) ebenso wie für die Einführung des Haushaltsscheck-Verfahrens im Falle von Minijobs. Sollte eine Formalisierung und im Zuge dessen eventuell eine Ausweitung dieser Beschäftigungsverhältnisse gelingen, hieße das, dass sehr schlecht bezahlte Armutsjobs ohne Entwicklungsmöglichkeiten geschaffen würden. Unter Berücksichtigung eines Abzugs von Steuern und Sozialabgaben würden sie als Unterhaltsquelle kaum ausreichend sein.

#### e) Anknüpfungspunkte für eine regulierte Vermarktlichung

Bei aller formulierten Skepsis gegenüber den Versuchen bezahlte Hausarbeit zu formalisieren, lassen sich einige Punkte zur Diskussion stellen, die möglicherweise auf einen Kompromiss zwischen der heute vielfach praktizierten, illegalen und informellen Beschäftigung und einer formalisierten Ausweitung dieses Beschäftigungsfeldes liegen. Zu nennen wären hier: Green cards für Migrantinnen, um diesen aus der Illegalität zu helfen; eine Annäherung der Brutto –Netto Lohnverhältnisse in diesem Bereich, um Arbeitgebern wie Arbeitnehmerinnen einen Anreiz zur Formalisierung zu geben.

Möglicherweise wäre die Förderung von betriebsförmigen Angeboten von Vorteil (Dienstleistungspools), jedoch schätzen auch viele Haushaltsarbeiterinnen, die relativ freie Arbeitseinteilung ohne Vorgesetzte. Sie sehen ihre Arbeitgeber eher als „Klienten“; Dennoch



sind weiterhin betriebsförmige Angebote, analog zu den ambulanten Diensten, der Tagespflege, in Form von Einkaufs-, Essens- oder Wäschediensten zu prüfen.

Ein Anstieg des Lohnniveaus würde die Lebensbedingungen der Dienstleistenden sicherlich verbessern. Eventuell liegen betriebswirtschaftliche Kompensationsmöglichkeiten in der Rationalisierung des Arbeitsprozesses, etwa im Sinne von Spezialisierung, evtl. auch mit der Option zur Professionalisierung (aber auch mit dem Risiko der weiteren Monotonisierung).

Abschließend betont Claudia Gather nochmals den sehr hohen Forschungsbedarf in diesem Feld: Repräsentative Daten liegen fast gar nicht vor und auch kaum Untersuchungen zu den Effekten von Regulierung. Vor diesem Hintergrund bleibt vieles spekulativ. Eine Verbesserung der Datenlage wäre ein wichtiger Schritt, um die Möglichkeiten der politischen Gestaltung zu verbessern.

*Karen Jaehrling: Soziale und haushaltsnahe Dienstleistungen: Wechselwirkung des Ausbaus sozialer Dienstleistungen und der Beschäftigungsentwicklung*

Mit der Einlassung von *Dr. Karen Jaehrling*, (Institut Arbeit und Technik (IAT), Gelsenkirchen werden die nationalen und internationalen Erfahrungen mit den Wechselwirkungen des Ausbaus sozialer Dienstleistungen und der Beschäftigungsentwicklung in den Mittelpunkt gerückt: Welche Rolle spielt der Organisationsmodus (öffentlich/marktförmig/privat) von haushalts(nahen) bzw. sozialen Dienstleistungen für die Beschäftigungsentwicklung? Wie interagieren Organisationsmodus und Beschäftigungsentwicklung? Welche Stellung nimmt Deutschland im Vergleich zu vergleichbaren Ländern in dieser Hinsicht ein? Welche ökonomischen und sozialen Faktoren begünstigen eine positive Beschäftigungsentwicklung durch den Ausbau von Dienstleistungen? Wie notwendig ist es in diesem Zusammenhang, die häufig gemachte Gleichsetzung von einfacher Arbeit und haushaltsnaher bzw. sozialer Dienstleistungsarbeit zu hinterfragen? Welche Schlussfolgerungen lassen sich daraus für die politische Regulierung ziehen?

#### a) Das Wachstum von Dienstleistungen

Für das Wachstum von Dienstleistungen existieren unterschiedliche Erklärungsansätze. Zu nennen sind zunächst der Ansatz von *Baumol*, in dem die These der Kostenkrankheit von marktvermittelten Dienstleistungen im Mittelpunkt steht. Dreh- und Angelpunkt dieses Ansatzes ist das Niveau der Einkommensdifferenzierung. Dieser Ansatz fußt auf den Prämissen, dass Dienstleistungen grundsätzlich arbeitsintensiv und tendenziell rationalisierungsresistent

sind. Wenn die Löhne im Dienstleistungssektor ebenso wie im sekundären Sektor steigen, wird ein Preisanstieg für Dienstleistungen prognostiziert, der auf Grund hoher Preissensibilität der Nachfrage, dazu führt, dass die Nachfrage zurück geht. Das heißt, bei steigenden Preisen wird die Beschäftigung im Dienstleistungsbereich nicht hinreichend wachsen.

Der zweite Erklärungsansatz wird u.a. von *Gerhard Bosch* und *Alexandra Wagner* vom IAT vertreten, und auf diesem Ansatz fußt auch die Empirie, die im Folgenden präsentiert wird. Hier wird der Erwerbspartizipation von Frauen und der Veränderung der Haushaltsstrukturen bzw. Erwerbskonstellationen eine tragende Rolle beigemessen: Ist die Erwerbsintegration von Frauen hoch und in Paarhaushalten egalitär verteilt, wirkt sich dies positiv auf das Wachstum von Dienstleistungen aus. Gleiches gilt in Bezug auf Wohlfahrtsregime, die auf die Förderung von Dienstleistungen ausgelegt sind. In diesen Fällen sind zwar die Sozialabgaben oder Steuern hoch, die Dienstleistungsquote aber auch. Im Gegensatz dazu dämpft ein Wohlfahrtsmodell, das auf die Förderung von Eigenarbeit ausgelegt ist, das Wachstum von Dienstleistungen.

#### b) Indikatoren für den internationalen Vergleich

Will man das Wachstum von Dienstleistungen und seine Bedingungen im internationalen Vergleich beobachten, sind einige Besonderheiten, u.a. der Statistik zu beachten.

Zum einen empfiehlt es sich, grundsätzlich das Beschäftigungsvolumen zu beobachten, denn mit dem Wachstum der Teilzeitarbeit sind Beschäftigungsquoten nicht mehr aussagekräftig. Wir beziehen uns daher immer auf Arbeitszeitvolumina von Personen im Erwerbsalter (15-64 Jahren).

Im Hinblick auf die Art der Dienstleistungen, in diesem Fall beispielsweise die sozialen und haushaltsnahen Dienstleistungen, existiert leider eine geringe Branchendifferenzierung, insbesondere in international vergleichbaren Datensätzen. Für die IAT-Studie (Bosch/Wagner 2003) wurde das Problem folgendermaßen gelöst: Gesellschaftsorientierte und soziale Dienstleistungen wurden aus folgenden Vercodungen zusammengefasst: NACE 75, 80, 85, 90-93 (darunter: 93.05: sonstige DL); die Dienstleistungen in privaten Haushalten beziehen sich auf NACE 95.

Um den Effekt der Einkommen bzw. der Einkommensdifferenzierungen zu messen empfiehlt es sich nicht auf Brutto- sondern auf Nettoeinkommen zu blicken, da in dem Erklärungsansatz die individuelle Kaufkraft entscheidend ist.

c) Ergebnisse der IAT-Untersuchung:

- Einkommensdifferenzierungen können zur Expansion des Arbeitsvolumens in privaten Haushalten beitragen, aber nicht im Bereich der sozialen Dienstleistungen: Die Korrelation zwischen dem Arbeitsvolumen in den gesellschaftsorientierten & sozialen Dienstleistungen und dem Niveau der Einkommensdifferenzierung ist negativ ( $r = -0,78$ ). Die Korrelation zwischen dem Arbeitsvolumen in privaten Haushalten und dem Niveau der Einkommensdifferenzierung ist positiv. Das Wachstumspotential der Beschäftigung in privaten Haushalten ist jedoch gering im Vergleich zu dem in sozialen Dienstleistungen (in DK, FIN, S, UK – das sind Länder mit hohen Dienstleistungsquoten - ist das Arbeitsvolumen in sozialen Dienstleistungen mehr als 100 mal so hoch wie in privaten Haushalten).
- Die Korrelation zwischen dem Arbeitsvolumen von Frauen pro Kopf aller Frauen im erwerbsfähigen Alter und dem Arbeitsvolumen in den sozialen Dienstleistungen ist positiv (0,65). Das heißt die Erwerbsintegration von Frauen wirkt sich positiv auf das Dienstleistungsvolumen aus.
- Die Korrelation zwischen staatlichen Ausgaben für Sozialleistungen und dem Arbeitsvolumen bei sozialen Dienstleistungen ist positiv (0,87). Das heißt, Sozialausgaben sind Instrumente zur Überwindung der Kostenkrankheit von Dienstleistungen: Steuerfinanzierte Bereitstellung von Dienstleistungen, obligatorische Versicherungen (Alter, Pflege, Krankheit, Arbeitslosigkeit) oder die Subvention privater Nachfrage (z.B. Gutscheine).

d) Aspekte und Fragen für die weitere Forschung

Die Wechselwirkungen zwischen den unterschiedlichen Einflussfaktoren sollten weiter in den Blick genommen werden. Im Rahmen der vorliegenden Untersuchung waren aufgrund geringer Fallzahlen keine multivariaten Analysen möglich.

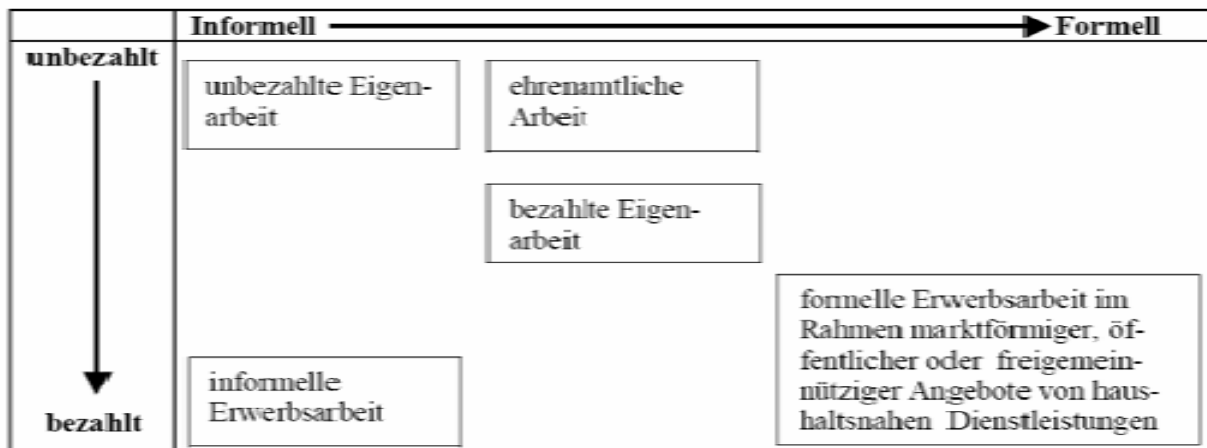
Sinnvoll wäre auch die langfristige Beobachtung der genannten Annahmen innerhalb eines Landes: Gelten die beobachteten Zusammenhänge im Kontext jedes Produktions- und Sozialmodells? Gelten sie im Kontext des deutschen Produktions- und Sozialmodells? Die Herausforderung für Längsschnittvergleiche besteht jedoch darin, dass sich Kontextfaktoren im Zeitverlauf ebenfalls verändern.

Aufschlussreich wäre es auch, die Entwicklung von formeller Beschäftigung im sozialen bzw. haushaltsnahen Dienstleistungsbereich im Kontext übriger Alternativen zu erwerbsförmeriger Arbeit zu betrachten; einschließlich weiterer Einflussfaktoren, die auf Entwicklung von Alternativen einwirken. Gemeint sind vor allem die unterschiedlichen Formen bezahlter und

unbezahlter, informeller und formeller Arbeit (vgl. Schaubild). Problematisch ist in diesem Zusammenhang jedoch die unzureichende Datenlage in diesem Bereich (v.a. informelle Arbeit) und die mangelnde Vergleichbarkeit von Daten (Bsp: 'bezahlte Eigenarbeit').

### Übersicht 13: Der erweiterte Arbeitsmarkt

Der erweiterte Arbeitsmarkt Privathaushalt



Quelle: Jaehring 2004

Die Korrelation zwischen dem Arbeitsvolumen in privaten Haushalten und dem Niveau der Einkommensdifferenzierung ist positiv. Gilt dieser positive Zusammenhang zwischen Dienstleistungen in Privathaushalten und Einkommensverteilung auch im deutschen Produktions- und Sozialmodell? D.h.: Steigt in Deutschland mit der Ausbreitung des Niedriglohnsektors und der Einkommensungleichheit auch die Beschäftigung im Haushaltssektor?

Welche Folgen hat die bereits zu beobachtende wachsende Einkommensdifferenzierung für die Nachfrage und die Versorgung mit Dienstleistungen? Ermöglicht das deutsche Wohlfahrtsregime dauerhaft auch für Bezieher niedriger Einkommen die Nachfrage nach haushaltsnahen oder sozialen Dienstleistungen ('Wer passt auf die Kinder der Dienstmädchen auf')?

Die Korrelation zwischen dem Arbeitsvolumen von Frauen pro Kopf aller Frauen im erwerbsfähigen Alter und dem Arbeitsvolumen in den sozialen Dienstleistungen ist positiv. Wie sieht der Zusammenhang zwischen Arbeitsvolumen von Frauen pro Kopf und dem Arbeitsvolumen im privaten Dienstleistungsbereich aus? Gelten die genannten Zusammenhänge unabhängig von der Art der Erwerbsintegration? In diesem Kontext wäre vermutlich ein Vergleich zwischen Deutschland und Frankreich aufschlussreich.

Dem haushaltsnahen Dienstleistungsbereich wird ein großes Potential im Hinblick auf die Erwerbspartizipation von geringqualifizierten Frauen zu geschrieben. Zu hinterfragen wäre in diesem Zusammenhang, ob die Bewertung als Beschäftigungschance auch abhängig ist, von den vorhandenen Alternativen und vom Zeitpunkt im Erwerbsverlauf, in dem Beschäftigung in Privathaushalten fällt. In Frankreich arbeiten beispielsweise mehrheitlich ältere, relativ geringqualifizierte Frauen als Tagesmütter. Zu hinterfragen ist weiterhin, ob die Qualität der Beschäftigungsverhältnisse nicht durch die Art der staatlichen Subventionierung beeinflussbar ist. Auch hier zeigt das Beispiel Frankreich, dass es durchaus zielführend sein kann, Transfers in höherem Maße mit Auflagen bezüglich der Art der Erbringung (substanzielle Teilzeit, tarifliche Entlohnung, etc.) zu verknüpfen. Zudem werden überwiegend trilaterale Beziehungen mit punktueller oder dauerhafter Beteiligung von Dienstleistungsagenturen gefördert, die in die Gestaltung der Arbeitsbeziehungen zwischen Haushalten und Beschäftigten intervenieren.

Die Korrelation zwischen staatlichen Ausgaben für Sozialleistungen und dem Arbeitsvolumen bei sozialen Dienstleistungen ist positiv. Umgekehrt gilt die Entwicklung von Alternativen zu erwerbsförmiger Arbeit als Erklärungsfaktor für die vergleichsweise geringe Ausprägung von erwerbsförmigen sozialen Dienstleistungen. Die Stärke der Korrelation hängt also vermutlich auch von der Art der Sozialausgaben ab: Entscheidend ist, ob Eigenarbeit gefördert wird oder die Bereitstellung eines entsprechenden Dienstleistungsangebots. Ein Beispiel für den ersten Weg wäre die Förderung von Eigenarbeit durch traditionelle Transfers (z.B. das Ehegattensplitting) bzw. durch neue, zweckgebundene Transfers (Erziehungsgeld, Pflegegeld = 'bezahlte Eigenarbeit'). Dieser Weg wird z.B. in Deutschland beschritten.

### 6.3 Arbeitszeiten im Haushaltskontext

Nachdem im ersten Teil des Werkstattgesprächs ein großer Bogen vom Bedarf nach neuen Dienstleistungen über deren Organisationsform bis zu den erwartbaren sozialen und ökonomischen Implikationen gespannt wird, widmet sich der zweite Teil den damit verbundenen Themenbereichen Zeitverwendung, Konsum sowie den kinder- und jugendspezifischen bzw. altersspezifischen Dienstleistungsbedarfen.

*Axel Schaffer, Carsten Stahmer: Zeitverwendung der Gesamtbevölkerung – Beobachtung von Aktivitätsmustern mit sozioökonomischen Input-Output-Tabellen (SIOT)*

*Dr. Axel Schaffer* arbeitet an der Universität Karlsruhe und beschäftigt sich mit der Zeitverwendung der Gesamtbevölkerung. Er arbeitet mit sozioökonomischen Input-Output-Tabellen (SIOT), in denen Aktivitätsmuster (gemessen in Stundenvolumina) in das Zentrum der Analyse gestellt werden. Die SIOT in Zeiteinheiten bilden gemeinsam mit Input-Output-Tabellen, die monetäre und Stoffströme (CO<sub>2</sub>) messen, ein integriertes System. Dieses umfasst das gesamte Tätigkeitsspektrum und differenziert nach Aktivitäten der Eigenarbeit und der Erwerbsarbeit sowie nach persönlichen Aktivitäten. Im Rahmen des Werkstattgesprächs haben wir Axel Schaffer gebeten, anhand einiger Fragestellungen den Nutzen dieses methodischen Makro-Ansatzes darzustellen: Wie unterscheiden sich die Aktivitätsmuster von verschiedenen Alters- und Bevölkerungsgruppen? Welche Salden lassen sich beobachten? Empfängt eine Bevölkerungsgruppe, mehr Zeit als sie verwendet, und wer wendet diese Zeit auf? Verändern sich die Aktivitätsmuster, und welche Folgen können daraus abgeschätzt werden? Welche Auswirkungen hätte beispielsweise eine gesamtgesellschaftliche Reduzierung der jährlichen Erwerbsarbeitszeit?

Zur Erstellung einer sozioökonomischen Input-Output-Tabelle (SIOT) bedarf es einer Vielfalt an Tabellen, Übergangsmatrizen und Einzeldaten. Doch noch mehr erfordert es zu wissen, wie sich die Datenfülle schließlich zu einer SIOT zusammenfügen lässt. Über beides, Daten und Know-how, verfügte Schaffer nicht in ausreichendem Maße. Die Erstellung der SIOT 2000 wäre daher ohne die vielfältige Unterstützung durch Mitarbeiter im Statistischen Bundesamt nicht gelungen. Noch weniger aber wäre sie ohne *Carsten Stahmers* unermüdliche Hilfe und sein Talent, auch für komplizierte gesellschaftliche Zusammenhänge elegante Matrizen zu entwerfen, denkbar gewesen.

### a) Motivation und Vorgehen

Die SIOT stellt die menschlichen Aktivitäten in das Zentrum der Analyse und unterscheidet Aktivitätsmuster von drei Altersgruppen. Um das gesamte Tätigkeitsspektrum der jeweiligen Bevölkerungsgruppen darstellen zu können, wurden die Stunden als einheitliche Maßeinheit der Aktivitäten gewählt. Das Zeitbudget einer Gruppe umfasst somit den 24-Studentag hochgerechnet auf ein Jahr und multipliziert mit der Anzahl der Gruppenmitglieder. Unter gesamtrechnerischen Gesichtspunkten ist die Zeit als Ressource aufgrund der vollständigen Erfassung menschlicher Aktivitäten von Interesse. Allerdings gewinnt eine solche Analyse von der zusätzlichen Darstellung der Aktivitäten in monetären und physischen Einheiten. Erst dadurch wird deutlich, welcher Wert den Aktivitäten (ökonomisch) beigemessen wird (bzw. welche Aktivitäten aus monetärer Sicht weniger wert oder gar wertlos sind), und welchen Beitrag die Aktivitäten, beispielsweise zur gesamten CO<sub>2</sub>-Produktion beitragen. Die SIOT ist daher als integratives System sozioökonomischer Input-Output-Tabellen in zeitlicher, monetärer und physischer Dimension zu verstehen. In einigen Fällen ist der „Produzent“ einer Aktivität gleichzeitig deren Nutznießer. Dies gilt insbesondere für persönliche Aktivitäten. Bei den Aktivitäten der Haushaltsproduktion und der Erwerbstätigkeit unterscheiden sich jedoch Produzent und Nutznießer der Leistungen in den meisten Fällen. Eine weitere Zielsetzung der SIOT besteht daher in der Zuordnung der Aktivitäten auf die jeweiligen Nutznießer.

Im Vergleich zu den traditionellen Input-Output-Tabellen (IOT) stellt die SIOT nicht die Produktion von Gütern sondern von Aktivitäten dar. Dabei übernehmen die Bevölkerungsgruppen anstelle der Produktionsbereiche die Rolle der Produzenten. In dieser Funktion führen sie berufliche und nicht berufliche Aktivitäten durch. Die SIOT in Zeiteinheiten, die als Herzstück des integrativen Systems angesehen werden kann, umfasst das gesamte Tätigkeitsspektrum und differenziert nach Aktivitäten der Eigenarbeit und der Erwerbsarbeit sowie nach persönlichen Aktivitäten. Die produzierten Aktivitäten sind kein Selbstzweck, sondern dienen der Bedürfnisbefriedigung. Die Erwerbsarbeit ist daher auf die Konsumwünsche, d. h. die Endnachfrage der einzelnen Akteure bezogen. In diesem Zusammenhang spielt die traditionelle monetäre IOT eine zentrale Rolle, da nur mit ihrer Hilfe die Zuordnung der Erwerbstätigkeit in 71 Produktionsbereichen auf die Endnachfrage gelingt. Die Kategorien der Endnachfrage orientieren sich daher an der Klassifikation der traditionellen IOT. Allerdings ist sowohl der Konsum zum Zwecke der Bildung als auch für Gesundheitszwecke separat ausgewiesen.



Übersicht 14: Sozioökonomische Input-Output-Tabelle

SIOT (Mrd. Std.)	Alters- klasse 0-18	Alters- klasse 19-65	Alters- klasse 65+	Quali- fika- tion	Haus- arbeit	Sozial- arbeit	Er- werbs- arbeit	$\Sigma$
AK 0-18	Persönliche Aktivitäten			Zeitverwendung / geschaffene Werte				AK * 24 * 365
AK 19-65								
AK 65+								
Qualifika- tion	Empfangene Zeit / empfangene Werte							
Hausarbeit								
Sozialarbeit								
Erwerbs- arbeit								
Saldo								0
$\Sigma$	AK * 24 * 365							

## b) Produktion von Aktivitäten

## I. Nicht berufliche Aktivitäten

In ihrer Rolle als Produzenten führen die Personen berufliche und nicht berufliche Aktivitäten durch. Als beruflich gelten alle Aktivitäten der Erwerbsarbeit sowie die Fahrten zum Arbeitsplatz. Die übrigen, nicht beruflichen, Aktivitäten untergliedern sich wie folgt:

1. Persönliche Aktivitäten,
2. eigene Qualifikation,
3. Hauswirtschaftliche und handwerkliche Tätigkeiten,
4. Kinderbetreuung,
5. Pflege Erwachsener,
6. ehrenamtliche Leistungen.

Die Bereiche (3) bis (5) sind zudem nach Aktivitäten innerhalb und zwischen den Haushalten unterschieden. Für die SIOT in Zeiteinheiten lassen sich die Aktivitäten direkt aus der Zeitverwendung ableiten. Viele Daten werden im Rahmen der sozioökonomischen Input-Output-Rechnung zusammengefasst. Die hier aufgezeigten persönlichen Aktivitäten umfassen bei-

spielsweise Aktivitäten aus den Bereichen Regeneration, soziales Leben, Sport, Hobby und Kultur. Basierend auf der Darstellung in Stunden ist eine monetäre Bewertung der nicht beruflichen Aktivitäten möglich.

### Übersicht 15: Nicht berufliche Aktivitäten

Nicht marktliche Aktivitäten der Produktionsseite	Persönliche Aktivitäten			Qualifikation	Haushaltsproduktion						Ehrenamt
	Kinder u. Jugendliche unter 18 Jahren	Erwachsene von 18 bis unter 65 Jahre	Senioren (65 Jahre und älter)		Hauswirtschl. u. handwerk. Tätigkeiten		Kinderbetreuung		Pflege Erwachsener		
					innerhalb der HH	zwischen den HH	innerhalb der HH	zwischen den HH	innerhalb der HH	zwischen den HH	
Mill. Std.	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)	(6)	(7)	(8)	(9)	(10)	(11)
Kinder und Jugendliche	117 574			14 270	3 514	125	148	21	21	1	138
Erwachsene bis unter 65 J.		326 382		6 468	55 441	2 436	7 895	499	524	111	2 652
Senioren			95 155	178	20 799	495	134	265	175	19	743

### II. Berufliche Aktivitäten

Basierend auf der Arbeitsstundenrechnung des IAB und einer Sonderauswertung des Mikrozensus 2000 können die Arbeitsleistungen der verschiedenen Bevölkerungsgruppen in Stunden angegeben werden. Die Ausgangsmatrix zeigt das Arbeitsvolumen für 59 Produktionsbereiche. Unter Berücksichtigung der Wertschöpfung zeigt die daraus resultierende Matrix, welche Wertschöpfung von einer Bevölkerungsgruppe im Produktionsbereich erbracht wird.

Neben der eigentlichen Erwerbstätigkeit zählen auch die Fahrten zum Arbeitsplatz zu den beruflichen Aktivitäten. Die damit verbundenen zeitlichen Aufwendungen der jeweiligen Bevölkerungsgruppe sind direkt aus der Zeitbudgeterhebung herleitbar. Der vereinfachenden Annahme gleich verteilter Arbeitswege folgend, basiert die Aufteilung auf die Produktionsbereiche auf den entsprechenden Arbeitszeiten. Alternativ dazu ließen sich die Fahrten auch aus der Beschäftigtenzahl ableiten.

## Übersicht 16: Berufliche Aktivitäten

Marktliche Aktivitäten der Pro- duktions- seite	Erwerbsarbeit (incl. Fahrten zum Arbeitsplatz)						Brutto- investi- tionen	Exporte
	Konsum zum Zwecke der Bildung	Konsum zum Zwecke der Ge- sundheit	Konsum für sonstige Zwecke					
			Konsum- ausgaben privater Haushalte	Konsum- ausgaben priv. Orga- nisationen	Konsum- ausgaben des Staates			
Mill. Stunden	(12)	(13)	(14)	(15)	(16)	(17)	(18)	
Kinder und Jugendliche	19	68	250	2	24	120	108	
Erwachsene bis unter 65 J.	3 311	7 900	23 131	571	5 609	9 727	12 656	
Senioren	10	42	266	7	15	66	90	

*III. Empfangene Aktivitäten*

Die Kategorien der Verwendungsseite entsprechen denen der Produktionsseite. Die Darstellungsform der SIOT entspricht somit den Sozialrechnungsmatrizen (SAM).

Ein Großteil der nicht beruflichen Aktivitäten lässt sich relativ schnell den verschiedenen Personengruppen zuordnen. Die persönlichen Aktivitäten bilden einen nur in der Diagonalen belegten 1. Quadranten, und können sowohl als Produktion wie auch als Konsum interpretiert werden. Die eigene Qualifikation weist eine ähnliche Charakteristik auf. Wiederum kommt die Durchführung der Aktivität direkt dem Produzenten zugute, der somit gleichzeitig Konsument ist. Die Zuordnung der insgesamt aufgewendeten Zeit nach Bevölkerungsgruppen (bzw. der damit einhergehenden Werte und Emissionen) entspricht daher der Aufteilung aus der Produktionsseite. Gleichzeitig kommt die individuelle Qualifikation auch der Gesellschaft zugute. Daher erscheint es gerechtfertigt, sie von den persönlichen Aktivitäten im engeren Sinne abzugrenzen.

Die Aufteilung der Haushaltsproduktion gestaltet sich deutlich schwieriger. Im Idealfall müsste für alle Haushaltstypen bekannt sein wie lange sich die jeweiligen Haushaltsmitglieder zu Hause aufhalten, bzw. wie oft sie an den Mahlzeiten teilnehmen. Zur Erstellung der SIOT wurde auf eine derartig komplexe Abschätzung verzichtet. Vielmehr wird in einer ersten Annäherung angenommen, dass alle Haushaltsmitglieder gleichermaßen von den erbrachten Leistungen profitieren. Die aufgewendete Zeit für die Kinderbetreuung ist von ihrer

Definition her dagegen alleine der jüngsten Bevölkerungsgruppe zuzuordnen, die alle Kinder und Jugendlichen bis 18 Jahre umfasst. Umgekehrt kommen die übrigen Pflegeleistungen ausschließlich der Gruppe der Senioren zugute. Von den Aktivitäten des Ehrenamtes profitieren alle Bevölkerungsgruppen. Eine genaue Abschätzung könnte für die Vereinstätigkeit anhand der Mitgliedsstruktur vorgenommen werden. Für die vielfältigen anderen ehrenamtlichen Leistungen ist eine solche Abschätzung nicht möglich. Vereinfachend wurden daher die entsprechenden Leistungen entsprechend der Gruppenstärke auf alle Bevölkerungsgruppen verteilt.

Übersicht 17: Empfangene Aktivitäten

Nicht marktliche und marktliche Aktivitäten der Konsumseite	Empfangene Aktivitäten		
	Kinder u. Jugendliche unter 18 Jahren	Erwachsene von 18 bis unter 65 Jahre	Senioren (65 Jahre und älter)
Mill. Stunden	(1)	(2)	(3)
Nicht marktliche Aktivitäten			
Qualifikation	14 270	6 468	178
Hauswirtschaftliche und handwerkliche Tätigkeiten	10 394	51 820	20 595
Kinderbetreuung	8 962		
Pflege Erwachsener			851
Ehrenamt, soziale Dienste	669	2 282	582
Marktliche Aktivitäten			
Bildung	2 102	1 240	79
Gesundheit	858	4 590	3 189
sonstiger privater Konsum	3 778	21 501	4 846
sonstiger Konsum privater Organisationen	115	391	100
sonstiger staatlicher Konsum	1 136	3 881	985
Abschreibungen			
Importe			

c) Zusammenfügen der Puzzelteile zur SIOT

„Jetzt wächst zusammen, was zusammen gehört.“ (Willy Brandt) Nun sollen die einzelnen Puzzleteile zusammengesetzt und ggf. die fehlenden Teile eingesetzt werden. Um die vollständigen SIOT nicht zu überfrachten, folgt die Darstellung in aggregierter Form und getrennt nach Dimensionen. Die Bedeutung des Saldos ist zunächst technischer Art, da nur durch das Hinzufügen dieser Ausgleichszeile die Gleichheit von Spalten- und Zeilensummen gewähr-

leistet ist. Er ergibt sich aus dem Ungleichgewicht zwischen geleisteter und empfangener Zeiten, Werte und damit einhergehender Emissionen. Ein positiver Saldo weist darauf hin, dass die betrachtete Bevölkerungsgruppe mehr Leistungen erstellt als empfangen hat. Vice versa überwiegen bei einem negativen Wert die konsumierten Leistungen. Es ist nicht überraschend, dass Kinder und Jugendliche einen hohen negativen Saldo aufweisen. Sie wenden selbst relativ wenig Zeit für andere Gruppen auf, nehmen aber viele von anderen Generationen erbrachten Leistungen (in Form von Haushaltsproduktion und Erwerbsarbeit) in Anspruch. Ähnliches gilt für die Gruppe der Senioren. Sie sorgen zwar noch überwiegend für ihren eigenen Haushalt, profitieren aber in Form von Konsumgütern und Gesundheitsleistungen indirekt in hohem Maße von der Erwerbsarbeit anderer Personen. Die „Netto-Zahler“ sind eindeutig die Erwachsenen im Alter von 18 bis unter 65 Jahren.

Übersicht 18: Zusammensetzung SIOT Teil 1

Basis (Mrd. Std.)	AK 0-18	AK 18-65	AK 65+	Quali- fika- tion	Haus- arbeit	Sozial- arbeit	Erwerbs- arbeit
AK 0-18	117,6			14,3	3,6	0,3	0,6
AK 18-65		326,4		6,4	58,0	11,6	62,9
AK 65+			95,2	0,2	21,3	1,3	0,5
Qualifika- tion	14,3	6,4	0,2	Zeitverwendung Frauen (51,2%) Persönliche Aktivitäten: 51,2% Qualifikation: 49,2% Informelle Arbeit: 61,6% Berufliche Arbeit: 36,4%			
Hausarbeit	10,4	51,9	20,6				
Sozialarbeit	9,5	2,3	1,4				
Erwerbs- arbeit	7,6	30,1	8,8				
<b>Saldo</b>	-23,0	48,2	-7,7				
<b>Σ</b>	136,4	465,3	118,5				

Übersicht 19: Zusammensetzung SIOT Teil 2

HTG (Ver- Änderung in %, Euro)	AK 0-18	AK 18-65	AK 65+	Quali- fika- tion	Haus- arbeit	Sozial- arbeit	Erwerbs- arbeit
AK 0-18					-0,7	74,1	-10,1
AK 18-65					0,8	47,0	-15,0
AK 65+					-1,9	71,6	-6,0
Qualifika- tion							
Hausarbeit	0,0	0,0	0,0				Einkommen aus beruflicher Arbeit: -14,9%
Sozialarbeit	+48,2	+51,7	+59,5				Geschaffene Werte aus informeller Arbeit: +6,9%
Erwerbs- arbeit	-12,4	-14,6	-15,8				Gesamte Veränderung in Werten: -9,5%
<b>Saldo</b>	0,3	-10,7	-15,9				
<b>Σ</b>	0,4	-10,4	1,4				

Das Verhältnis von beruflichen zu nicht beruflichen Aktivitäten in Stunden unterscheidet sich signifikant von der Betrachtung in monetären Werten. Während das Gros der verfügbaren Zeit in nicht berufliche Aktivitäten fließt, gehen die beruflichen Aktivitäten in der monetären und physischen Tabelle mit deutlich höheren Werten einher. Dies hat zur Folge, dass die am Erwerbsleben maßgeblich beteiligten Mitglieder der mittleren Bevölkerungsgruppe zwar über das gleiche jährliche Zeitbudget wie alle anderen Personen verfügen, pro Kopf aber deutlich mehr Werte schaffen.

## Übersicht 20: Zusammensetzung SIOT Teil 3

Basis (Mrd. Euro)	AK 0-18	AK 18-65	AK 65+	Quali- fika- tion	Haus- arbeit	Sozial- arbeit	Erwerbs- arbeit
AK 0-18					25,5	2,0	11,6
AK 18-65					406,0	81,2	2000,8
AK 65+					149,4	9,0	17,6
Qualifika- tion				Geschaffene Werte Frauen (51,2%)			
Hausarbeit	72,9	363,5	144,5	Informelle Arbeit: 61,6%			
Sozialarbeit	66,4	16,0	9,8	Berufliche Arbeit: 33,3%			
Erwerbs- arbeit	249,4	1062,1	289,9	Gesamte Arbeit: 40,6%			
<b>Saldo</b>	-349,6	1046,3	-268,1				
<b>Σ</b>	39,1	2487,9	176,1				

## d) Fazit und Ausblick

Die Anwendungsmöglichkeiten der SIOT 2000 sind vielfältig. Zum einen können mit Hilfe der SIOT die Auswirkungen von sich verändernden Aktivitätsmuster abgeschätzt werden. So wurde die SIOT 1998 beispielsweise verwendet, um die Auswirkungen einer Reduzierung der jährlichen Erwerbsarbeitszeit aufzuzeigen.

Ein weiteres Bearbeitungsfeld ergibt sich im Zusammenhang mit der demographischen Entwicklung. Wird z. B. ein Mindestbedarf an Pflegeleistung für die Mitglieder der älteren Bevölkerungsgruppe definiert, so ließen sich, ausgehend von der Konsumseite, notwendige Veränderungen auf der Produktionsseite abschätzen.

*Wencke Gwozdz: Private Haushaltsarbeit. Bedingungsfaktoren für den Umfang und die Aufteilung von Haushaltsarbeit*

Der Beitrag von *Wencke Gwozdz* (Universität Hohenheim) widmet sich ebenfalls der Zeitverwendung, wechselt jedoch die Beobachtungsebene: Statt einer Makrobetrachtung steht nun die individuelle Zeitverwendung, also die Mikroebene, im Vordergrund. *Wencke Gwozdz* betrachtet auf der Basis der Zeitbudgeterhebungen des statistischen Bundesamtes den Umfang



und die Organisation von privater Haushaltsarbeit. Von besonderem Interesse für die Berichterstattung ist dabei die Frage, ob und in welchem Ausmaß eine Veränderung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in Paar- bzw. Familienhaushalten zu beobachten ist. Welche Faktoren bestimmen den Aufwand für Haushaltsarbeit und wie beeinflussen diese die Aufteilung der Haushaltsarbeit in eine eher partnerschaftliche oder in eine eher traditionelle Lösung?

Die Untersuchung „Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und die Determinanten der Zeit für Haushaltsführung und Betreuung der Familie“, die im Folgenden vorgestellt wird, stützt sich auf die Zeitbudgeterhebungen 1991/92 und 2001/02 des Statistischen Bundesamtes. Dort wird die Bezeichnung „Haushaltsführung und Betreuung der Familie“ für die entsprechende Aktivitätskategorie verwendet. Aus Vereinfachungsgründen wird Gwozdz in ihrem Vortrag von „Haushaltsarbeit“ sprechen.

#### a) Gegenstand der Untersuchung

Den Gegenstand der Untersuchung bildet, wie bereits dem Titel zu entnehmen ist, die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und ihre Veränderung über die Zeit. Zur Untersuchung dieses Themas bilden die eben genannten Zeitbudgeterhebungen 1991 und 2001 eine sehr gute Datengrundlage. Vor allem ermöglichen diese beiden Erhebungen eine genauere Betrachtung der familialen Arbeitsteilung im Haushalt. So konnte festgestellt werden, dass Frauen 2001 durchschnittlich weniger Haushaltsarbeitszeit verrichteten als noch 1991, ihre Partner dagegen etwas mehr. Der Mehraufwand der Männer in Paarhaushalten kompensiert aber bei weitem nicht die Reduktion der Haushaltsarbeitszeit der Frauen. Faktisch heißt das, die Zeit für Haushaltsarbeit nahm innerhalb dieser Dekade ab. Ziel dieser Arbeit ist es, mögliche Ursachen für die aufgedeckten Veränderungen zu finden. Beruhen sie auf strukturellen Veränderungen (z.B. auf dem entsprechenden Rückgang der Haushaltsgröße) oder hat sich die grundsätzliche Einstellung zur Haushaltsarbeit verändert? Es sollen Determinanten der Zeit für Haushaltsarbeit und ihr Einfluss ermittelt werden. Im Vortrag wird die Untersuchung am Beispiel der Frauen in Paarhaushalten vorgestellt.

#### b) Das Modell

Das Erklärungsmodell beruht auf der ökonomischen Theorie des Arbeitsangebots. Dabei geht es vor allem darum, wie die verfügbare Zeit aufgeteilt wird. Möglich ist die Wahl zwischen Freizeit, Haushaltsarbeit und Erwerbsarbeit. In einem einfachen Modell dienen als Ar-

gumente einer Stone-Geary-Nutzenfunktion also Freizeit, Haushaltsarbeitszeit (als Proxy für produzierte Haushaltsgüter) und Konsum.

Die Haushaltsarbeitszeit der Frau hängt positiv zusammen mit der gesamt verfügbaren Zeit und dem Nicht-Erwerbseinkommen im Verhältnis zum Bruttolohnsatz und im Verhältnis zur Mindesthaushaltsarbeitszeit (die ein Proxy für ein Mindestmaß an produzierte Haushaltsgüter darstellt). Negativ verknüpft ist sie mit dem Mindestkonsum, im Verhältnis zum Bruttolohnsatz sowie im Verhältnis zur Mindestfreizeit. Alle Argumente der Nachfragefunktion nach Haushaltsarbeit sind gewichtet. Der Gewichtungsfaktor ist die Grenzneigung für Haushaltsgüter. Nach Erhalt dieser Nachfragefunktion nach Haushaltsarbeitszeit erfolgt die Operationalisierung der darin enthaltenen Größen.

### c) Die empirische Umsetzung

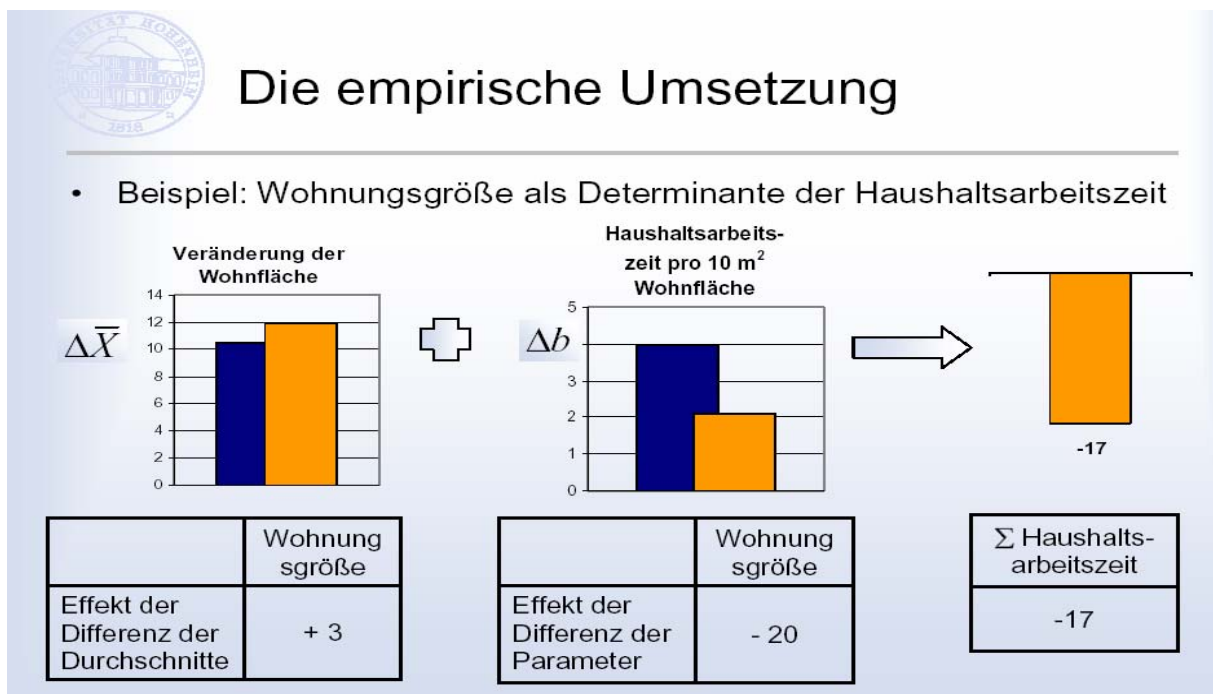
Im Folgenden müssen Indikatoren für die einzelnen Argumente der Nachfragefunktion gefunden werden. Diese sollten Variablen sein, die in den Zeitbudgeterhebungen erhoben sind. So wird angenommen, dass das Mindestmaß an Haushaltsproduktion sich u.a. durch die Anzahl und das Alter der im Haushalt lebenden Kinder, die Wohnungsgröße und die Haushaltsarbeitszeit des Partners bestimmt. Das Nicht-Erwerbseinkommen wird i. S. der Theorie der „best response“-Strategie am Einkommen des Partners festgemacht. Da das Nicht-Erwerbseinkommen durch den Bruttolohnsatz dividiert wird, der in beiden Datensätzen nicht zur Verfügung steht, wird folgende Alternative genutzt. Als Indikatoren dienen dann das Nettoeinkommen des Partners und die Erwerbsarbeitszeit der Frau. Der Bruttolohnsatz ist in den Zeitbudgeterhebungen nicht erfasst, also werden als Indikatoren Humankapitalvariablen wie Alter, Schulbildung, Berufsausbildung etc. herangezogen. Ein Indikator für den Mindestkonsum könnte das Haushaltsnettoeinkommen sein.

Angestrebt wird ein Vergleich der Haushaltsarbeitszeit von Frauen in Paarhaushalten zwischen 1991 und 2001 sowie das Auffinden möglicher Ursachen für stattgefundenen Veränderungen. Dazu soll die aus der Diskriminierungsforschung bekannte Oaxaca-Blinder-Methode herangezogen werden. Sie ermöglicht es uns, gefundene Veränderungen in zwei Effekte zu zerlegen. Der eine Effekt isoliert den veränderten Einfluss der jeweiligen Determinante auf die Haushaltsarbeitszeit. Der andere Effekt ergibt sich aus der durchschnittlichen Veränderung der gefundenen Determinanten der Haushaltsarbeitszeit zwischen 1991 und 2001 (z.B. der Wohnungsgröße).

Dies bedeutet nun für die Untersuchung, dass sowohl lineare Regressionen für 1991 und 2001 geschätzt werden müssen, um die Regressionskoeffizienten, sprich den Einfluss der einzelnen Determinanten auf die Haushaltsarbeitszeit, zu erhalten, als auch die arithmetischen Mittel der jeweiligen signifikanten Determinanten.

Dies wird Gwozdz anhand eines Beispiels noch einmal genauer erläutern, und zwar am Beispiel des Wohnens als Determinante der Haushaltsarbeitszeit. Hier sehen Sie zuerst die durchschnittliche Veränderung der Wohnfläche in 10 Quadratmeter. Die Wohnungen sind also von 1991 bis 2001 größer geworden. Nach Oaxaca-Blinder ergibt sich durch die Veränderung der Wohnungsfläche ein Effekt auf die Haushaltsarbeit von +3 Minuten pro Tag.

Übersicht 21: Wohnungsgröße als Determinante der Haushaltsarbeitszeit



Als nächstes sehen wir die Veränderungen der Regressionskoeffizienten. Deutlich zu sehen ist deren Abnahme von 1991 bis 2001, d.h. pro 10 Quadratmeter Wohnfläche wird 2001 weniger Haushaltsarbeit verrichtet als noch 1991. Damit können wir nach Oaxaca-Blinder feststellen, dass der Einfluss der Wohnung auf die Haushaltsarbeitszeit um ca. 20 Minuten pro Tag gesunken ist. Dabei kann der Verhaltensänderungseffekt auf eine höhere Produktivität oder aber auf eine Änderung der Einstellung zur Sauberkeit der Wohnung beruhen.

Aus beiden Effekten ergibt sich ein Gesamteffekt der Determinante Wohnfläche auf die Haushaltsarbeitszeit von -17 Minuten pro Tag.

Nun aber zur Untersuchung selbst! Wir stellen für die in Frage stehende Gruppe von Frauen einen Rückgang der Haushaltsarbeitszeit im Bezugszeitraum von 44 Minuten pro Tag fest. Diese 44 Minuten wären nach der eben dargestellten Methode zu erklären.

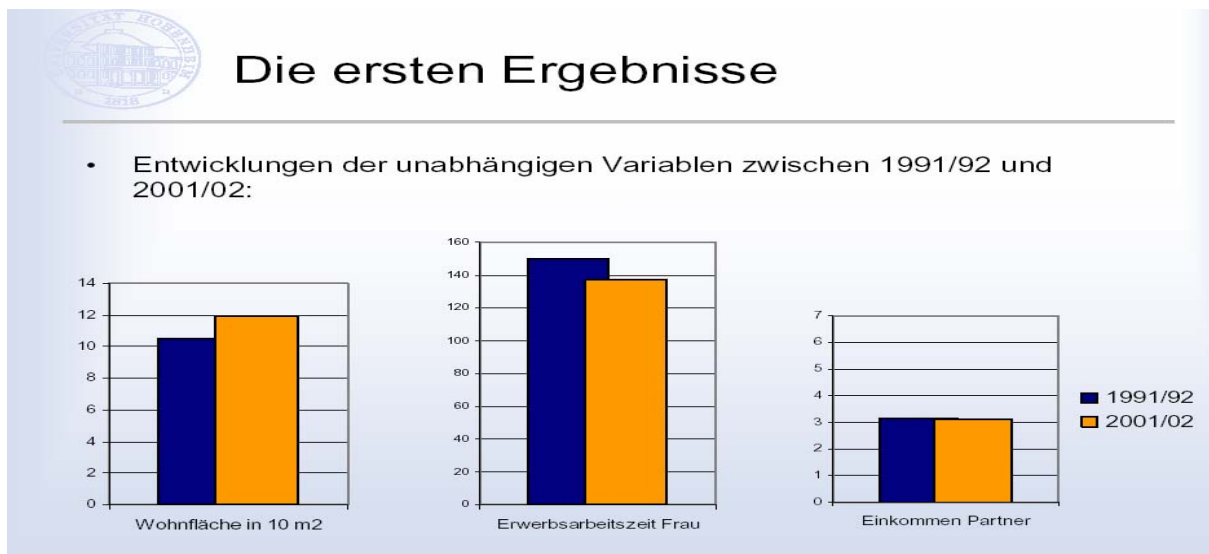
Dazu haben wir zunächst die Haushaltsarbeitszeit für Frauen in Paarhaushalten mittels Regressionen geschätzt. Aus methodischen Gründen werden zunächst nur Frauen unter 60 Jahren einbezogen. Damit ergeben sich für 1991 knapp 4500 und für 2001 über 2600 Fälle.

Wir haben bis jetzt erst folgende Variablen operationalisiert: das Mindestmaß an Haushaltsproduktion, das Nicht-Erwerbseinkommen und den Bruttolohnsatz. Die herangezogenen Indikatoren sind: die Anzahl der im Haushalt lebenden Kinder (unterteilt in 6 Altersklassen), die Wohnungsgröße (in 10 Quadratmeter), die Erwerbsarbeitszeit der Frau (in Minuten pro Tag), das Einkommen des Partners (in 7 Klassen) und zuvor gezeigten Humankapitalvariablen wie Schulbildung, Berufsausbildung und Alter.

#### d) Die ersten Ergebnisse

Der Aufwand für Haushaltsarbeitszeit pro Kind nimmt mit zunehmendem Alter des Kindes ab. Die Größe der Wohnung übt einen positiven Effekt auf die Haushaltsarbeitszeit aus, die Erwerbsarbeit dagegen, wie nicht anders zu erwarten, einen negativen. Der Einfluss des Einkommens des Partners ist für 1991 nicht signifikant von null zu unterscheiden, muss aber aus Vollständigkeitsgründen zur Anwendung der Oaxaca-Blinder-Methode in der Regressionsanalyse aufgeführt werden. Im Vergleich der Jahre zeigt sich, dass 2001 für Kinder jeder Altersklasse weniger Zeit aufgewandt wird als noch 1991. Nur der Koeffizient der Kinder zwischen 7-10 Jahren steigt an. Der Einfluss der Wohnung auf die Haushaltsarbeitszeit scheint zu sinken, während der der Erwerbsarbeitszeit ungefähr stabil bleibt. Erstaunlich ist der positive, signifikante Einfluss des Einkommens des Partners auf die Haushaltsarbeitszeit der Frau für 2001, was den Ansatz der „best response“-Strategie zu bestätigen scheint.

## Übersicht 22: Der Einfluss der Wohnfläche auf Haushaltsarbeitszeit



Alle Humankapitalvariablen erwiesen sich bisher als nicht signifikant. Damit sind die benötigten Parameterwerte der unabhängigen Variablen (also Indikatoren) erfasst. Als nächstes müssen die Durchschnittswerte der signifikanten Variablen errechnet werden.

Die Wohnfläche vergrößerte sich durchschnittlich um rund 13 Quadratmeter, während das Einkommen des Partners sich nicht signifikant änderte. Die Erwerbsarbeitszeit dieser Frauen reduzierte sich innerhalb dieser Dekade um ca. 13 Minuten pro Tag.

Die Struktur der Kinder änderte sich: So gibt es weniger jüngere Kinder, die Anzahl der Kinder zwischen 7-10 Jahren ändert sich kaum, dafür stieg merklich die Zahl der 11-19 Jährigen.

Die Effekte, die auf den Veränderungen in der Struktur der Kinder beruhen, sind bei jüngeren Kindern negativ. Wie bereits gezeigt, hat die Anzahl jüngerer Kinder abgenommen, folglich fällt weniger Haushaltsarbeitszeit an. Umgekehrt verhält es sich bei älteren Kindern.

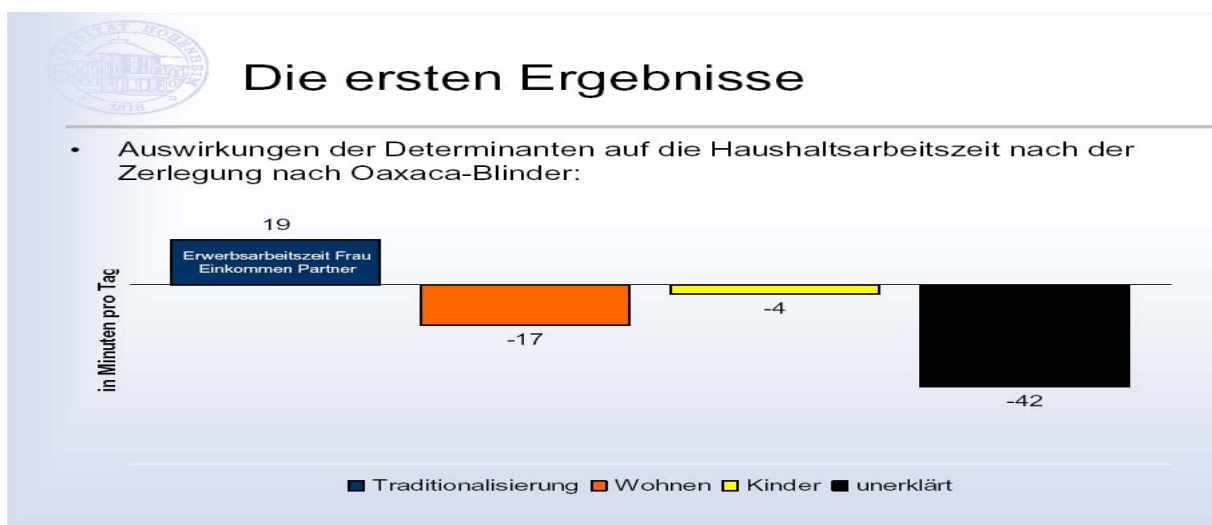
Pro Kind wird weniger Zeit aufgewandt, außer für Kinder zwischen 7-10 Jahren. Bezogen auf alle Kinder ergeben sich, aufgrund der Strukturveränderung, knapp 2 Minuten weniger Haushaltsarbeitszeit, weitere 2 Minuten erhalten wir durch eine Verhaltensänderung. Die nächste Determinante ist die Wohnfläche, die ich bereits zuvor als Beispiel zur Vorgehensweise erläutert habe. Die Erwerbsarbeitszeit der Frau sank durchschnittlich um 13 Minuten pro Tag, was sich auf die Haushaltsarbeitszeit mit 5 Minuten positiv auswirkte, während das Einkommen des Partners sich zwischen 1991 und 2001 kaum änderte und somit auch nur einen geringen Effekt hat. Anders verhält es sich, wenn wir den Effekt der Differenz der Parameterwerte betrachten. Der Einfluss der Erwerbsarbeitszeit der Frau auf die Haushaltsarbeitszeit stieg leicht an (um 2 Minuten). Erstaunlicher aber ist, dass das Einkommen des Partners

2001 eine viel größere Rolle spielt als noch 1991. Hier ergibt sich ein Effekt von plus 12 Minuten. Zum Schluss bleibt noch die Konstante, die in der rechten Spalte einen Effekt von -42 Minuten pro Tag hat. Sie beinhaltet all diejenigen Determinanten der Haushaltsarbeit, die noch nicht gefunden oder erfolgreich in die Regressionsanalyse eingebunden sind. Insgesamt waren 44 Minuten zu erklären. Wie setzen sich diese nun zusammen?

Aufgrund der Veränderungen in den Durchschnitts der Determinanten der Haushaltsarbeitszeit, müsste diese um 6 Minuten pro Tag angestiegen sein. Nach den Verschiebungen im Einfluss der jeweiligen Determinanten müssten hingegen 50 Minuten weniger Haushaltsarbeitszeit geleistet worden sein. Addieren wir beide Effekte auf, so ergeben sich wieder die -44 Minuten, die zu erklären waren.

Eine andere Art der Darstellung der Ergebnisse zeigt Übersicht 23. Im ersten Balken sind die Erwerbstätigkeit der Frau und das Einkommen ihres Partners zusammengefasst. Beide gelten im Modell als Indikatoren für das Nicht-Erwerbseinkommen. Da beide Indikatoren, anders als gedacht, sich so auswirken, dass die Haushaltsarbeitszeit zwischen 1991 und 2001 um ca. 19 Minuten ansteigt, hat Gwozdz sie hier Retraditionalisierung genannt. Die Haupteinflüsse waren dabei die sinkende Erwerbsarbeitszeit der Frau und der stark gestiegene Einfluss des Einkommens des Partners. Die Indikatoren Wohnen und Kinder sind in getrennten Balken dargestellt. Wohnen hat einen Gesamteffekt auf die Haushaltsarbeitszeit von -17 Minuten. Veränderungen der Struktur bzw. des Einflusses der Kinder wirken nur mit -4 Minuten auf die Haushaltsarbeitszeit.

Übersicht 23: Zerlegung der Haushaltsarbeitszeit



Ungeklärt bleiben bis hierhin 42 Minuten. Ein interessantes Ergebnis ist, dass ich nicht nur die reinen 44 Minuten Differenz in der Haushaltsarbeitszeit erklären muss, sondern sich auch gegenläufige Effekte ergeben haben. Die Konsequenz daraus ist, dass nun insgesamt mehr als die bisher angenommene Diskrepanz der Haushaltsarbeitszeit der Frauen in Paaahaushalten zwischen 1991 und 2001 erklärt werden muss. So viel zu den bisherigen Ergebnissen. Nun noch einige Worte zum weiteren geplanten bzw. teilweise realisierten Vorgehen.

#### e) Das weitere Vorgehen

Mit linearen Regressionsanalysen allein werden sich nicht alle Determinanten der Haushaltsarbeitszeit einwandfrei identifizieren lassen. So konnte ich feststellen, dass die Haushaltsarbeitszeit des Partners nicht als Indikator des Mindestmaßes an Haushaltsproduktion  $h_0$  fungieren kann, sondern eher ein Indikator der Einstellung zur Haushaltsarbeit (bzw. zu Haushaltsgütern) ist. Denn mit steigender Haushaltsarbeitszeit des Partners erhöht sich auch die Zeit für Haushaltsarbeit der Frau. Deswegen ist Gwozdz in einem nächsten Schritt zur Aufstellung eines Pfadmodells übergegangen, indem unterschiedlichste Arten von Beziehungen zwischen Variablen möglich sind. Zu beachten ist bei dem hier dargestellten Modell, dass sich ovale Umrandungen auf nicht beobachtbare, sprich latente, Variablen beziehen, die eckigen auf in den Zeitbudgeterhebungen beobachteten Variablen, sprich die Indikatoren des Modells, beziehen. Dieses Pfadmodell entspricht dem zuvor in den Regressionsgleichungen vorgestellten und konnte auch so belegt werden. In einem nächsten Schritt fügte Gwozdz als latente Variable die „Einstellung zur Haushaltsarbeit“ und als deren Indikator die „Haushaltsarbeitszeit des Partners“ ein. Auch dieses konnte zunächst abgesichert werden. Im nächsten Schritt wird das Konstrukt der „Einstellung zur Haushaltsarbeit“ mit Hilfe von Zufriedenheitsvariablen überprüft. Danach erfolgt der weitere sukzessive Ausbau des Pfadmodells, indem zu findende Indikatoren der anderen Argumente der Nachfragefunktion der Frau nach Haushaltsarbeitszeit hinzugefügt werden.



## 6.4 Konsumchancen im Spiegel von differenzierten Lebenslagen

*Marc Ingo Wolter: Konsumchancen. Einfluss von Veränderungen der Bevölkerungsstruktur auf den Konsum – Vorausschätzungen durch sozioökonomische Modellierung.*

Mit dem Beitrag von *Dr. Marc Ingo Wolter*, der bei der Gesellschaft für Wirtschaftliche Strukturforschung in Osnabrück und für die sozioökonomische Berichterstattung arbeitet, kommen wir von der Zeit zum Geld und rücken den Konsum privater Haushalte in den Mittelpunkt: Welchen Einfluss hat eine Veränderung der Bevölkerungsstruktur, am Beispiel des demographischen Wandels, auf den zukünftigen Konsum, insbesondere auf die Konsumstruktur? Auch in diesem Beitrag geht es – neben der inhaltlichen Auseinandersetzung mit dem Thema – auch um die Darstellung und Diskussion eines innovativen methodischen Ansatzes: Marc Ingo Wolters wird die Veränderungen der Konsums mit Hilfe eines komplexen sozioökonomischen Modells modellieren. Grundsätzlich eröffnet dieser Ansatz perspektivisch viele weitere Möglichkeiten, z.B. lassen sich auf diese Weise auch die Wirkungen einer veränderten Einkommensstruktur auf die Konsumnachfrage bzw. die Beschäftigung abschätzen.

### a) Sozioökonomische Modellierung und Berichterstattung

Die sozioökonomische Modellierung, die im Folgenden noch genauer erläutert wird, basiert im Wesentlichen auf der selben Grundlage, die im Vortrag von *Axel Schaffer* bereits erläutert wurde: Modellierungsgrundlage sind Input-Output-Tabellen für monetäre, physische und Zeitgrößen, Kontensysteme der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnungen sowie die Prognosen der Bevölkerungsentwicklung. Darüber hinaus bauen Wolter und seine Kollegen Angaben zur Zinsentwicklung, zum Erwerbspotential und verschiedene Zeitreihen in die sozioökonomische Modellierung ein. Sozioökonomische Modellierung bewegt sich stets auf der Makroebene, erfordert Konsistenz mit den Aggregaten der VGR und kann Verteilungen lediglich zwischen hoch aggregierten sozioökonomischen Gruppen betrachten.

In der Kooperationsgruppe Sozioökonomische Modellierung, die im Sommer 2004 am Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZIF) der Universität Bielefeld arbeitete, untersuchten Sozialwissenschaftler/innen der sozioökonomischen Berichterstattung und Ökonometriker erstmals gemeinsam die Möglichkeiten, das große umweltökonomische Modell PANTARHEI der Gesellschaft für Wirtschaftliche Strukturforschung um die Abbildung sozialer Sachverhalte zu erweitern, und legten ein demografisches Modellmodul und einen Vorschlag

für eine Modellierung nach Qualifikation segmentierter Arbeitsmärkte vor. Eine weitere Kooperation zwischen Modellierung und Berichterstattung ist geplant, denn Sozioökonomische Modellierung kann als sinnvolle Ergänzung zur Sozioökonomischen Berichterstattung gesehen werden.

Zu Beginn eine Einschränkung und Abgrenzung: Die sozioökonomische Modellierung kann nur eine Ergänzung, keinesfalls ein Ersatz für die Analyse basierend auf Mikrodaten sein. Eine sozioökonomische Modellierung wird stets auf einem aggregierten Datensatz beruhen, da sie einen ganzheitlichen Ansatz verfolgt. Ganzheitlich in dem hier verwandten Sinne heißt, dass private Haushalte, der Staat, die Unternehmen und das Ausland (Sektorenkonten der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnungen) in ihren wechselseitigen Abhängigkeiten abgebildet werden. Wie für die ökonomische Modellierung gilt damit auch für die sozioökonomische Modellierung das Problem des Übergangs von der Mikro- über die Meso- auf die Makroebene. Dementsprechend werden soziale Aspekte nur holzschnittartig in die ökonomische Modellierung aufgenommen werden können. Eine Fokussierung auf aggregierte Größen zur Ursachenforschung übertünche aber auf der Mikro-Datenebene beobachtbare Zusammenhänge. Die sozioökonomische Modellierung als Erweiterung einer ökonomischen Modellierung ist daher auf Ergebnisse der soeb angewiesen und gehalten, sie – soweit wie möglich – in die Modellierung bzw. die Szenariobildung einzubeziehen. Der Zugewinn einer sozioökonomischen Modellierung liegt nicht in ihrer Vereinfachung, sondern in ihrer Verknüpfung von Zusammenhängen, die aus Mikrodaten generiert werden konnten. Das Ziel ist es, ein gesamtwirtschaftliches, dafür aber vereinfachtes Abbild der wechselseitigen Einflüsse zu schaffen.

Während bei der ökologischen Erweiterung ökonomischer Modelle technisches Wissen von Experten Eingang in die Modellierungen gefunden hat, werden bei einer sozioökonomischen Modellierung soziologische und demographische Erkenntnisse in die Modellierung Eingang finden müssen. Eine Erweiterung von ökonomischen Modellen ist also stets mit einem interdisziplinären Ansatz verbunden.

Die sozioökonomische Berichterstattung beruht – stark vereinfacht ausgedrückt – auf der Auswertung bestehender Datensätze, empirischer Analysen und theoretischer Erkenntnisse. Dabei werden verschiedenen Datensätze auf die gleiche Fragestellung hin untersucht und unterschiedliche Verhaltenshypothesen mit gleichen Datensätzen verknüpft. Die sozioökonomische Berichterstattung folgt zwar dem Leitmotiv des Produktions- und Sozialmodells Deutschlands, dabei erlaubt sie aber notwendiger Weise die Analyse nicht kompatibler Datensätze mit

unterschiedlichen Verhaltenshypothesen. Eine sozioökonomische Modellierung bedingt – wie die ökonomische Modellierung auch – eine Festlegung auf kompatible Datensätze sowie auf eindeutige Verhaltenshypothesen. Ersteres ist notwendig, um „Lücken“ und damit Inkonsistenzen zu vermeiden, die sich in nicht eingehaltenen definitorischen Beziehungen manifestieren. Letzteres ist notwendig, um die Eindeutigkeit funktionaler Beziehungen zu garantieren. Das heißt nicht, dass Erklärungshypothesen nicht wechseln können, sondern dass unterschiedliche funktionale Beziehungen in einem Modell nicht gleichzeitig existieren können. Nur unter diesen Bedingungen können doppeldeutige Ergebnisse vermieden und die rein technische Lösbarkeit von Modellen garantiert werden. Damit muss für die sozioökonomische Modellierung eine Auswahl hinsichtlich der Datensätze wie auch der Erklärungsansätze getroffen werden.

Ferner unterscheiden sich Berichterstattung und Modellierung auch in ihren Zielsetzungen. Während Berichterstattung neben der Dokumentation vergangener Entwicklungen Kausalzusammenhänge untersucht, will Modellierung unter Verwendung von bestehenden Verhaltensweisen einen Aufschluss über allgemeine Zusammenhänge (Simulationsrechnungen) und zukünftige Entwicklungen (Prognose) geben. Die Modellierung fußt damit unmittelbar auf den Erkenntnissen der Berichterstattung und ergänzt sie im Hinblick auf Folgenabschätzungen.

#### Übersicht 24: Berichterstattung und Modellierung

<b>Berichterstattung</b>	<b>Modellierung</b>
Kann grundsätzlich verschiedene Datensätze verwenden, die auf gleiche Fragestellungen untersucht werden	Muss sich betreffend einer Fragestellung für einen Datensatz entscheiden
Kann auch Datensätze verwenden, die nicht zueinander kompatibel sind	Sollte stets kompatible Datensätze verwenden
Kann zwischen Mikro-, Meso- und Makroebene wählen	Gesamtwirtschaftliche Modellierung benötigt Makrodatsätze
Ist in erster Linie auf die Vergangenheit bezogen	Will Zukunftsperspektiven aufzeigen
Systematischer Ansatz	Systematischer Ansatz
Bisher nicht	Soll und will Wirkungen von Szenarien abschätzen und damit Wirkungszusammenhänge aufzeigen

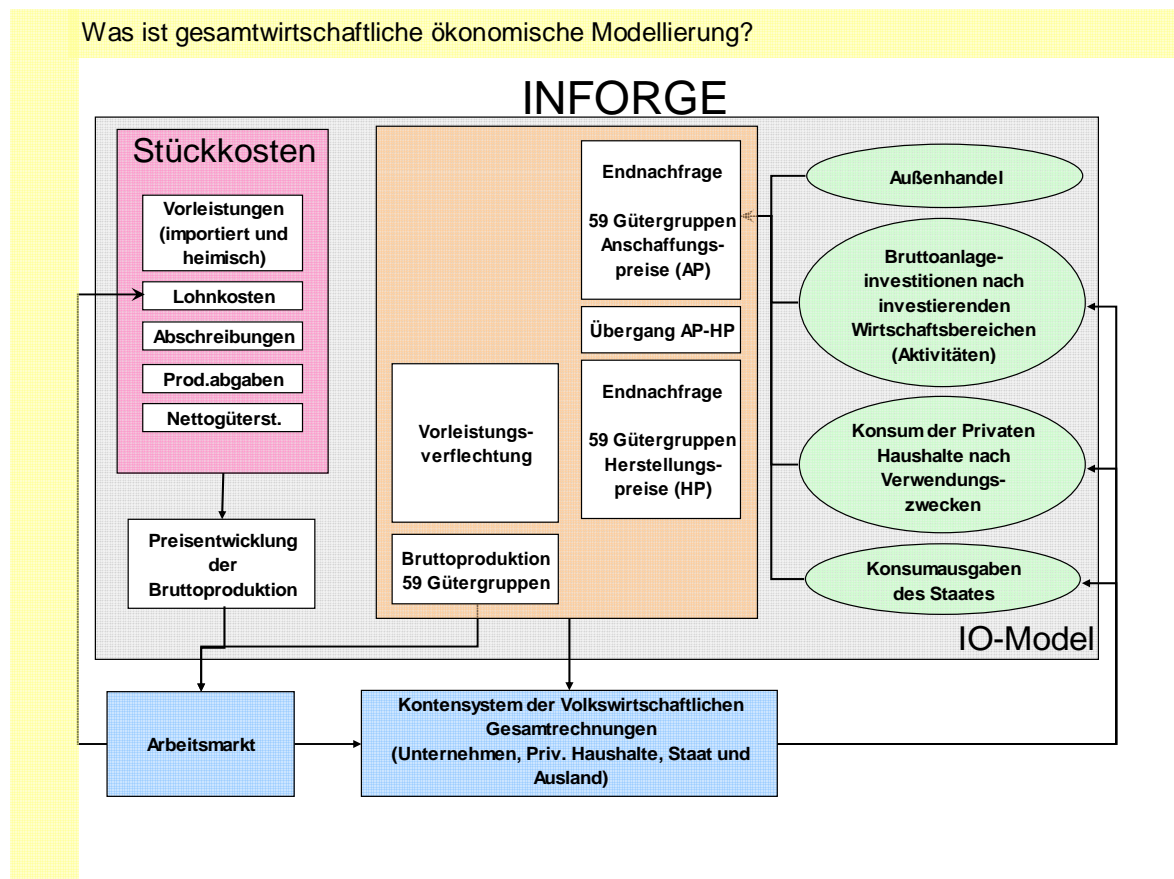
b) Was ist gesamtwirtschaftliche ökonomische Modellierung?

Das *Modell INFORGE* und das um ökologische Fragestellungen erweiterte Modell *PANTA RHEI* werden seit 1996 durchgehend für verschiedene Fragestellungen eingesetzt. *INFORGE1* ist ein nach Branchen tief gegliedertes Prognose- und Simulationsmodell. Das Modell ist durch die Konstruktionsprinzipien *Bottom-up* und *Vollständige Integration* gekennzeichnet. Das Konstruktionsprinzip *Bottom-up* besagt, dass jeder der 59 Wirtschaftsbereiche der Volkswirtschaft detailliert modelliert ist und die gesamtwirtschaftlichen Variablen durch explizite Aggregation im Modellzusammenhang gebildet werden. Das Konstruktionsprinzip *Vollständige Integration* beinhaltet eine komplexe und simultane Modellierung, welche die interindustrielle Verflechtung (Lieferbeziehungen zwischen Unternehmen) ebenso beschreibt wie die Entstehung und die Verteilung der Einkommen, die Umverteilungstätigkeit des Staates sowie die Einkommensverwendung der Privaten Haushalte für die verschiedenen Güter und Dienstleistungen.

Der Kern des *INFORGE* Modells besteht aus einem Input-Output-Modell (vgl. Abbildung 25). In einem ersten Schritt werden die Endnachfragekomponenten bestimmt. Der Außenhandel, insbesondere die Exportnachfrage, ist ein Ergebnis der Entwicklung des Welthandels und der aggregierten Weltimportnachfrage (25 Güter). Die wichtigste inländische Nachfragekomponente ist der Konsum der privaten Haushalte. Dieser ist das Ergebnis der Konsumfunktion in Abhängigkeit vom deflationierten verfügbaren Einkommen der privaten Haushalte. Anschließend verteilt der Haushalt sein Konsumbudget auf die 43 Verwendungszwecke, wobei neben relativen Preisen auch weitere Indikatoren, wie die Bevölkerung, in die Erklärung der Entwicklung eingehen.

Die Konsumausgaben des Staates sind abhängig von u.a. der Bevölkerungsstruktur und den damit verbundenen Leistungen, sowie von der wirtschaftlichen Entwicklung. Die Bruttoanlageinvestitionen (getrennt nach Ausrüstungen- und Bauinvestitionen) nach Wirtschaftsbereichen werden durch die Produktionsentwicklung und den Kapitalstock erklärt. Die Preisentwicklung der Investitionen ist wiederum abhängig von den Produktionspreisen, den Steuern und den Handelsleistungen. Aus den Ergebnissen für die Endnachfrage wird dann die Bruttonachfrage nach Gütergruppen ermittelt.

## Übersicht 25: Das Modell INFORGE



Als dritte wichtige Komponente des Modells ist die Preisfindung zu diskutieren, die auf der Kalkulation von Stückkosten basiert. Bei der Bestimmung der Stückkosten werden explizit die Kostenanteile für inländische und importierte Vorleistungen, Löhne, Abschreibungen und steuerliche Größen berücksichtigt. Sie werden über einen Aufschlagssatz zur Bestimmung der Produktionspreise verwendet. Diese sich ergebenden Preise werden dann als Angebotspreise der Nachfrage gegenübergestellt.

Die Ergebnisse des Input-Output-Modells gehen in den Arbeitsmarkt und in das Kontensystem ein, welche wiederum Einfluss auf die Kostenstruktur sowie die Endnachfrage nehmen. Damit werden in diesem Ansatz sowohl Aspekte der Nachfrageseite wie auch des Angebotes zusammengeführt und eine Betonung der ein oder anderen Marktseite liegt nicht vor! Anzumerken bleibt, dass die Darstellung nur eine grobe Vereinfachung des Modells zeigt und damit viele endogene Zusammenhänge aus Gründen der Übersichtlichkeit nicht abgebildet sind.

## c) Ansatz einer erweiterten Konsummodellierung

Im Rahmen der hier skizzierten Modellierung erfolgt die Einkommensbestimmung für „den“ Durchschnittshaushalt, den es streng genommen so nicht gibt. Aktuell wird zwar von einem

detaillierten Konsummuster ausgegangen (43 Verwendungszwecke), aber es wird nur ein Durchschnittshaushalt als Akteur in die Betrachtung einbezogen. Aus Sicht der Berichterstattung ist die Verwendung eines Durchschnittshaushaltes als Analysegegenstand unzureichend. Haushalte unterscheiden sich erheblich in ihrer Zusammensetzung und auch eine alleinige Trennung nach Haushaltsgröße ist unzureichend. Ferner ist neben dem Konsummuster auch die Einkommensentstehung von Bedeutung. Ebenso ein sich änderndes Geschlechterarrangement in Haushalten geht einher mit einer Änderung der Bedürfnisstruktur. Eine Zunahme von haushaltsnahen Dienstleistungen (Kinderbetreuung, häusliche Tätigkeiten, etc.) wird vermutet. Auch die Veränderungen des Konsumverhaltens bedingt durch eine alternde Gesellschaft sind für die wirtschaftliche Entwicklung von Bedeutung. Die bisherige Modellierung im INFORGE Modell soll in diesem Punkten erweitert werden.

In Zukunft werden also Konsumprognosen möglich sein, die verschiedene Typen von Haushalten (Zusammensetzung, Einkommenshöhe, etc.) berücksichtigen. Die Relevanz einer solchen Differenzierung möchte Wolter an einem anderen sozialen Sachverhalt demonstrieren, nämlich an den Effekten, die eine demographische Veränderung auf den zukünftigen Konsum nehmen werden.

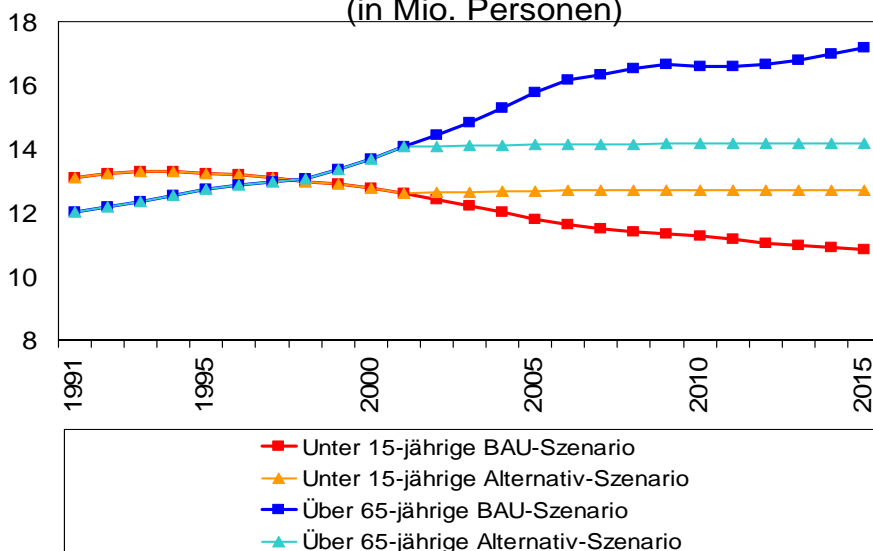
Dazu wurde die Konsumstruktur mit Angaben zur demographischen Veränderung verknüpft. Die aktuelle Konsumstruktur ergibt sich aus der Einkommens- und Verbrauchsstichprobe, ebenso wie das durchschnittlich verfügbare Einkommen nach sechs Altersgruppen. Die Angaben zur Bevölkerungsentwicklung nach Altersgruppen basieren auf der Bevölkerungsfortschreibung des Statistischen Bundesamtes, den historischen Zeitreihen und der mittleren Prognose.

Wir unterscheiden für unsere Prognose des Konsums der privaten Haushalte zwei Szenarien bis zum Jahr 2015:

- Die "Business as Usual" (BAU) Prognose: Hier nehmen wir einen demographischer Wandel, wie ihn das StaBuA in der mittleren Variante beschreibt.
- Die „Alternativprognose“: Es gibt keinen demographischen Wandel, sondern eine konstante Bevölkerungsstruktur des Jahres 2001 bei der Berechnung des Privaten Konsums; alle sonstigen Effekte des demographischen Wandels bleiben erhalten.

## Übersicht 26: Bevölkerungsentwicklung

**Bevölkerungsentwicklung** (unter 15-jährige/ über 65-jährige)  
 Vergleich  
**Business-as-usual (BAU)** und **unveränderte Altersstruktur**  
 (in Mio. Personen)



Im Ergebnis stellen wir fest, dass die gesamtwirtschaftliche Konsumnachfrage ohne den demographischen Wandel um ca. 1% niedriger ausfallen würde. Darüber hinaus zeigen sich deutliche Verschiebungen in der Konsumstruktur:

Ohne demographischen Wandel würden erheblich weniger Waren und Dienstleistungen der Haushaltsführung und für Haushaltsgeräte, medizinische Erzeugnisse, Textilien und für Reisen ausgegeben werden.



Übersicht 27: Privater Konsum nach Verwendungszwecken bei konstanter Bevölkerungsstruktur. Abweichungen vom Business-as-usual-Szenario in v.H.

VZ	Bezeichnung	2005	2010	2015
1	Nahrungsmittel	-0,52	-1,33	-2,11
2	Alkoholfreie Getränke	-0,14	-0,55	-0,86
3	Alkoholische Getränke	-0,39	-1,70	-2,87
4	Tabakwaren	1,64	2,73	4,16
5	Bekleidung	0,02	-0,71	-1,31
6	Schuhe	0,36	0,64	0,96
15	Möbel, Innenausstattung, Teppiche u. ä.	0,60	-0,10	-0,99
16	Heimtextilien	-0,80	-2,40	-3,80
17	Haushaltsgeräte	-0,74	-1,81	-2,85
20	Waren u. Dienstleistungen f. d. Haushaltsführung	-2,05	-3,80	-5,21
21	Medizinische Erzeug., Geräte u. Ausrüstungen	-2,20	-4,78	-7,10
24	Kauf von Fahrzeugen	1,08	0,96	0,69
25	Dienstleistungen für den Betrieb von Privatfahrzeugen	0,74	0,37	0,19
26	Kraftstoffe	1,54	2,08	2,69
27	Verkehrsdienstleistungen	0,32	0,10	0,09
VZ	Bezeichnung	2005	2010	2015
28	Nachrichtenübermittlung	0,31	0,10	0,03
29	Audiovisuelle, fotografische u. Informationsverarbeitungsgeräte u. Zubehör einschl. Rep.	1,28	1,88	2,72
30	Andere größere langlebige Gebrauchsgüter für Freizeit und Kultur	1,56	2,06	1,69
31	Gartenerzeugnisse u. Verbrauchsgüter für Gartenpflege, Haustiere	-0,01	-0,48	-1,09
32	Freizeit und Kulturdienstleistungen	-0,20	-1,26	-2,31
33	Zeitungen, Bücher und Schreibwaren	-0,60	-1,54	-2,38
34	Pauschalreisen	-1,25	-3,39	-5,39
35	Bildungswesen	1,28	1,79	3,02
36	Verpflegungsdienstleistungen	0,43	-0,10	-0,55
37	Beherbergungsdienstleistungen	-0,67	-2,20	-3,71
38	Körperpflege	-0,42	-1,40	-2,28
39	Persönliche Gebrauchsgegenstände	-0,34	-1,61	-2,86
43	Sonstige Dienstleistungen	-0,39	-0,79	-1,50

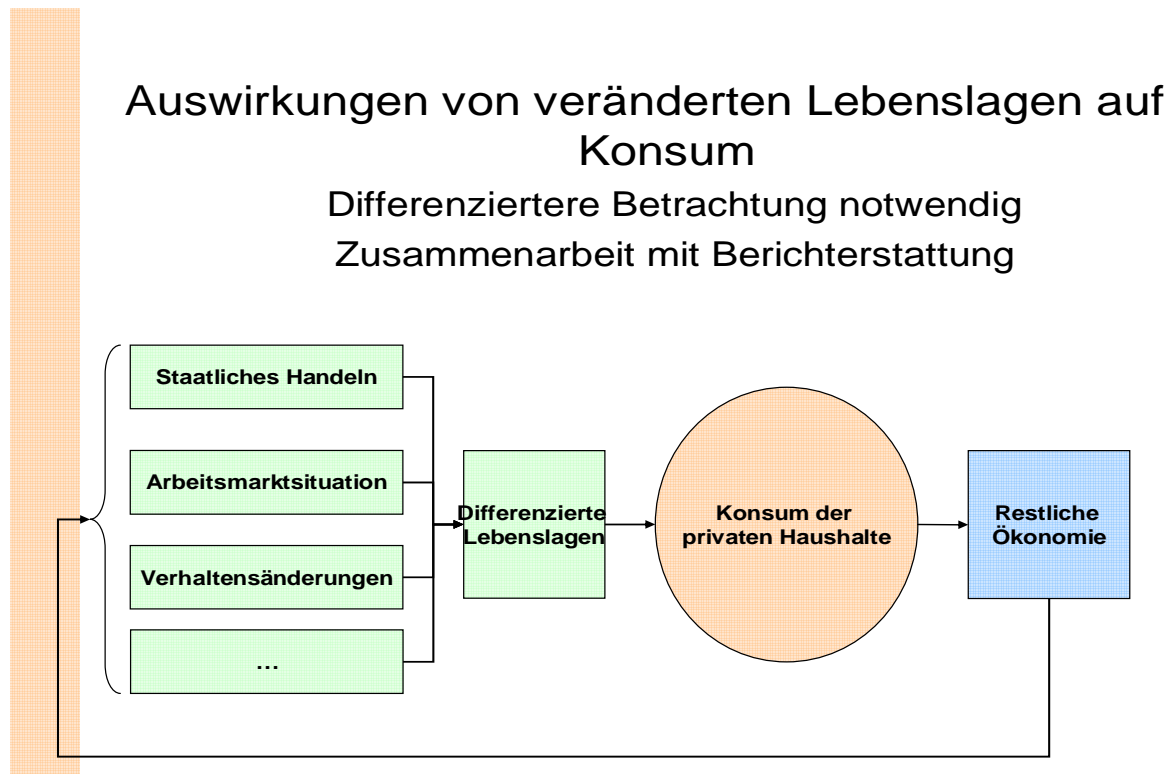
Umgekehrt würde eine konstante Bevölkerung (ohne demographischen Wandel) Tabakherstellern und den Herstellern von audiovisuellen Geräten einen höheren Absatz bescheren.

#### d) Weiterentwicklungen

Wie bereits angesprochen, ist auch für die Modellierung eine sozialstrukturell differenzierte Betrachtung notwendig. Unter anderem aus diesem Grund scheint eine Zusammenarbeit

mit der Berichterstattung sinnvoll. Die nachfolgende Übersicht demonstriert die nächsten Schritte in Richtung einer voraussetzungsvolleren Modellierung von Konsum unter Berücksichtigung von veränderten Lebenslagen.

Übersicht 28: Auswirkungen von veränderten Lebenslagen auf Konsum



## 6.5 Glückliche Kindheit? Alternative Entwicklungspfade und ihre sozialen Folgen

*Christian Alt: Kinder geben Auskunft. Einfluss von Lebenslage & Betreuungsarrangements auf die Lebenssituation von Kindern und Jugendlichen.*

Mit dem Beitrag von *Dr. Christian Alt* vom Deutschen Jugendinstitut in München, widmen wir uns einem spezifischem Bereich von sozialer Arbeit und deren Bedeutung für ihre „Klienten“ – nämlich für die Kinder und Jugendlichen: Erziehungs- und Sorgearbeit lediglich mit Blick auf deren Beschäftigungswirkungen bzw. aus dem Blickwinkel von gelingender bzw. misslingender Vereinbarkeit zu diskutieren, wäre mit Sicherheit zu kurz gegriffen. Aus diesem Grund bitten wir Christian Alt – u.a. auf Basis seiner Arbeiten im Rahmen der Familienberichterstattung – Kindheit im Kontext von Familie, Peergroup und Schule zu beleuchten. Welchen Einfluss hat derzeit die Lebenslage auf das Wohlbefinden von Kindern und die Ent-

wicklung ihrer sozialen Kompetenzen? Welche Rolle spielen dabei die unterschiedlichen Betreuungsarrangements? Welche Prognosen lassen sich auf Basis der umfangreichen Forschungen am DJI über die sozialen Folgen von alternativen Entwicklungspfaden im Rahmen der Kinder- und Jugendbetreuung geben?

a) Sozialberichterstattung aus der Perspektive der Kinder: Das DJI-Kinderpanel

Sozialberichterstattung aus der Perspektive der Kinder – dies ist ein zentrales Anliegen und eine Kernaufgabe des Deutschen Jugendinstituts. Seit 2001 wurde, mit der Einrichtung eines Kinderpanels, die Datengrundlage für diese Berichterstattung erheblich verbessert. Darauf basierend können wir Aussagen über die psychosoziale Entwicklung von Kindern in zwei Altersgruppen (5-6 Jährige und 8-9 Jährige (je 1100)) machen. Dabei wird sowohl die Perspektive der Kinder, deren Mütter und Väter erfasst. Das Kinderpanel ist eine vom Bundesfamilienministerium unterstützte Langzeitstudie.

Sozialberichterstattung über Kinder beinhaltet eine regelmäßige, rechtzeitige, systematische und autonome Information über gesellschaftliche Strukturen, über die Lebensbedingungen der Bevölkerung, bzw. im Speziellen der Bevölkerungsgruppe „Kinder“. Dies ist von Anfang an genuine Aufgabe und Zielsetzung des DJI-Kinderpanels.

Mit dem Kinderpanel werden beide grundlegenden Stoßrichtungen einer Sozialberichterstattung bedient: Zum ersten die reflexive Aufklärung der gesellschaftlichen Öffentlichkeit im weitesten Sinne über Kindsein heute. Dies ist in einer von der Aufmerksamkeitsökonomie der Medien geprägten Zeit eine wichtige Aufgabe, denn allzu oft kursieren einseitige und skandalisierende Bilder und dominieren den Diskurs um die soziale Situation von Kindern heute. Zum zweiten liefert Sozialberichterstattung Materialien, Daten und Leitsätze/-empfehlungen für die politisch Verantwortlichen zur Gestaltung der Lebensbedingungen von Kindern im Rahmen der Familien-, Sozial- und Kinderpolitik.

Das Kinderpanel beleuchtet das Aufwachsen von Kindern zwischen Familie, Peers und Institutionen. Zentrale Themen sind:

- sozioökonomische Lage der Familie
- Wohnsituation und regionale Merkmale
- institutionelle und private Betreuung
- Schulische Situation und Befinden
- Freunde und Spielkameraden

Aus dieser thematischen Bandbreite werden im Folgenden einige wenige Ergebnisschlaglichter präsentiert, die für die sozioökonomische Berichterstattung von Interesse sein könnten.

#### b) Familien - Leben

- Die traditionelle Familie lebt: Noch immer wachsen rund 75% der Kinder in der traditionellen Kernfamilie (Mutter, Vater, Kinder) auf.
- Jede fünfte Familie hat Migrationshintergrund.
- Ein Drittel der Kinder lebt in einer belasteten Wohnsituation, d.h. die Wohnung ist durch Enge, mangelnde Rückzugsmöglichkeiten und eine schlechte Infrastruktur, etc. gekennzeichnet.
- Familie – ein Hort der Harmonie? - Jein!: 97% der Kinder sind mit ihrem Leben zufrieden. Es kommt zu Eltern-Kind-Konflikten, die aber in der Regel bewältigt werden.

#### c) Freunde und Spielkameraden

- Freunde – Helfer in der Not: Im Durchschnitt hat ein Kind vier gute Freunde bzw. Freundinnen, mit denen es sich regelmäßig trifft, die sich gegenseitig helfen und aushelfen. Darüber hinaus wird von sechs weiteren SpielkameradInnen berichtet.
- Jedes zehnte Kind hat keinen guten Freund: Dieser Wert ist von Welle zu Welle konstant, es sind jedoch nicht immer die gleichen 10% die keinen Freund/Freundin haben.
- Mädchen in belasteter Wohnsituation haben weniger Freundinnen. Dies ist gleichzeitig auch die große Gruppe, die ihre freie Zeit überwiegend vor dem Fernseher verbringt.
- Vereine lohnen sich! Mitgliedschaften in Vereinen stützen soziale Netzwerke und fördern die Sprachfähigkeit.

#### d) Institutionelle und private Betreuung

- Kindergartenbesuch ist die Norm (94% in Ostdeutschland und 96% in Westdeutschland) und in Ost und West weiterhin unterschiedlich: In Westdeutschland besuchen Kinder in der Regel einen Halbtagskindergarten, in Ostdeutschland ist die Ganztagsbetreuung die Norm.
- Wenige Wahlmöglichkeiten für Eltern, dennoch sind die Eltern mit der Betreuungssituation normalerweise zufrieden. Am geringsten ist die Zufriedenheit mit den Kosten für die Betreuung und mit der Qualität der Schulvorbereitung.

- Es existieren deutlich schichtabhängige Vorstellungen von Kindergarteninhalten: Eltern aus niedrigeren sozialen Schichten betonen die Notwendigkeit der Schulvorbereitung.
- Ergänzende private Betreuungsarrangements spielen für Familien große Rolle: In 30% der Familien ergänzen Großeltern das Betreuungsarrangement und 45% nutzen weitere Kinderbetreuungseinrichtungen.

#### e) Schulische Situation und Befinden

- Die Euphorie des Anfangs nimmt leicht ab
- 80% macht das Lernen Spaß
- 25% langweilen sich – mehr Jungen als Mädchen
- 40% haben Angst vor Fehlern
- Kinder schätzen sich besser ein als ihre Eltern
- Grundschüler haben ein sehr positives Bild von sich, kennen aber auch traurige und einsame Momente, sie tragen Konflikte eher auf der verbalen Ebene aus oder reden über den Konflikt. Nur selten werden Konflikte durch körperliche Gewalt ausgetragen, aber: knapp 20% haben Lust am „Raufen und Ärgern“

#### f) Armut unter Kindern bedeutet....

- weniger Ausflüge/Aktivitäten, weniger Vereinszugehörigkeit, dafür mehr alleiniger Fernsehkonsum
- schlechtere Wohnsituation, weniger kostenfreie Infrastruktur
- mehr Probleme in der Schule
- mehr Versagensängste, Kopf-/Bauchschmerzen vor Tests
- schlechtere Lese- und Rechenkompetenzen
- Insbesondere arme Mädchen haben weniger Freundinnen

## 6.6 Gepflegt altern? Dienstleistungsbedarf in einer alternden Gesellschaft

*Andreas Motel-Klingebiel: Dienstleistungsbedarf in alternder Gesellschaft – im Kontext der sozialen Lage*

Der Beitrag von *Dr. Andreas Motel-Klingebiel* vom Deutschen Zentrum für Altersfragen in Berlin, thematisiert den Dienstleistungsbedarf in einer alternden Gesellschaft. Auf Basis seiner Forschungstätigkeiten am Zentrum für Altersfragen bitten wir ihn, sowohl formelle als

auch informelle Dienstleistungsbedarfe von älteren Menschen zu beleuchten. Von besonderem Interesse für die Berichterstattung ist dabei die Realisierung dieser Bedarfe im Kontext der sozialen Lage alter Menschen: Von welchen Faktoren und Konstellationen wird das Versorgungsniveau beeinflusst? Welche Veränderungen zeichnen sich in diesem Zusammenhang ab?

#### a) Dienstleistungsbedarf und alternde Gesellschaft: Alterssozialberichterstattung

Alterssozialberichterstattung unternimmt das Deutsche Zentrum für Altersfragen (DZA) an der Schnittstelle zwischen sozial- und verhaltenswissenschaftlicher Forschung und wissenschaftlicher Politikberatung. Es geht um eine quer- und längsschnittliche Dauerbeobachtung der Lebensbedingungen von alternden und alten Menschen im gesellschaftlichen Kontext – unter Berücksichtigung von objektiven und subjektiven Dimensionen. Alterssozialberichterstattung hat im Rahmen der Ressortforschung des Bundes – zwischen Forschung und Politikberatung – spezifische Begründungs- und Verwertungszusammenhänge.

Die Alterssozialberichterstattung umfasst folgende Bereiche:

##### *Forschung:*

- Alterssurvey (national)
- OASIS (international)
- Expertisen, Datenberichte

##### *Informationssysteme:*

- GeroStat

##### *Altenberichte*

- Beteiligung an den Berichtskommissionen und deren wissenschaftliche Begleitung
- Allerdings: Berichte im Wandel von Berichterstattung zur Beteiligung und Politikgestaltung!

Eine wichtige Aufgabe der Berichterstattung des DZA ist es, die Perspektiven des Altersstrukturwandels zu verdeutlichen. Dieser erweist sich als eigenständige Dimension gesellschaftlicher Entwicklung. Seine Wirkungen gehen über die bloße Veränderung der zahlenmäßigen Relationen von Altersgruppen hinaus. Deutlich werden Strukturen sozialer Ungleichheit, die im Hinblick auf die zukünftige Ressourcenverteilung und im Hinblick auf Verteilungsnormen berücksichtigt werden müssen. Der Altersstrukturwandel erfordert eine entsprechende Gestaltung der Systeme sozialer Sicherung und er hat Auswirkungen auf Dienstleistungs- und Gütermärkte sowie auf das Verhältnis von Produktion und Reproduktion.

## b) Dienstleistungen für ältere Menschen

Die Inanspruchnahme formeller und informeller Leistungen ist auch im höheren Alter voraussetzungsbehaftet. Diese Voraussetzungen sind ungleich verteilt und befinden sich im Wandel, so dass verschiedene Generationen Älterer teilweise unterschiedliche und unterschiedlich viel Leistungen in Anspruch nehmen. Die Inanspruchnahme von formellen und informellen Leistungen wird auch durch Präferenzen/Kultur, Verfügbarkeit von Angeboten, Information und Ressourcen bestimmt. Beispielsweise wächst derzeit trotz verbesserter Gesundheit die Inanspruchnahme formeller Gesundheitsdienstleistungen. Und die Inanspruchnahme variiert im Gesellschaftsvergleich.

Es wäre eine unzureichende Verengung, die Frage nach Dienstleistungen für Ältere ausschließlich auf die pflegerische Unterstützung zu begrenzen. Es existiert ein breites Spektrum an Leistungsformen, z.B.:

- Emotionale Unterstützung
- Kognitive Unterstützung
- Materielle Unterstützung und Schenkung
- Kommunikationsdienstleistungen
- Transportdienstleistungen
- Haushaltsdienstleistungen (instrumentelle Unterstützung)
- Pflegerische Versorgung

Diese Leistungsformen stehen zum Teil in enger Beziehung untereinander. Und sie sind eng mit der Ausgestaltung privater Netzwerke und mit der Verfügbarkeit von Ressourcen und deren Verteilung sowie mit der sozialer Sicherung und den Angebotsstrukturen verbunden.

Ältere sollten jedoch nicht nur als Empfängergruppe gesehen werden. Sie nehmen nicht nur in Anspruch, sondern leisten auch viel. Zum Beispiel leisten über 60ig Jährige Aktivitäten für die jüngere Generation im Wert von 40 Mrd. €p.a., und übertragen finanzielle Leistungen von etwa 32 Mrd. €p.a.

## c) Versorgungsniveaus und -mixe

Das Bild der Leistungen an Ältere variiert vor dem Hintergrund verschiedener Sicherungs- und Dienstleistungssysteme: Je nach Organisation der sozialstaatlichen Strukturen werden familiäre Unterstützungen durch formelle Leistungen ersetzt oder verstärkt. Es sind jedoch auch Mischformen denkbar, die dadurch gekennzeichnet sind, dass sie teilweise fami-



lialer Aktivitäten durch Dienstleistungen ersetzen. Insgesamt ist das Niveau der Inanspruchnahme in umfassenderen Systemen höher.

Auf der Basis einer umfassenden, ländervergleichenden Untersuchung ist Alt zu folgenden Ergebnissen bezüglich des Versorgungsniveaus gekommen:

- Erwartungsgemäß ist Gesundheit ein wesentlicher Prädiktor der Leistungsanspruchnahme im höheren Lebensalter
- Die Verfügbarkeit von Familienmitgliedern (insb. Kindern) wirkt positiv auf die Inanspruchnahme informeller Leistungen aber nicht negativ auf die Nutzung formeller Leistungen
- Sozialstruktureffekte lassen sich in der untersuchten urbanen Population nicht generell nachweisen; sie bestehen aber, was den Umfang der Inanspruchnahme angeht (Zugang vs. Ressourcen)
- Familiäre Unterstützung erfolgt weitgehend unabhängig vom Kontext
- Formelle Dienstleistungsangebote wirken stark positiv auf die Inanspruchnahme formeller Leistungen. Sie sind verbunden mit verbesserten Dienstleistungsmixen und weiterer Verbreitung von Unterstützungsleistungen an Ältere
- Keine Verdrängungswirkungen sozialer Sicherung oder ausgebauter Serviceinfrastrukturen auf familiäre Dienstleistungen
- Es besteht von auch kein Potential für umgekehrte Substitution

Die Daten zeigen, dass gerade im Rahmen des deutschen Sozialmodells formelle und informelle Leistungen im Alter zumeist gerade nicht zeitlich parallel bezogen werden. Die spezifische Inkompatibilität beider Leistungsformen ist nicht zwingend, wie die Beispiele von Norwegen, Israel aber auch England zeigen –wenngleich auch sicher unter unterschiedlichen Vorzeichen. Die Durchsetzung von Dienstleistungsmixen im Alter erweist sich so als künftige Gestaltungsaufgabe der Sozialpolitik.

#### d) Absehbare Veränderungen

Gesundheit ist ein wesentlicher Prädiktor der Inanspruchnahme, doch führt das Anwachsen der Altenpopulation nicht notwendig zu einer proportionalen Zunahme des Bedarfs an Gesundheits- oder Pflegedienstleistungen. Lineare Fortschreibungen des Hilfe- und Unterstützungsbedarfs auf der Basis von Bevölkerungsvorausrechnungen sind offensichtlich wenig zweckmäßig. Über die Art und Verbreitung von chronischen Krankheiten im höheren und hohen Alter liegen allerdings nur wenige Daten vor.

Die erwartete Steigerung der Zahl von Pflegefällen bis 2040 liegt je nach Morbiditätskonzept und Mortalitätsannahmen bei etwa 40-80 Prozent; die erweiterte Dienstleistungsnachfrage ist schwer zu prognostizieren. Variieren dürfte allerdings auch die Form des Bedarfs an Gesundheits- und Pflegedienstleistungen. Stichworte hierfür sind:

- möglicherweise zunehmende Multimorbidität
- zunehmende Prävalenz demenzieller Veränderungen
- steigender Anspruch an Lebensqualität

Die Wirkungen sind zum einen abhängig von Entwicklungen der Technik aber auch der medizinischen und pflegerischen Versorgung.

Neben den Veränderungen im Bereich der Gesundheit und Gesundheitsversorgung sind es vor allem Veränderungen in den Haushaltsstrukturen, die sich auf den Bedarf nach haushalts-externer Unterstützung auswirken werden – gleiches gilt für die räumliche Struktur familialer und weiterer Unterstützungsnetze.

Die erwartbaren Veränderungen der Haushaltsstrukturen gestalten sich deutlich geschlechtsspezifisch: Unter den über 80-jährigen Frauen wird der Anteil der Alleinlebenden zugunsten des partnerschaftlichen Wohnens deutlich sinken. Unter den über 80-jährigen Männern wird der Anteil der Alleinlebenden hingegen deutlich zunehmen. Insgesamt ist der Anteil alleinlebender Älterer langfristig rückläufig. Zurückgehen wird auch der Anteil verwitweter Personen, während von einer Zunahme der Zahl geschiedener oder lediger Alleinlebender auszugehen ist, deren familiäre Netzwerke traditionell schwächer sind.

Nicht nur die Haushalts- sondern auch die Familienstrukturen verschieben sich: Demographische Verschiebungen äußern sich u.a. in abnehmenden Kinderzahlen und zunehmender Kinderlosigkeit. Zudem steht die räumliche Nähe zwischen Familienmitgliedern u.a. unter dem Druck steigender Flexibilitätserwartungen auf dem Arbeitsmarkt. Gemeinsame Haushaltsführung erwachsener Familienmitglieder ist trotz hoher emotionaler Verbundenheit selten und ggf. vor allem durch ökonomischen Druck erzwungen. Intimität auf Abstand erweist sich als stabile Zielgröße und das Haushaltskonzept erweist sich hier als zu eng zur Erfassung der Leistungen und Leistungspotentiale.

#### e) Zusammenfassung

Der Prozess der demographischen Alterung wird als Altersstrukturwandel Folgen für das gesellschaftliche System und damit auch für Berichterstattung über dessen Entwicklung haben: Arbeit als vermittelnde Sphäre steht unter diesem Eindruck – der Wandel betrifft das

Verhältnis von Erwerbs-, Eigen- und Nichtarbeit. Es ziehen sich größere Teile der Bevölkerung aus der Sphäre der Erwerbsarbeit in den Ruhestand zurück und auch die Beteiligung an Eigenarbeit ist ggf. zunehmend fraglich.

Es ist richtig, dass langfristige demografische Trends in ihren gesellschaftlichen Wirkungen politisch gestaltbar sind; aber die Intervention

- wirkt nur langfristig,
- selber auf die Relation von Erwerbs- und Eigenarbeit,
- modifiziert die Lebensweisen und ist selber Vermittlungsinstanz,
- verändert die demographiebedingte Zunahme des Anteils der (alten) Population mit geringer Beteiligung an Erwerbs- und Eigenarbeit nur bedingt

Die Leitbegriffe (Arbeit, Lebensweise, Teilhabe) fokussieren stark auf mittlere Lebensphasen und wären mit Blick auf die Folgen gesellschaftlicher Alternsprozesse zu dynamisieren

Die Entwicklung einer zunehmenden und sich wandelnden Dienstleistungsnachfrage ist absehbar. Diese Nachfrage wird nur zu einem geringen Teil durch informelle Leistungen privater Netzwerke – vor allem durch weibliche Familienarbeit – gedeckt werden können. Die (notwendigen) sozialpolitischen Interventionen zur Stabilisierung der Erwerbsarbeit (Frauen, Migranten, ActiveAgeing) dürften eher zu einer weiteren Schwächung der Potentiale privater Netzwerke zu dieser Form der informellen Wohlfahrtsproduktion beitragen.

Ein Ausbau von Serviceinfrastrukturen und ihre Finanzierung erscheinen notwendig und unausweichlich – von ihm wird kein Verdrängungseffekt auf informelle Leistungen ausgehen, jedoch ist eine sich verstetigende Arbeitsteilung zwischen formellen und informellen Leistungen wahrscheinlich.

Hinsichtlich der Finanzierung scheint die Bereitschaft und Möglichkeit zur privaten Kostenübernahme beschränkt. Die Ressourcen hierzu sind im höheren Lebensalter zunehmend ungleich verteilt und der Interventions- bzw. Umverteilungsbedarf wird wohl zunehmen.

## **7. Moderierte Abschlussdiskussion: Fazit & Anregungen für die sozioökonomische Berichterstattung**

*Tatjana Fuchs: Schlussbemerkungen für den Forschungsverbund*

*Tatjana Fuchs* dankt den Teilnehmerinnen und Teilnehmern dafür, dass sie in den vergangenen beiden Tagen der Einladung des Forschungsverbunds zu einer kollegialen Beratung gefolgt sind und versucht, die erhaltenen Anregungen zu bündeln.

Die Teilnehmer/innen des fünften Werkstattgesprächs haben die hohe Bedeutung von Haushalts- bzw. haushaltsnaher Arbeit als Beobachtungsgegenstand der sozioökonomischen Berichterstattung hervorgehoben. Insbesondere die Organisationsform der Tätigkeiten (Eigenarbeit, marktförmig, sozialstaatlich) als auch sozialen und institutionellen Kontextfaktoren sollen auch in der weiteren Berichterstattung berücksichtigt werden. Im Wesentlichen wurde der bereits im ersten Bericht eingeschlagene Weg bestätigt, der an einigen Stellen weiteren Konkretisierungen und Ergänzungen bedarf, die im Folgenden cursorisch erläutert werden.

*Kategoriale Klarheit und deskriptive Erörterung des Berichtsgegenstandes*

Für die Kategorien Haushaltsarbeit und haushaltsnahe Arbeit wird mehr Klarheit gewünscht - obgleich das Werkstattgespräch gezeigt hat, dass auch der aktuelle Forschungsstand dies bisher noch nicht leistet. Im Rahmen der zukünftigen Berichterstattung sind somit weitere Schritte in die Richtung einer Heuristik von Haushalts- und haushaltsnaher Arbeit nötig, die u.a. das Anforderungsniveau der Tätigkeiten, den Arbeits- bzw. Ausführungsort, den Formalisierungsgrad und die Organisationsform berücksichtigt. Zudem erweist es sich als notwendig, Haushalte, Familien und Individuen in Haushalten stärker von einander abzugrenzen.

Neben verstärkten Anstrengungen im Sinne notwendiger begrifflicher Erweiterungen und Differenzierungen besteht ein hoher Bedarf nach einer grundlegenden und ausführlichen Beschreibung des Berichtsgegenstandes: Über Arbeit in und für private Haushalte ist noch immer wenig bekannt. Notwendig ist eine Beschreibung des Umfangs von Arbeitsvolumina und der (Erwerbs-) personen, die in diesem Bereich tätig sind, sowie - soweit möglich - eine Beschreibung der Einkommens- und Arbeitsbedingungen. Neben dem realisierten Arbeitsangebot gilt es aber auch, den Bedarf nach erwerbsförmigen Haushaltsdienstleistungen zu ermitteln: In welchem Umfang existiert eine latente Nachfrage nach Unterstützung im Haushalt,

bei der Pflege, Erziehung, etc.? Vor diesem Hintergrund ist auch die Fortschreibung von Haushaltsstrukturen, Erwerbskonstellationen auf der Haushaltsebene notwendig, da die Größe der Haushalte, die Erwerbsbeteiligung, Zahl der Kinder, usw. wichtige Kontextfaktoren des potentiellen Bedarfs sind. Dies soll zukünftig durch eine entsprechende Beschreibung von Familientypen ergänzt werden.

#### *Beschäftigungswirkung von haushaltsnahen Dienstleistungen*

Der erwerbsförmigen Verlagerung von bisher privat geleisteter Arbeit wird in der öffentlichen Debatte eine hohe Beschäftigungswirkung zugeschrieben, meist ohne Bedingungsfaktoren und mittel- und längerfristigen Folge- und Wechselwirkungen zu prüfen. Durch die differenzierte Behandlung dieses Sachverhaltes könnte das Konzept der Berichterstattung, soziale und ökonomische Entwicklungen aufeinander beziehen und einen hohen prognostischen Wert entfalten. Hierfür müssen die ökonomischen, sozialen und kulturellen Bedingungsfaktoren für eine erwerbsförmige Organisation von Haushalts-, Erziehungs-, Betreuungs- und Pflegearbeit, etc. ermittelt werden. Unter Berücksichtigung des Organisationsmodus (marktförmig, sozialstaatlich) sollen mögliche Folge- und Wechselwirkungen im Hinblick auf die soziale Lage der Dienstleistenden sowie der nachfragenden Haushalte, die Qualität der Arbeit und auf das Konsum- und Einkommensgefüge ermittelt werden.

#### *Dienstleistungen für besondere Lebensphasen*

Umfang und Art der Haushalts- und haushaltsnahen Arbeit sind eng mit den Lebensphasen der Haushaltsmitglieder verwoben – unabhängig davon, ob die Arbeit privat oder in Form von Dienstleistungen organisiert wird. Besondere Relevanz für den Bedarf nach Dienstleistungen entfalten die Lebensphasen Kindheit, (doppelte) Erwerbstätigkeit und Alter. Diese Phasen sollen im Hinblick auf den realisierten und den gewünschten Wohlfahrtsmix, bestehend aus privater, marktformiger und sozialstaatlicher Versorgung, in den Blick genommen werden.

In diesem Zusammenhang wird der Existenz von kulturellen Leitbildern, die die Vorstellungen über die Ausgestaltung des Wohlfahrtsmix prägen, eine wichtige Rolle beigemessen. Diese sind eng mit geschlechtsspezifischen Auffassungen über die Arbeitsteilung verwoben. Der Beobachtung von kulturellen Leitbildern, subjektiven Einstellungen und deren Konkretisierung in Form von institutioneller Regulierung soll bei der Bearbeitung des Gegenstandes eine hohe Bedeutung zukommen.

*Internationale und regionale Vergleiche, methodische Herausforderungen*

Insbesondere im Hinblick auf die angesprochene Beschäftigungswirkung aber auch mit Blick auf den realisierten Wohlfahrtsmix privater Haushalte sind internationale Vergleiche aufschlussreich: Geprüft werden soll, in welchem Ausmaß und unter welchen institutionellen, sozialen und ökonomischen Voraussetzungen in vergleichbaren Ländern Haushalts- und haushaltsnahe Arbeit erwerbsförmig organisiert wird. Hierfür sollen geeignete Indikatoren für internationale Vergleiche geprüft werden, wobei die eigentliche Herausforderung in der sensiblen Berücksichtigung von relevanten Kontextfaktoren liegt.

Zu der Berücksichtigung von relevanten Kontextfaktoren gehört es auch, regionale Unterschiede (z.B. städtische versus ländliche Regionen, Ost- Westunterschiede) einzubeziehen. Sowohl das Angebot wie auch die Nachfrage differieren regional. Solche Unterschiede sollten – wenn möglich – auch auf der Ebene internationaler Vergleiche berücksichtigt werden, etwa durch Vergleiche städtischer Regionen.

Weitere methodische Herausforderungen bestehen darin, die vielen „Grauzonen“ zu erfassen, die gerade diesen Berichtsgegenstand charakterisieren. Da ein beträchtlicher Teil der erwerbsförmig geleisteten Arbeit in privaten Haushalten im Bereich der Schwarz- bzw. Schattensarbeit liegt, entzieht sich dies der Statistik. Die daraus resultierenden Leerstellen sollen durch die Berücksichtigung von qualitativen Untersuchungen verkleinert bzw. geschlossen werden. Das Einbeziehen von qualitativen Untersuchungen ist aber auch nötig, um etwa die spezifischen Qualitäten von Dienstleistungsarbeit bzw. von privat geleisteter Arbeit zu ermitteln und zu berücksichtigen. Andernfalls bliebe die Berichterstattung – bezogen auf den Gegenstand Haushalts- und haushaltsnahe Arbeit – darin verhaftet, Zeitbudgets, Zeit- und Beschäftigungsanteile aufzulisten.

## 7. Anhang

### 7.1 Teilnehmer/innen der einzelnen Werkstattgespräche

<b>Teilnehmerliste Werkstattgespräch 1: Deutschland im Modell</b>			
Göttingen, 21./22. Februar 2006			
	<i>Name</i>	<i>Vorname</i>	<i>Institution</i>
1	Albrecht-Lohmar	Gabriele	Bundesministerium für Bildung und Forschung, Bonn
2	Alda	Dr. Holger	Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung
3	Bartelheimer	Dr. Peter	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
4	Böhnke	Petra	Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung
5	Bonvin	Prof. Dr. Jean-Michel	Département de Sociologie, Université de Genève
6	Bothfeld	Dr. Silke	WSI der Hans-Böckler-Stiftung, Düsseldorf
7	Brandl	Sebastian	Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung
8	Busch	Dr. Ulrich	Ostdeutschlandforschung am ZTG der TU Berlin
9	Buss	Klaus- Peter	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
10	Cornelißen	Dr. Waltraud	Deutsches Jugendinstitut, München
11	Corsten	Dr. Michael	Friedrich-Schiller-Universität Jena
12	D'Alessio	Dr. Nestor	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
13	Dathe	Dr. Dietmar	Berlin
14	Fuchs	Tatjana	Internationales Institut für empirische Sozialökonomie
15	Geiling	Prof. Dr. Heiko	Universität Hannover
16	Grimm	Natalie	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
17	Hacket	Anne	Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung
18	Heimerl	Angelika	Forschungszentrum für Umwelt und Gesundheit
19	Hullen	Gert	Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, Wiesbaden
20	Jablonowski	Dr. Harry W.	Sozialwissenschaftliches Institut der EKD, Hannover
21	Jischa	Prof.(em.) Dr.-Ing. Michael	Institut für Technische Mechanik, TU Clausthal
22	Jürgens	Dr. Kerstin	Universität Hannover
23	Karrass	Anne	Graduiertenkolleg „Europäisches Sozialmodell“, Göttingen
24	Kronauer	Prof. Dr. Martin	Fachhochschule für Wirtschaft in Berlin
25	Kümmerling	Dr. Angelika	Institut Arbeit und Technik, Gelsenkirchen
26	Kurz	Dr. Karin	Otto-Friedrich-Universität Bamberg
27	Land	Dr. Rainer	Thünen-Institut für Regionalentwicklung, Bollewick
28	Leßmann	Dr. Ortrud	Hamburg
29	Marbach	Jan	Deutsches Jugendinstitut, München
30	Mayer-Ahuja	Dr. Nicole	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
31	Moldaschl	Prof. Dr. Manfred	TU Chemnitz-Zwickau
32	Noll	Dr. Heinz-Herbert	Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen
33	Ohsmann	Sabine	Deutsche Rentenversicherung- Bund, Berlin
34	Paul	Dr. Gerd	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
35	Roth	Prof. Dr. Roland	Fachhochschule Magdeburg-Stendal
36	Schwarz	Norbert	Statistisches Bundesamt, Wiesbaden
37	Seiß	Frank	Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung
38	Sondermann	Ariadne	Fachbereich Soziologie, Universität Siegen
39	Strohm	Wolfgang	Statistisches Bundesamt, Wiesbaden
40	Walter	Helena	Universität Bielefeld
41	Weber	Carolin	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
42	Willisch	Andreas	Thünen-Institut für Regionalentwicklung, Bollewick
43	Wolf	Dr. Frieder Otto	Institut der Philosophie, Freie Universität Berlin
44	Ziegler	Hansvolker	Berlin



<b>Teilnehmerliste Werkstattgespräch 2: Regulierung des Umbruchs- Umbruch der Regulierung?</b>			
Göttingen, 9./10. März 2006			
	<i>Name</i>	<i>Vorname</i>	<i>Institution</i>
1	Alda	Dr. Holger	Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung
2	Auth	Dr. Diana	Justus-Liebig-Universität Gießen
3	Baethge	Prof. Dr. Martin	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
4	Baethge-Kinsky	Dr. Volker	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
5	Bartelheimer	Dr. Peter	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
6	Behrend	Olaf	Universität Siegen
7	Betzelt	Dr. Sigrid	Bremen
8	Busch	Dr. Ulrich	Technische Universität Berlin
9	Busch	Dr. Sigrid	Bundesministerium für Bildung und Forschung, Quem
10	Buss	Klaus-Peter	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
11	D`Alessio	Dr. Nestor	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
12	Dostal	Dr. Werner	Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Nürnberg
13	Fuchs	Tatjana	Internationales Institut für empirische Sozialökonomie
14	Grimm	Natalie	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
15	Hacket	Anne	Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung, München
16	Heimerl	Angelika	Forschungszentrum für Umwelt und Gesundheit, München
17	Henninger	Dr. Annette	Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Nürnberg
18	Jablonowski	Dr. Harry W.	Sozialwissenschaftliches Institut der EKD, Hannover
19	Jaehrling	Dr. Karen	Institut Arbeit und Technik, Gelsenkirchen
20	Koch	Dr. Max	Faculty of Social Sciences, University of Ulster
21	Kress	Ulrike	Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Nürnberg
22	Kupka	Dr. Peter	Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Nürnberg
23	Kurfürst	Anja	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
24	Land	Dr. Rainer	Thünen-Institut für Regionalentwicklung, Bollewick
25	Marquardsen	Kai	Universität Göttingen
26	Mayer-Ahuja	Dr. Nicole	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
27	Mika	Tatjana	Deutsche Rentenversicherung Bund, Berlin
28	Paul	Dr. Gerd	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
29	Pries	Prof. Dr. Ludger	Fakultät für Sozialwissenschaften, Ruhr-Uni-Bochum
30	Schäfer	Dr. Claus	Hans-Böckler-Stiftung, Düsseldorf
31	Schmidt	Tanja	Berlin
32	Schmuhl	PD Dr. Hans-Walter	Universität Bielefeld
33	Sing	Dr. Dorit	Internationales Institut für empirische Sozialökonomie
34	Solga	Prof. Dr. Heike	Institut für Soziologie, Georg-August-Universität Göttingen
35	Sondermann	Ariadne	Fachbereich Soziologie, Universität Siegen
36	Speidel	Dr. Frederic	Freiberuflicher Sozialwissenschaftler
37	Wagner	Dr. Alexandra	Forschungsteam Internationaler Arbeitsmarkt, Berlin
38	Walter	Helena	Universität Bielefeld
39	Weber	Carolin	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
40	Weißbrodt	Thomas	Statistisches Bundesamt, Wiesbaden
41	Wenzel	Dr. Ulrich	Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Nürnberg
42	Wieck	Markus	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
43	Wolter	Dr. Marc-Ingo	Gesellschaft für Strukturforchung, Osnabrück

<b>Teilnehmerliste Werkstattgespräch 3: Ostdeutschland- Fragmentierte Entwicklung</b>			
TU Berlin, 11./12. April 2006			
	<i>Name</i>	<i>Vorname</i>	<i>Institution</i>
1	Albrecht-Lohmar	Gabriele	Bundesministerium für Bildung und Forschung, Bonn
2	Alda	Dr. Holger	Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Nürnberg
3	Bartelheimer	Dr. Peter	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
4	Beer	Dr. Ingeborg	Stadtforschung + Sozialplanung, Berlin
5	Böhm	Dr. Birgit	Ostdeutschlandforschung am ZTG der TU Berlin
6	Busch	Dr. Ulrich	Ostdeutschlandforschung am ZTG der TU Berlin
7	Buss	Klaus-Peter	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
8	Dathe	Dr. Dietmar	Berlin
9	Dienel	Dr. Hans-Luidger	ZTG der Technischen Universität Berlin
10	Engler	Brigitte	Berlin
11	Franz	Dr. Peter	Institut für Wirtschaftsforschung, Halle
12	Fuchs	Tatjana	Internationales Institut für empirische Sozialökonomie
13	Grimm	Natalie	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
14	Hacket	Anne	Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung, München
15	Hanf	Dr. Thomas	SFZ Berlin-Brandenburg
16	Hauss	Dr. Friedrich	Braintools, Berlin
17	Himmelreicher	Dr. Ralf	Deutsche Rentenversicherung Bund, Berlin
18	Jablonowski	Dr. Harry W.	Sozialwissenschaftliches Institut der EKD, Hannover
19	Jain	Dr. Angela	Nexus Institut, Berlin
20	Kil	Dr. Wolfgang	Berlin
21	Kollmorgen	Prof. Dr. Raj	Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg
22	Krause	Thomas	Wissenschaftlicher Mitarbeiter Peter Hettlich, MdB, Berlin
23	Kühl	Alexander	Institut für Sozialökonomische Strukturanalysen, Berlin
24	Kühl	Jürgen	Berlin
25	Land	Dr. Rainer	Thünen-Institut für Regionalentwicklung, Bollewick
26	Lauinger	Holger	Berlin
27	Misselwitz	Dr. Hans	Partei Vorstand der SPD, Berlin
28	Nölting	Dr. Benjamin	ZTG der Technischen Universität Berlin
29	Pitschmann	David	ZTG der Technischen Universität Berlin
30	Ragnitz	Dr. Joachim	Institut für Wirtschaftsforschung, Halle
31	Robischon	Dr. Tobias	Schader-Stiftung, Darmstadt
32	Schäfer	Prof. Dr. Martina	ZTG der Technischen Universität Berlin
33	Schmidt	Tanja	Berlin
34	Schmidt	Torsten	Fachhochschule für Technik und Wirtschaft, Berlin
35	Schmidt	Jürgen	Berlin
36	Schridde	Stefan	Berlin
37	Scurrrell	Dr. Babette	Ostdeutschlandforschung am ZTG der TU Berlin
38	Sondermann	Ariadne	Fachbereich Soziologie, Universität Siegen
39	Steiner	Dr. Christine	Zentrum für Sozialforschung Halle e.V.
40	Struck	Dr. Olaf	Institut für Soziologie, Friedrich-Schiller-Universität Jena
41	Thomas	Dr. Michael	BISS, Berlin
42	Weber	Carolin	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
43	Weiske	Prof. Dr. Christine	Institut für Soziologie, TU Chemnitz
44	Wieck	Markus	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
45	Willisch	Andreas	Thünen-Institut für Regionalentwicklung, Bollewick
46	Woderich	Dr. Rudolf	BISS, Berlin
47	Wolter	Dr. Marc-Ingo	Gesellschaft für Strukturforschung, Osnabrück

<b>Teilnehmerliste Werkstattgespräch 4: Gesellschaft im Betrieb</b>			
Göttingen, 9./10. Mai 2006			
	<i>Name</i>	<i>Vorname</i>	<i>Institution</i>
1	Alda	Dr. Holger	Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Nürnberg
2	Baethge-Kinsky	Dr. Volker	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
3	Bartelheimer	Dr. Peter	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
4	Boes	Dr. Andreas	Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung, München
5	Busch	Dr. Ulrich	TU Berlin, Ostdeutschlandforschung
6	Buss	Klaus-Peter	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
7	D'Alessio	Dr. Nestor	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
8	Dörre	Prof. Dr. Klaus	Institut für Soziologie, Universität Jena
9	Ellguth	Peter	Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Nürnberg
10	Faber	Cathleen	Forschungsdatenzentrum der statistischen Landesämter
11	Faust	Dr. Michael	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
12	Fuchs	Tatjana	Internationales Institut für empirische Sozialökonomie,
13	Grimm	Natalie	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
14	Hacket	Anne	Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung, München
15	Heimerl	Angelika	Forschungszentrum für Umwelt und Gesundheit, Mün-
16	Jablonowski	Dr. Harry W.	Sozialwissenschaftliches Institut der ev. Kirche in
17	Kädtler	Dr. Jürgen	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
18	Köhler	Prof. Dr. Christoph	Institut für Soziologie, Universität Jena
19	Kratzer	Dr. Nick	Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung, München
20	Kuhlmann	Dr. Martin	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
21	Kurzer	Ulrich	Deutschlandfunk
22	Land	Dr. Rainer	Thünen-Institut für Regionalentwicklung, Bollewick
23	Lüthje	Dr. Boy	Institut für Sozialforschung, Frankfurt/Main
24	Lutz	Prof. Dr. Burkart	Zentrum für Sozialforschung Halle
25	Mayer-Ahuja	Dr. Nicole	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
26	Mittermaier	Thomas	Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung, München
27	Reindl	Josef	Institut für Sozialforschung und Sozialwirtschaft, Saar-
28	Sauer	Prof. Dr. Dieter	Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung, München
29	Schmidt	Tanja	Berlin
30	Schroeder	Prof. Dr. Wolfgang	Universität Kassel
31	Seiß	Frank	Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung, München
32	Struck	Dr. Olaf	Institut für Soziologie, Universität Jena
33	Tullius	Dr. Knut	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
34	Voskamp	Ulrich	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
35	Weber	Carolin	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
36	Wieck	Markus	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
37	Wiekert	Ingo	Zentrum für Sozialforschung, Halle
38	Wiethold	Franziska	Berlin
39	Willisch	Andreas	Thünen-Institut für Regionalentwicklung, Bollewick
40	Wolf	Dr. Harald	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
41	Wolter	Dr. Marc-Ingo	Gesellschaft für Strukturforschung, Osnabrück

<b>Teilnehmerliste Werkstattgespräch 5: Arbeit und Lebensweise im Spiegel der Haushaltsökonomie</b>			
Göttingen, 16./17. Mai 2006			
	<i>Name</i>	<i>Vorname</i>	<i>Institution</i>
1	Alda	Dr. Holger	Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung
2	Alt	Dr. Christian	Deutsches Jugendinstitut, München
3	Bartelheimer	Dr. Peter	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
4	Bergmann	Jens	Universität Bielefeld
5	Fuchs	Tatjana	Internationales Institut für empirische Sozialökonomie
6	Gather	Prof. Dr. Claudia	Fachhochschule Holzminden
7	Geissler	Prof. Dr. Birgit	Universität Bielefeld
8	Grimm	Natalie	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
9	Gwozdz	Wencke	Universität Hohenheim
10	Hacket	Anne	Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung, München
11	Heimerl	Angelika	Forschungszentrum für Umwelt und Gesundheit
12	Jablonowski	Dr. Harry W.	Sozialwissenschaftliches Institut der EKD, Hannover
13	Jaehrling	Dr. Karen	Institut für Arbeit und Technik, Gelsenkirchen
14	Jurczyk	Dr. Karin	Deutsches Jugendinstitut, München
15	Klose	Manfred	Statistisches Bundesamt, Wiesbaden
16	Kurzer	Ulrich	Journalist
17	Land	Dr. Rainer	Thünen-Institut für Regionalentwicklung, Bollewick
18	Mayer-Ahuja	Dr. Nicole	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
19	Motel-Klingebliel	Dr. Andreas	Deutsches Zentrum für Altersfragen, Berlin
20	Schaffer	Dr. Axel	Universität Karlsruhe
21	Schiller	Dr. Frank	Münchener Projektgruppe für Sozialforschung
22	Schmidt	Tanja	Berlin
23	Schupp	Dr. Jürgen	Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung, Berlin
24	Spangenberg	Dr. Joachim H.	Sustainable Europe Research Institute, Bad Oeynhausen
25	Veil	Dr. Mechthild	Büro für Sozialpolitik & Geschlechterforschung, FFM
26	Weber	Carolin	Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen
27	Wilkens	Ingrid	
28	Wolter	Dr. Marc-Ingo	Gesellschaft für Strukturforschung, Osnabrück

## 7.2 Auswertung Teilnehmer/innen

	WG1	WG2	WG3	WG4	WG5	Gesamt
<b>Datenhalter</b>	<b>4</b>	<b>6</b>	<b>-</b>	<b>2</b>	<b>1</b>	<b>13</b>
• Bundesinstitut für Bevölkerungsumfragen	1	-	-	-	-	
• IAB	-	5	-	1	-	
• Forschungsdatenzentrum stat. Landesämter	-	-	-	1	-	
• Statistisches Bundesamt	2	1	-	-	1	
• ZUMA	1	-	-	-	-	
<b>Freie Wissenschaftler/innen</b>	<b>2</b>	<b>-</b>	<b>4</b>	<b>2</b>	<b>1</b>	<b>9</b>
<b>Medien</b>	<b>-</b>	<b>-</b>	<b>1</b>	<b>1</b>	<b>1</b>	<b>3</b>
<b>Projektträger/Politik/Bund</b>	<b>4</b>	<b>3</b>	<b>4</b>	<b>1</b>	<b>1</b>	<b>13</b>
• BMBF	2	1	1	-	-	
• Deutsche Rentenversicherung-Bund	1	1	1	-	-	
• Forschungszentrum Umwelt & Gesundheit	1	1	-	1	1	
• Politik	-	-	2	-	-	
<b>Stiftungen</b>	<b>-</b>	<b>1</b>	<b>1</b>	<b>-</b>	<b>-</b>	<b>2</b>
• Hans-Böckler-Stiftung	-	1		-	-	
• Schader-Stiftung	-	-	1	-	-	
<b>Vertreter/innen wissenschaftl. Institute</b>	<b>11</b>	<b>10</b>	<b>18</b>	<b>17</b>	<b>8</b>	<b>64</b>
• BISS, Berlin	-	-	2	-	-	
• Braintools, Berlin	-	-	1	-	-	
• DIW, Berlin	-	-	-	-	1	
• DJI; München	2	-	-	-	2	
• DZA, Berlin	-	-	-	-	1	
• IAT, Gelsenkirchen	1	1	-	-	1	
• IFS, Frankfurt	-	-	-	1	-	
• INIFES, Stadtbergen	-	1	-	-	-	
• ISF, München	-	-	-	1	-	
• ISO, Saarbrücken	-	-	-	1	-	
• IWH, Halle	-	-	2	-	-	
• MPS, München	-	-	-	-	1	
• Nexus Institut; Berlin	-	-	1	-	-	
• SERI, Bad Oeynhausen	-	-	-	-	1	
• SFZ, Berlin	-	-	1	-	-	
• SOESTRA, Berlin	-	-	1	-	-	
• SOFI, Göttingen	3	6	1	10	1	
• Sozialwissenschaftliches Institut der EKD	1	1	1	1	-	
• WSI, Düsseldorf	1	-	-	-	-	
• WZB, Berlin	2	-	-	-	-	
• Zentrum für Sozialforschung, Halle	-	-	1	2	-	
• ZTG, Berlin	1	1	7	1	-	
<b>Vertreter/innen v. (Fach-)Hochschulen</b>	<b>13</b>	<b>11</b>	<b>8</b>	<b>4</b>	<b>5</b>	<b>41</b>

	WG1	WG2	WG3	WG4	WG5	Gesamt
• Fachhochschule Holzminden	-	-	-	-	1	
• Fachhochschule Magdeburg-Stendal	1	-	-	-	-	
• Fachhochschule für Wirtschaft, Berlin	1	-	-	-	-	
• Fachhochsch. Technik&Wirtschaft Berlin	-	-	1	-	-	
• TU Chemnitz-Zwickau	1	-	1	-	-	
• TU Clausthal	1	-	-	-	-	
• TU Berlin	-	-	2	-	-	
• Universität Bamberg	1	-	-	-	-	
• (Freie) Universität Berlin	1	-	1	-	-	
• Universität Bielefeld	1	2	-	-	2	
• Universität Bochum	-	2	-	-	-	
• Universität Bremen	-	1	-	-	-	
• Universität Genf	1	-	-	-	-	
• Universität Gießen	-	1	-	-	-	
• Universität Göttingen	1	2	-	-	-	
• Universität Hannover	2	-	-	-	-	
• Universität Hohenheim	-	-	-	-	1	
• Universität Jena	1	-	1	3	-	
• Universität Karlsruhe	-	-	-	-	1	
• Universität Kassel	-	-	-	1	-	
• Universität Magdeburg	-	-	1	-	-	
• Universität Siegen	1	2	1	-	-	
• University of Ulster	-	1	-	-	-	
<b>Wissenschaftler/innen des soeb-Verbundes</b>	<b>10</b>	<b>11</b>	<b>11</b>	<b>14</b>	<b>11</b>	<b>57</b>
<b>Gesamt</b>	<b>44</b>	<b>42</b>	<b>47</b>	<b>41</b>	<b>28</b>	<b>202</b>

### 7.3 Materialübersicht zu den Werkstattgesprächen

Auf der Projekt-Website [www.soeb.de](http://www.soeb.de) finden sich folgende Materialien als PDF-Dateien (mit Ausnahme der *kursiv* geschriebenen Beiträge):

#### Werkstattgespräch 1: Deutschland im Modell

- Flyer
- Diskussionspapier
- Pressemitteilung
- Ergebnisbericht
- Beiträge:
  - Peter Bartelheimer: Umbruch des Produktions- und Sozialmodells
  - Roland Roth: Auf der Suche nach Übersicht in regulationstheoretischer Perspektive
  - Frieder Otto Wolf: Europäisches Sozialmodell
  - Waltraud Cornelißen: Optionen der Sozialberichterstattung zur Geschlechtergerechtigkeit
  - *Heiko Geiling: Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel*
  - *Kerstin Jürgens: Soziologie alltäglicher Lebensführung*
  - *Karin Kurz: Analyse von Erwerbsverläufen*
  - *Martin Kronauer: Teilhabekonzept, Ausgrenzung, gesellschaftliche Zugehörigkeit*
  - Jean Michel Bonvin: Employment and Labour Market Regulation
  - Ortrud Leßmann: Lebenslage- und Capability-Ansatz
  - Petra Böhnke: Gesellschaftliche Teilhabe als Berichtskonzept
  - Sebastian Brandl: Nachhaltigkeit in Arbeit und Lebensweise
  - Norbert Schwarz: Makroökonomische Ansätze
  - *Silke Bothfeld: WSI-Frauendatenreport*
  - Jan Marbach: Veränderungen des Sozialkapitals
  - Heinz Herbert Noll: Kommentar zum Werkstattgespräch
  - *Tatjana Fuchs: Schlusswort*

#### Werkstattgespräch 2: Regulierung des Umbruchs – Umbruch der Regulierung

- Flyer
- Diskussionspapier
- Pressemitteilung
- Ergebnisbericht
- Beiträge:
  - Nicole Mayer-Ahuja: Regulierung des Umbruchs – Einleitungsstatement
  - Nicole Mayer-Ahuja: Regulierung des Umbruchs – Folien
  - Ludger Pries: Struktur und Regulierung von Erwerbsarbeit



- Diana Auth: Regulierung von Arbeitszeit
- Claus Schäfer: Regulierung von Einkommen
- Martin Baethge/Markus Wieck: Regulierung von Bildung
- Heike Solga: Gering Qualifizierte als Regulierungsproblem
- Sigrid Betzelt: Lebensläufe und Geschlechterarrangements
- Dorit Sing: Übergang in den Ruhestand
- Hans Walter Schmuhl: Geschichte der Arbeitsmarktpolitik
- Max Koch: Arbeitsmarkt im internationalen Vergleich
- Ulrike Kress: Arbeitsmarktmonitoring
- Volker Baethge-Kinsky: Monitoring und Sozialberichterstattung
- *Peter Bartelheimer: Schlusswort*

### **Werkstattgespräch 3: Ostdeutschland – Fragmentierte Entwicklung**

- Flyer
- Diskussionspapier
- Pressemitteilung
- Ergebnisbericht
- Beiträge:
  - Rainer Land: Ostdeutschland - Fragmentierte Entwicklung
  - Thomas Hanf: Problem der handlungsleitenden Grundorientierung in Ostdeutschland
  - Ulrich Busch: Transfergesellschaft Ostdeutschland
  - Joachim Ragnitz: Kritische Revision der Transfergesellschaft
  - Klaus-Peter Buss: Fragmentierung - eine richtige Perspektive?
  - *Rudolf Woderich: Die Bildung neuen Sozialkapitals*
  - Holger Alda: Sekundäre Arbeitsmarktintegration
  - *Olaf Struck: Arbeitsmarkt und Beschäftigungssysteme in Ostdeutschland*
  - Friedrich Hauss: Risikolagen im ländlichsten Raum
  - Christine Steiner: Demografie und Erwerbseintritt der Jüngeren
  - *Wolfgang Kil, Ingeborg Beer, Tobias Robischon, Christine Weiske: Podiumsdiskussion zum Thema Schrumpfung: Raumordnung oder Gesellschaftsordnung.*
  - *Ray Kollmorgen: Schlusswort*

### Werkstattgespräch 4: Gesellschaft im Betrieb

- Flyer
- Diskussionspapier
- Pressemitteilung
- Ergebnisbericht
- Beiträge:
  - Anne Hacket: Einführung
  - Andreas Boes, Anne Hacket: Bringing the Firms Back In
  - Dieter Sauer: Reorganisation des Unternehmens
  - Martin Kuhlmann: Reorganisation von Arbeit
  - Christoph Köhler, Olaf Struck: Beschäftigungsverhältnisse
  - Holger Alda: Betriebe und Arbeitseinkommen
  - Nick Kratzer: Zeit im Übergang
  - Tatjana Fuchs: Qualität der Arbeit
  - Peter Ellguth: Betrieb und Arbeitsbeziehungen
  - Klaus Dörre: Fragmentierte Arbeitsbeziehungen
  - Volker Baethge-Kinsky: Arbeiten und Lernen
  - Rainer Land: Ostdeutschland
  - Boy Lüthje: Bloody Fordism
  - *Burkart Lutz: Abschlussreflexion*
  - *Peter Bartelheimer: Schlusswort*

### Werkstattgespräch 5: Arbeit und Lebensweise im Spiegel der Haushaltsökonomie

- Flyer
- Diskussionspapier
- Pressemitteilung
- Ergebnisbericht
- Beiträge:
  - Tatjana Fuchs: Lebensweisen im Umbruch
  - *Birgit Geissler: Erwerbsförmige haushaltsbezogene Dienstleistungen*
  - Claudia Gather: Bezahlte und unbezahlte Hausarbeit
  - Karen Jaehrling: Soziale und haushaltsnahe Dienstleistungen
  - Axel Schaffer, Carsten Stahmer: Aktivitätsmuster
  - Wencke Gwozd: Private Haushaltsarbeit
  - Marc Ingo Wolter: Konsumchancen
  - Christian Alt: Kinder geben Auskunft
  - Andreas Motel-Klingebiel: Dienstleistungsbedarf in alternder Gesellschaft
  - *Tatjana Fuchs: Abschlussreflexion*